This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Denkwürdigkeiten

von

Heinrich und Amalie von Beguelin.

Amalie v. Beguelin

Denkwürdigkeiten

Heinrich und Amalie von Gentzkow

aus den Jahren [illegible]

Briefen von Gneisenau [illegible]

Adolf Kruse

Mit dem Bildniß von Amalie von [illegible]

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1879.

Amalia Beguelin

Denkwürdigkeiten

von

Heinrich und Amalie von Beguelin

aus den Jahren 1807—1813

nebst

Briefen von Gneisenau und Hardenberg.

Herausgegeben

von

Adolf Ernst,

Professor a. d. Königl. Technischen Hochschule Stuttgart.

Mit dem Bildniß von Amalie von Beguelin.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1892.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Vorwort.

Die Denkwürdigkeiten des Geheimen Staatsrathes Heinrich v. Beguelin und die Aufzeichnungen seiner Gattin Amalie waren bereits im Jahre 1852 Gustav Droysen, dem Verfasser von York's Leben, von meinem Schwiegervater, dem Geh. Ober-Rechnungsrath Raimund v. Beguelin übermittelt, der damals die Absicht hatte, die Memoiren seiner Eltern selbst herauszugeben und Droysen's Rath einholte.

Droysen befürwortete den Plan lebhaft und bezeichnete das eingesandte Manuskript als einen höchst wichtigen Beitrag zur Berichtigung des Urtheils über die Vorgeschichte der preußischen Freiheitskämpfe. — Dennoch unterblieb damals die Veröffentlichung, weil sich mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellten.

Beguelin ließ zwar das Manuskript in Droysen's Händen, lehnte aber mehrere spätere Anträge, die Memoiren für andere größere Arbeiten zu verwerthen oder nur einzelne Theile zu veröffentlichen, ab. Er wollte die ihm theueren Familienaufzeichnungen in sich geschlossen erhalten.

Nach dem Tode von Gustav Droysen sind die Handschriften in die Hände verschiedener anderer Geschichts-

forscher übergegangen, bis das scheinbar herrenlos gewordene Gut vom Professor Max Lehmann in Marburg der Familie 1891 wieder zugestellt wurde. Ich fühle mich verpflichtet, für die Rückgabe des Manuskriptes an dieser Stelle den aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Droysen, Delbrück und Lehmann haben in ihren Werken an verschiedenen Stellen die Beguelin'schen Denkwürdigkeiten erwähnt und sich gelegentlich auf ihren Inhalt gestützt. Liegt hierin bereits eine gewisse öffentliche Anerkennung ihres Werthes, so ist aus eben diesen Kreisen auch weiter der Wunsch ausgesprochen, daß sie herausgegeben werden möchten. In diesem Sinne äußert sich Stern in seinen „Abhandlungen und Aktenstücken zur preußischen Reformzeit“ [1]), und Max Lehmann fügt in seinem 1886/87 erschienenen Werke über Scharnhorst den eigenen Ansichten über Hardenberg gelegentlich die Worte hinzu: „So (urtheilt) auch die fein beobachtende Frau v. Beguelin in ihren schönen, der Veröffentlichung gar sehr würdigen Denkwürdigkeiten“ [2]).

Wenn ich hiernach diese Familienhandschriften jetzt der Oeffentlichkeit übergebe, so darf ich hoffen, nicht nur in treuer Verehrung meines Schwiegervaters die einstigen Absichten eines Verstorbenen zu verwirklichen, sondern auch dem Wunsche einzelner Geschichtsforscher zu entsprechen.

Aufzeichnungen aus der Zeit der Knechtung und Wiedergeburt Preußens können außerdem auch wohl auf die Antheilnahme des großen Kreises der allgemein Ge-

[1]) Ebenda Seite 390 Fußnote.
[2]) Lehmann, Scharnhorst II. 435.

bildeten rechnen, sofern die Denkwürdigkeiten den Stempel frischer Empfindung des Selbsterlebten tragen und tief in die bedeutsamen Ereignisse eindringen.

Dieser Gesichtspunkt ist für mich bei der Herausgabe des vorliegenden Buches maßgebend gewesen, und wenn ich bei dem Bestreben, nicht nur die nackten Handschriften zu geben, sondern auch ihre Lücken zu schließen, in dem Lebensabriß der Verfasser dem Forscher zu viel Bekanntes und zu wenig Neues geboten habe, so möge er das nachsichtig mit der Rücksichtnahme auf den anderen Theil der voraussichtlichen Leser entschuldigen, wie auch umgekehrt ein und die andere Urkunde aufgenommen ist, die wohl nur für den Fachmann einigen Werth hat.

Ueber die benutzten Handschriften habe ich folgendes zu bemerken:

Die Denkwürdigkeiten Beguelin's sind in der Urschrift, der damaligen Gewohnheit der höheren Beamten im diplomatischen Dienste entsprechend, in französischer Sprache geschrieben. Mein Schwiegervater hatte sie bereits für die von ihm beabsichtigte Veröffentlichung übersetzt, und ich handle jedenfalls in seinem Sinne, wenn ich hier nur diese Uebersetzung wiedergebe, die ich übrigens mit dem französisch abgefaßten Original nochmals sorgfältig verglichen habe. Da wo die subjektiven Ansichten und Urtheile des Verfassers in wichtigen Punkten im Widerspruche mit den jetzigen Ergebnissen der Geschichtsforschung stehen, habe ich durch Fußbemerkungen auf die Berichtigungsquellen hingewiesen, ebenso aber auch an anderen vielleicht zweifel-

haften Stellen Zeugnisse für die Richtigkeit seiner Ansichten und Mittheilungen angeführt.

Die deutschen Briefe von Beguelin an seine Frau aus den Jahren 1807 und 1808 berühren die Vorgänge im öffentlichen Leben nur kurz und sind daher hauptsächlich nur als Ergänzung der Denkwürdigkeiten und für den Einblick in Beguelin's persönliche Beziehungen zu Stein und Gneisenau von Werth. Auch hier hatte der Sohn bereits die erforderlichen Auszüge gemacht. Ich habe nur weniges aus den Originalen hinzugefügt, was mir als Beleg für Beguelin's Denk- und Handlungsweise noch wichtig erschien.

Hinsichtlich der Briefe aus Wilna vom Jahre 1812 standen mir bloß die aus dem Nachlasse von Droysen wieder zugestellten Abschriften zu Gebote. Ueber den Verbleib der Originale habe ich nichts ermitteln können.

Von den Denkwürdigkeiten der Frau v. Beguelin waren die eigenhändigen Auszüge aus ihren Tagebüchern im Besitz der Familie geblieben. Die Verfasserin hat nie daran gedacht, daß diese Blätter jemals als Zeugniß von der Geschichtsforschung angerufen werden würden. Ihr war es nur darum zu thun, das Selbsterlebte und Selbstempfundene ihren Kindern aufzubewahren, und so hat sie kein Gewicht darauf gelegt, die Erlebnisse und Eindrücke der Zeitfolge nach zu ordnen. Sie sind augenscheinlich so niedergeschrieben, wie ihr die losen Blätter ihrer ersten Aufzeichnungen in die Hand kamen oder ein zufälliger Gedanke sie zu anderen Ereignissen überleitete.

Die Aufgabe, diese lose aneinander gereihten Einzel-

gedanken und Erlebnisse der wirklichen Zeitfolge der Ereignisse entsprechend für den Druck zu ordnen, ohne im übrigen den Text selbst im Wortlaute im geringsten zu ändern, war, das darf gesagt werden, keine leichte. Zum Theil mangelnde genauere Zeitangaben und das Fehlen anderweitiger Anhaltspunkte, die erst nachträglich durch die sorgfältigen Arbeiten der neueren preußischen Geschichtsforschung zu Tage gefördert sind, hatten meinen Schwiegervater, wie aus dem Briefwechsel mit Droysen hervorgeht, veranlaßt, sich in seiner Zusammenstellung auf das zu beschränken, was er klar übersah. Mit Amtsgeschäften überbürdet und jahrelang leidend, konnte er den eigenen und Droysen's Wunsch nach größerer Vollständigkeit nicht erfüllen.

Ich habe es als eine besondere Pflicht der übernommenen Aufgabe erachtet, die Wiedergabe der Denkwürdigkeiten von Frau v. Beguelin nach dem Original möglichst erschöpfend zu vervollständigen. Bei dieser Ergänzung der einst Droysen übergebenen Auszüge und beim Ordnen des Ganzen, habe ich gleichzeitig die im Original an willkürlich gewählter Stelle eingeschalteten Charakterschilderungen von Gneisenau und Hardenberg, soweit sie nicht unmittelbar an bestimmte Ereignisse der fortlaufenden Begebenheiten anknüpfen, ganz abgesondert und an den Schluß der Tagebuchauszüge gestellt.

Der Lebensabriß von Heinrich und Amalie v. Beguelin, im ersten Buchabschnitt, ist von mir verfaßt. Auch diese Ergänzung war bereits von Droysen 1852 als wünschenswerth bezeichnet, und aus seinem Briefwechsel mit Beguelin ergiebt sich, daß letzterer nachträglich aus

den eigenen Eindrücken und Jugenderinnerungen ein kurzes Lebensbild seiner Eltern einsandte. Leider habe ich dieses Schriftstück nicht wieder erhalten. So blieb ich ausschließlich auf das vereinzelte Quellenmaterial der Geschichtswerke und auf den Inhalt von Familienbriefen angewiesen.

Zum Verständniß der beiden Charaktere mußte ihr Bild auf dem geschichtlichen Hintergrunde entworfen werden, aus dem sie sich als individuelle Gestaltungen der großen Zeit abheben.

Ich habe geglaubt, diese geschichtliche Skizze so weit ausdehnen zu sollen, daß auch der Leser, dem die Einzelheiten jener Zeit vielleicht nicht im unmittelbaren Zusammenhange gegenwärtig sind, hier alles findet, was zum vollen Verständniß der Beguelin'schen Denkwürdigkeiten und zur Beurtheilung der Handlungsweise ihrer Verfasser erforderlich ist. Hier fand sich auch der geeignete Ort für die Aufnahme einzelner geschichtlicher Urkunden, die bisher meines Wissens noch nie aus dem Besitze der Beguelin'schen Familie in fremde Hände gelangt und daher auch der Geschichtsforschung unbekannt geblieben sind. Es sind dies einige Briefe von Hardenberg und Gneisenau und Urkunden über Finanzverhandlungen in Paris, durch die der Geheime Staatsrath v. Beguelin kurz vor der Kriegserklärung 1813 noch preußische Geldforderungen vor der Beschlagnahme durch Napoleon schützte.

Ueberall bin ich bemüht gewesen, die eigenen Angaben auf möglichst zuverlässige Quellen zu stützen und hierüber durch die Fußbemerkungen Rechenschaft abzulegen, aber auch hier habe ich besondere Veranlassung, Herrn Pro-

feſſor Lehmann in Marburg für ſeine entgegenkommende Unterſtützung meinen verbindlichſten Dank auszuſprechen.

Das Titelbild mit der Namensunterſchrift, die einem Briefe aus dem Jahre 1816 entnommen iſt, ſtellt Amalie v. Beguelin nach einem alten Paſtellportrait aus dem Jahre 1797 als junges Mädchen dar. Möge das Bild ihres geiſtigen Lebens, welches ſich aus den eigenen Aufzeichnungen der hochbegabten und bewunderungswerthen Frau dem Leſer entrollt, in weite Kreiſe hineinleuchten. Ihr war es beſchieden, in außergewöhnlichen Zeiten im treuen Freundſchaftsbunde mit Gneiſenau und Hardenberg in die Geſchicke Preußens einzugreifen und ohne aus den Schranken des weiblichen Wirkungskreiſes herauszutreten, ſelbſt mit Hand anzulegen, um die Feſſeln der franzöſiſchen Fremdherrſchaft zu löſen.

Stuttgart, im Juni 1892.

Ad. Ernſt.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Heinrich und Amalie von Beguelin.

Beguelin's Voreltern. S. 3. — Entwicklung der eigenen Laufbahn. S. 4. — Einrichtung des Statistischen Bureaus. S. 5. — Litterarische und statistische Arbeiten. S. 6 — Verheirathung mit Amalie Cramer. S. 8. — Beziehungen zu Stein, Gneisenau und Hardenberg. S. 9. — Uebersiedlung nach Ostpreußen 1806. S. 10. — Gneisenau und Beguelins in Memel 1807. S. 13. — Briefe Gneisenau's an Beguelin. S. 14. — Beguelin kehrt mit Stein nach Memel zurück. S. 17. — Verhandlungen mit Frankreich 1808. S. 19. — Beguelin's Rücktritt 1808. S. 23. — Familienverhältnisse im Jahre 1809. S. 25. — Rückblick auf Beguelin's Denkweise. S. 26. — Beguelin's Wiedereintritt unter Hardenberg. S. 27. — Beguelin und seine Gattin in Paris 1811. S. 29. — Graf Gustav v. Schlabrendorf in Paris. S. 30. — Frau v. Beguelin gewinnt Hardenberg für Gneisenau. S. 33. — Briefe von Gneisenau an Frau v. Beguelin. S. 35. — Amalien's Werthschätzung durch Gneisenau und Hardenberg. S. 36. — Zweite Reise nach Paris 1812. S. 37. — Hardenberg's Schwankungen im Jahre 1811. S. 38. — Napoleon's Bündnißvorschläge im Jahre 1811. S. 41. — Der König beschließt das Bündniß mit Napoleon. S. 43. — Abschluß der Convention im Februar 1812. S. 45. — Beguelin's Urtheil über die Februar-Convention. S. 48. — Hardenberg's Brief über die Convention an Beguelin. S. 51. — Gneisenau's Stimmung nach der Convention. S. 52. — Hardenberg's Verhalten gegen Gneisenau. S. 55. — Gneisenau's und Beguelin's Standpunkt. S. 56. — Hardenberg hält an Beguelin fest. S. 58. — Stimmung in Berlin. S. 60. — Beitrag zu Beguelin's Charakteristik. S. 61. — Rückwirkung

Seite

der öffentlichen Stimmung auf Amalie. S. 62. — Beguelin's Verhandlungen auf dem Dresdener Congreß. S. 64. — Berliner Courszettel vom 15. Juni 1812. S. 68. — Gneisenau's Briefwechsel mit Amalie und Hardenberg. S. 69. — Beguelin's Entsendung nach Wilna 1812. S. 73. — Güterankauf in Schlesien. S. 74. — Beguelin kehrt aus Wilna und Gneisenau aus England zurück. S. 76. — Wechsel des Aufenthaltes beim Beginn des Krieges 1813 und Gneisenau's Brief aus Dresden an Amalie. S. 77. — Beguelin's Finanzmaßregeln in Paris 1813. S. 78. — Verlegung des Hauptquartiers nach Schlesien und Zusammenkunft in Trachenberg. S. 82. — Beguelin begleitet Hardenberg zum Wiener Congreß. S. 84. — Ehrenbürgerrecht von Neuchâtel und Valangin. S. 85. — Ernennung zum Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer. S. 86. — Beguelin's Tod. S. 86. — Charakteristik von Amalie von Beguelin. S. 87. — Amalien's Leben als Wittwe. S. 92. — Amalien's Lebensanschauungen. S. 94. — Amalien's Testament und Tod. S. 101.

II. Denkwürdigkeiten von Heinrich von Beguelin.

Minister vom Stein 105

Vom Tilsiter Frieden bis zum Schluß des Jahres 1808 115

Rückblick auf die Ereignisse nach dem Tilsiter Frieden. S. 115. — Hardenberg's Rücktritt 1807. S. 117. — Die Mitglieder der Immediat-Commission. S. 118. — Stein tritt an die Spitze des Ministeriums. S. 123. — Die ersten Regierungsmaßregeln von Stein. S. 125. — Verhandlungen mit der französischen Regierung. S. 126. — Edikt vom 9. Oktober. S. 128. — Finanzmaßregeln in Preußen. S. 129. — Die Verhandlungen mit Frankreich stocken. S. 131. — Stein hält Köckritz, Lottum und Beyme fern. S. 133. — Mitglieder des auswärtigen Departements. S. 134. — Die Lage in den Provinzen und in Warschau. S. 136. — Eigennutz und Edelsinn in den Unglücksjahren. S. 139. — Militär-Reorganisations-Commission. S. 140. — Militärische Untersuchungs-Commission. S. 143. — Steigen der Geldnoth in Preußen. S. 145. — Einschränkungen. S. 146. — Erlaß über die Annahme von Scheidemünzen. S. 147. — Vertretungen während Stein's Reise nach Berlin. S. 147. — Die Entwicklung einer Stein feindlichen Partei. S. 149. — Stein's Verhandlungen in Berlin mit Daru. S. 151. — Stein begegnet allerlei Widerwärtigkeiten. S. 153. — Stein's Rückkehr nach Königsberg und Minister v. Voß als General-

Seite

Commissar. S. 154. — Stein's Brief an den Fürsten Wittgenstein. S. 156. — Wittgenstein's Verhalten gegen Stein. S. 159. — Stein's Rücktritt und das Ministerium Altenstein. S. 161. — Rückblick auf die Staatsverwaltung seit 1805. S. 162. — Rückblick auf die Finanzverhältnisse. S. 169. — Besteuerung des Silbergeschirrs und der Juwelen. S. 173. — Lotterie-Anleihe. S. 174.

Auszüge aus Briefen von Beguelin an seine Frau . . 175
Briefe aus Memel 1807. S. 175. — Briefe aus Königsberg 1808. S. 183. — Briefe von der Reise nach Wilna 1812. S. 186. — Briefe aus Wilna 1812. S. 189.

III. Denkwürdigkeiten von Amalie von Beguelin.

Tagebuchauszüge aus den Jahren 1810—1813 199
Selbstbetrachtungen. S. 199. — Einfluß von Pinheiro Ferreira und von Stein auf Amalie. S. 204. — Bekanntschaft mit Gneisenau. S. 204. — Beguelin's und Treskow's Reise nach Paris 1810. S. 205. — Erster Aufenthalt in Paris 1810—1811. S. 207. — Amalie berichtet Hardenberg über die Zustände in Paris. S. 208. — Gneisenau nach Berlin berufen. S. 209. — Amalien's patriotischer Einfluß auf Hardenberg. S. 211. — Amtliche Spionage in Preußen. S. 212. — Rüstungen. St. Marsan's Anfrage. Hardenberg's Antwort. S. 215. — Napoleon's Drohungen. S. 215. — Hardenberg's Urtheil über St. Marsan. S. 217. Beeinflussungen des Königs. S. 218. — Zweite Reise nach Paris 1812. Beguelin's Aufnahme in Paris. S. 220. — Vergleich zwischen Schlabrendorf und Stein. S. 223. — Mittheilungen über La Rivallière. S. 224. — Bemerkungen über Napoleon. S. 229. — Unterzeichnung der Februar-Convention. S. 231. — Urtheile über Parteien in der französischen Regierung für und wider Preußen. S. 231. — Der Herzog von Bassano warnt Frau v. Beguelin. S. 233. — Ballfest beim Herzog von Bassano. S. 234. — Stimmungsbilder aus Paris. Spionage. S. 237. — Aeußere gesellschaftliche Auszeichnungen. S. 238. — Diner bei Herrn v. Haller. S. 240. — Haller versucht Frau v. Beguelin umzustimmen. S. 243. — Beitrag zur Beurtheilung von Haller's Macht. S. 247. — Abreise aus Paris. Beguelin's Erkrankung in Amsterdam. S. 248. — Rückkehr nach Berlin im Frühjahr 1812. S. 249. — Stimmung in Berlin und Beurtheilung der Februar-Convention. S. 249. — Congreß in Dresden. S. 252. — Fürst Hatzfeld und Hardenberg.

Seite

S. 253. — Amalien's Briefwechſel mit Gneiſenau 1812. S. 254. — Beguelin's Abreiſe nach Wilna. S. 255. — Die erſten Nachrichten über den Brand von Moskau. S. 256. — Napoleon's Flucht aus Rußland. S. 257. — Urtheile über York's Convention. S. 258. — Gerüchte über die beabſichtigte Gefangennahme des Königs. S. 259. — Ereigniſſe in den erſten Monaten des Jahres 1813. S. 260. — Tauentzien bewirbt ſich um ein Commando. S. 261. — Ancillon's Manifeſt. S. 262. — Kaiſer Alexander in Breslau. S. 262. — Ausmarſch der Truppen. S. 263. — Die erſten Kriegsereigniſſe. S. 265. — Aus den Tagen vor der Schlacht bei Bautzen. S. 266. — Berliner Deputation gegen das Landſturmgeſetz. S. 267. — Nach der Schlacht bei Bautzen. S. 269. — Amalien's Erlebniſſe mit Koſaken in Jariſchau. S. 270. — Amalie hält Gneiſenau vom Zweikampf mit Scharnweber zurück. S. 273. — Amalien's Aeußerungen über die Landſturmangelegenheit. S. 274. — Ein Geſpräch Amalien's mit Hardenberg über Gneiſenau. S. 276. — Auf dem Ball beim Grafen Wittgenſtein. S. 277. — Betrachtungen über den Erfolg der Hardenberg'ſchen Politik. S. 278.

Gneiſenau und Hardenberg 280

I.

Heinrich und Amalie von Beguelin.

Der Stammbaum der Familie Derer von Beguelin Curtlari wurzelt in den Geschlechtern des schweizerischen Uradels, aber seit Anfang des 17. Jahrhunderts war der Adel von den Beguelins, die sich zumeist dem Priester- und Gelehrtenstande zugewendet hatten, nicht mehr geführt worden. Das alte, später wieder angenommene Wappen befindet sich an einem Kirchenfenster zu Biel.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vertrat Peter Beguelin als Maire von Courtlary die Bevölkerung des St. Immer-Thales, auf dessen Bergen damals noch das alte bischöfliche Schloß Erguel thronte, thatkräftig gegen die Uebergriffe des Bischofs von Basel, der seine Oberherrlichkeit über die Landschaft mißbrauchte, um die bestehenden Freiheiten und Gerechtsamen mit Gewalt einzuschränken. Der Streit führte zu offenen Unruhen, in die auch der Sohn Peters, Nicolas Beguelin, verwickelt wurde. Dieser hatte in Basel unter Bernoulli Mathematik und gleichzeitig Jurisprudenz studirt, war 1735 zur weiteren juristischen Ausbildung nach Wetzlar, dem Sitze des Reichskammergerichtes, gegangen und kehrte dorthin, nach vorübergehendem Aufenthalte in der Heimath, zur Fortsetzung seiner juristischen und philosophischen Studien zurück, als er durch seine Theilnahme an den politischen Kämpfen

gegen den Bischof von Basel alle Aussichten auf eine amtliche Anstellung im Bereiche des alten Wohnsitzes seiner Väter verloren hatte[1]). Auf den Rath eines Studienfreundes, des als Publicist bekannten damaligen Legationsrathes Emrich von Vattel, trat er 1743 als Gesandtschaftssekretär in Dresden in preußische Dienste. Hier lenkte er die Aufmerksamkeit Friedrich's des Großen auf sich und wurde wenige Jahre später zum Erzieher des preußischen Thronfolgers und zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin erwählt, der er in seinen letzten Lebensjahren schließlich als Direktor vorstand. Er ist der Verfasser einer Reihe bedeutsamer philosophischer, mathematischer und physikalischer Abhandlungen, die auch auf Kant einen gewissen Einfluß ausgeübt zu haben scheinen.

Der König Friedrich Wilhelm II. bewahrte seinem ehemaligen Erzieher dauernde und tiefempfundene Dankbarkeit. Er rief den alten Adel der Familie durch Verleihung der preußischen Adelsurkunde wieder ins Leben und schenkte dem greisen Gelehrten als Ruhesitz das Gut Lichterfelde bei Berlin[2]). Hier starb Nicolas von Beguelin Anfang Februar 1789.

Der nachmalige Geheime Staatsrath Heinrich von Beguelin, der Verfasser der Denkwürdigkeiten, die in den folgenden Blättern der Oeffentlichkeit übergeben werden, war der älteste Sohn des Vorgenannten und wurde am 8. August 1765 zu Berlin geboren. Er studirte 1783 bis 1785 in Königsberg, arbeitete dann als Referendar bei der kurmärkischen Kammer, wurde 1789 als Assessor beim

[1]) Bernische Biographien. „Beguelin."

[2]) Das Gut Lichterfelde ging in den Besitz des zweiten Sohnes, Friedrich Wilhelm v. B. über.

Accise- und Zoll-Departement des General-Direktoriums angestellt und später zum Geheimen-Kriegs- und Domänenrath, sowie zum Mitgliede des General-Accise-Zoll-Handlungs- und Fabriken-Departements ernannt, an dessen Spitze der Minister vom Stein im Oktober 1804 trat.

Stein war bemüht, zur Klärung des Ueberblicks über die staatswirthschaftlichen Verhältnisse die bisherigen mangelhaften und vereinzelten statistischen Aufnahmen im Lande zu verbessern und beauftragte Beguelin, der 1803 zum Geheimen Ober-Finanzrath befördert war, zu Anfang des Jahres 1805 mit der Bearbeitung der Verbesserungspläne.

Durch eine Cabinetsordre aus Cörbelitz vom 28. Mai 1805 wurde die Errichtung eines besonderen Bureaus beim Commercial-, Fabriken- und Accise-Departement verfügt, um die verschiedenen statistischen Tabellen, welche bis dahin von den einzelnen Departements und Behörden ohne einheitlichen Zusammenhang geführt waren, zu vereinigen und zu einem Ganzen zu bearbeiten.

Die Einrichtung des statistischen Bureaus wurde Beguelin von Stein übertragen, der König berief aber durch eine Cabinetsordre vom 12. November 1805 den Kriegsrath Krug als einzigen besoldeten Beamten des neuen Bureaus, der seit längerer Zeit auf dem Gebiete thätig, durch seine „Betrachtungen über den Nationalreichthum" sich die besondere Anerkennung Friedrich Wilhelm III. erworben hatte[1]).

Beguelin verblieb in seiner früheren Stellung und

[1]) Diese und die nachfolgenden Angaben über Beguelin's Thätigkeit im Statistischen Bureau sind der Abhandlung: „Die geschichtliche Entwicklung der amtlichen Statistik des Preußischen Staates", dargestellt von Richard Boeckh, Berlin 1863, S. 16—24 entnommen.

erledigte die ihm vom Minister übertragenen Arbeiten für die Landesstatistik als Nebengeschäft ohne Entschädigung. Trotzdem ist seine Thätigkeit hierfür eine ganz hervorragende gewesen. Er wirkte, wie ausdrücklich in der vorher angeführten Quelle hervorgehoben wird, mit Krug durchaus einträchtig zusammen. Die von Stein eingeforderten Gutachten wurden theils von ihm und von Krug getrennt bearbeitet, theils begleitete Beguelin die Krug'schen Ausführungen mit Bemerkungen und Zusätzen. Hiernach waren beide unter Stein als Chef des Bureaus im wesentlichen gleichgestellt.

Für den Wirkungskreis der neuen Behörde hatte man von vornherein umfassende Ziele in Aussicht genommen. Es sollten nicht nur die gesammten statistischen Aufnahmen geregelt und an einer Stelle vereinigt werden, sondern man stellte sich hierbei auch die Aufgabe, mit der vollständigen Verarbeitung des Materials vor allem der Staatsverwaltung möglichst sichere Grundlagen zur Förderung der Staatswohlfahrt zu liefern.

Hier fand Beguelin's Neigung zu größeren zusammenfassenden Denkschriften und zur Erörterung der verschiedenartigsten Fragen ein geeignetes Arbeitsfeld.

Schon 1797 hatte er eine „Historisch-kritische Darstellung der Accise- und Zollverfassung in den Preußischen Staaten" veröffentlicht. Diesem in Berlin erschienenen Werke folgte später eine Reihe einzelner Aufsätze. So finden wir im Januar- und Februarheft der Jahrbücher der preußischen Monarchie von 1799 eine Abhandlung: „Ueber die Leinenfabrikation im Schlesischen Gebirge", welche sowohl die technologischen und wirthschaftlichen Herstellungsbedingungen der Erzeugnisse, wie die Absatzverhältnisse eingehend

beleuchtet. Das Märzheft desselben Jahrganges enthält einen interessanten Aufsatz von ihm: „Bemerkungen über Papiergeld" und in der Berliner Monatsschrift 1805—1806 erörterte er die Frage: „Ueber den jetzigen Geldmangel".

Diese litterarischen Arbeiten wurden von den Zeitgenossen mit vielem Beifall aufgenommen[1]). Sie sind klar und ansprechend geschrieben und suchen die behandelten Fragen mit möglichst einfachen, natürlichen Begründungen ohne gelehrtes Beiwerk zu entscheiden.

Richard Boeckh betont in seiner Abhandlung über die geschichtliche Entwicklung der amtlichen Statistik in Preußen, daß Beguelin in seinen Gutachten von selbstständigen staatswirthschaftlichen Grundsätzen ausging, und dieser Zug tritt auch in den eigenen Denkwürdigkeiten hervor, wo er trotz aller Bewunderung für Stein unumwunden seine abweichenden Anschauungen über einzelne Punkte der Finanzpolitik klarlegt.

Beguelin's Thätigkeit für das Statistische Bureau verdankt Preußen die ersten amtlichen, meteorologischen Zusammenstellungen über die höchsten und niedrigsten Thermometer- und Barometerstände, über Windrichtungen, Witterungs- und Temperaturverhältnisse an den einzelnen Tagen u. s. f. — Er zog die ersten Nachrichten hierüber von einem Prediger Gronau ein und veranlaßte schon im Jahre 1805 den Erlaß aus dem Statistischen Bureau, daß demnächst an verschiedenen Stellen der Monarchie regelmäßige meteorologische Beobachtungen beginnen sollten.

Er war ferner ganz besonders auf dem Gebiete der

---

[1]) Ersch und Gruber. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften. Artikel „Beguelin."

Bevölkerungsstatistik thätig, entwarf den Plan zu neuen Populationstabellen und suchte zuverlässigere Aufzeichnungen über die Ursachen der Sterblichkeit herbeizuführen, indem er den Nachweis lieferte, daß die bisherigen Tabellen über die Todesursachen grobe Irrthümer enthielten.

Beguelin bearbeitete sodann allein die Frage der Staatslotterie-Einnahmen, suchte mit Krug zusammen die Einnahmen der Post in den einzelnen Provinzen klar zu stellen und überreichte 1806 mit ihm gemeinschaftlich Stein einen Entwurf für die Aufnahme aller an den Staat, die Commune und an die Grundherrschaften entrichteten direkten und indirekten Abgaben.

Diese vielseitigen Arbeiten brachten ihn mit Stein, der überall selbst mit leitenden Gedanken eingriff, in innige persönliche Berührung und veranlaßten einen freundschaftlichen Verkehr beider Männer, dem die eigene Häuslichkeit eine Stätte zur weiteren Entwicklung bot.

Beguelin hatte sich nach dem Tode seiner ersten Frau, einer Tochter des Oberjägermeisters v. Splittgerber, am 15. Mai 1798 auf dem Schlosse Hermsdorf bei Glogau mit Amalie Cramer, Tochter des Hofrathes Cramer zu Glogau vermählt und versammelte als ein Freund feiner Geselligkeit in seinem Hause zu Berlin einen Kreis ihm naheſtehender, geistig bedeutender Männer, an deren Gesprächen die jugendliche, geistvolle Gattin lebhaften Antheil nahm. Hier theilte Stein am Theetisch im engsten Kreise seine umfassenden Gedanken mit und bewahrte der liebenswürdigen Wirthin noch nach langer Trennung seine freundschaftliche Gesinnung, wie ein Brief von ihm aus dem Jahre 1828 beweist, worin er sich bereit erklärt, für den Fall, daß die damals schon lange verwittwete Frau

von Beguelin früher als er sterben sollte, ihrem ältesten Sohne als Rathgeber und Vormund beizustehen.

Gneisenau, mit beiden Gatten eng befreundet, war vorzüglich 1811 ein häufiger Gast, und Hardenberg verkehrte jahrelang fast täglich in diesem Hause, das eine der Stätten wurde, wo die Männer, welche den Kampf um die Wiedergeburt Preußens in den Zeiten der französischen Herrschaft im Stillen vorbereiteten, sich zu geheimen Berathungen einfanden. Mit stolzer Freude erinnerten sich die Kinder bis an ihr Lebensende einst diese Männer von Angesicht zu Angesicht gekannt zu haben, deren weltgeschichtliche Bedeutung sie nicht ahnen konnten, als sie auf ihren Knieen geliebkost wurden.

Stein und Gneisenau waren die Pathen des ältesten, 1807 geborenen Sohnes der zweiten Ehe, Raimund, und wie nahe Gneisenau der Familie stand, beweisen noch seine späteren, geheimen politischen Briefe aus England an Amalie v. Beguelin, in denen er stets Grüße für die Kinder aufträgt. Vorzüglich kehrt der Name der ältesten Tochter, Antonie, mehrfach wieder, die nach allen Erzählungen ein besonders liebenswürdiges und geistig geweckes Kind gewesen sein muß. Ihr, der 1812 erst Dreizehnjährigen, gilt die Stelle in einem der weiter unten mitgetheilten Briefe Gneisenau's: „Saluez de ma part bien cordialement ma chère Antonie; elle sait se taire".

Aus den Denkwürdigkeiten geht hervor, daß Beguelin schon 1803 die geistige Bedeutung des damals in weiteren Kreisen noch unbekannten Hauptmanns v. Gneisenau erkannt hatte. Während eines gemeinsamen Aufenthaltes in dem schlesischen Bade Landeck machte er ihn mit seiner Gattin bekannt und legte dadurch den Grund zu Be-

Die letzten Anſtrengungen, in Verbindung mit Rußland, Napoleon's Vordringen in Oſtpreußen durch Waffengewalt zu verhindern, führten am 8. Februar 1807 zu der unentſchiedenen Schlacht bei Preußiſch-Eylau. Napoleon bezog hierauf Winterquartiere hinter der Paſſarge und ſuchte Preußen durch Verſprechungen von Rußland zu trennen und zu einem geſonderten Friedensſchluß zu bewegen. Der Verſuch ſcheiterte an dem entſchiedenen Widerſtande des Cabinetsminiſters v. Hardenberg, der die Trennung von Rußland im Hinblick auf die Unzuverläſſigkeit Napoleon's als verderbenbringend bezeichnete. Der Feldzug fand ſeinen endgültigen Abſchluß durch Napoleon's Sieg über die Ruſſen bei Friedland am 14. Juni 1807. Unmittelbar hierauf folgte die Beſetzung von Königsberg, und am 9. Juli beſiegelte der traurige Friede zu Tilſit das Schickſal Preußens. Faſt bis an die äußerſten Grenzen vom Feinde beſetzt, verlor es damals, wie bekannt, alle Beſitzungen weſtlich der Elbe, faſt die Hälfte ſeiner Provinzen, und blieb bis zur Zahlung der erdrückenden Kriegsſteuern unter dem Drucke franzöſiſcher Beſatzungen in den Händen franzöſiſcher Commiſſare. Napoleon hatte die Mitwirkung Hardenberg's bei den Verhandlungen abgelehnt und veranlaßte ſeinen Rücktritt. Rußland, im inneren Beſtande noch unverſehrt und für Napoleon's weitere Pläne zunächſt eine Größe, die ſeiner Politik durch freundſchaftliche Beziehungen Dienſte leiſten konnte, erfuhr eine ſehr ſchonende Behandlung.

Beguelin's Denkwürdigkeiten knüpfen an den Tilſiter Frieden an und ſchildern im Zuſammenhange die allgemeinen Vorgänge und die Perſonen, welche von dieſem Zeitpunkte ab in Memel an der Spitze der Regierung

[illegible]

[illegible] dem [illegible] der [illegible]

[illegible] am [illegible] später [illegible] Ein- [illegible]

[illegible] Familie [illegible] der Regie- [illegible] Elbing, [illegible] wurde, [illegible] Mauwe in [illegible] Mauwe in [illegible] für [illegible] denen er in [illegible] gedenke[1]).

[illegible] die Nothwendigkeit [illegible] in der inneren Verwaltung [illegible] in den Vordergrund stellte, konnte sich [illegible] entschließen, auf die von Grund [illegible] Stein's einzugehen und [illegible] am 4. Januar 1807 in der ungnädigsten Form, als er seinen Eintritt in das neue Ministerium von der Beseitigung des Cabinetsregimentes abhängig machte.

[1] Die Briefe an den Assessor Mauwe befinden sich im Besitze des Premier-Lieutenants Gaston v. Beguelin.

land, [illegible]
gewalt [illegible]
der unermüdete [illegible]
bezog [illegible]
suchte [illegible]
trennen [illegible]
bewegen. [illegible]
Widerstande [illegible]
Trennung [illegible]
Napoleon's [illegible]
zug fand [illegible]
Sieg über die Russen [illegible]
Unmittelbar hierauf [illegible]
und am 9. Juli [illegible]
Schicksal Preußens. [illegible]
vom Feinde besetzt, [illegible]
Besitzungen westlich der Elbe. [illegible]
vinzen, und blieb bis zur Zahlung [illegible]
steuern unter dem Drucke [illegible]
Händen französischer Commissare. [illegible]
Mitwirkung Hardenberg's bei den [illegible]
lehnt und veranlaßte seinen Rücktritt. [illegible]
Bestande noch unversehrt und für [illegible]
Pläne zunächst eine Größe, die seiner [illegible]
schaftliche Beziehungen Dienste leisten [illegible]
sehr schonende Behandlung.

Beguelin's Denkwürdigkeiten knüpfen [illegible]
Frieden an und schildern im Zusamm[illegible]
[illegible] und die Personen [illegible]
[illegible] an der [illegible]

ſtanden. Er ſelbſt hatte damals Oſtpreußen bereits wieder verlaſſen und war ſchon im Juni mit ſeiner Familie von Memel nach Kopenhagen gegangen, um von dort nach Berlin zurückzukehren. Hiervon geben einige flüchtige Andeutungen in den Aufzeichnungen und in ſpäteren Briefen an ſeine Frau Nachricht. Auch iſt noch ein Brief an den Aſſeſſor Mauwe vom 9. Juli aus Kopenhagen vorhanden, und eine kurze Notiz von Amaliens Hand bekundet ihre Anweſenheit in der däniſchen Hauptſtadt. Ob die Familie den Weg lediglich mit Rückſicht auf die im Lande noch herrſchenden kriegeriſchen Verhältniſſe wählte oder ob Beguelin den Auftrag hatte, in Kopenhagen Geldgeſchäfte für den preußiſchen Staat abzuwickeln, darüber geben die Familienpapiere nicht den geringſten Aufſchluß, aber ſowohl die allgemeinen Verhältniſſe, wie die Thatſache, daß Beguelin wenigſtens ſpäter mehrfach mit ähnlichen Aufträgen betraut wurde, laſſen der Vermuthung Raum, daß es ſich auch in dieſem Falle um eine derartige Sendung handelte. Hierfür bieten folgende Angaben einen gewiſſen Anhalt.

In dem Handſchreiben des Königs vom 11. April 1807, wodurch Gneiſenau zum Commandanten von Colberg ernannt wurde, findet ſich gleichzeitig die Aufforderung, in Gemäßheit des erſt Tags zuvor an den bisherigen Commandanten erlaſſenen Befehles zur vollſtändigen Verproviantirung der Feſtung auf längere Zeit womöglich Ankäufe in Kopenhagen und anderen däniſchen Städten zu machen[1]). Am 15. Juni meldet Gneiſenau dem Könige, daß er von Kopenhagen noch mehrere Lazarethbedürfniſſe

[1]) Pertz, Gneiſenau I. S. 170.

und Laboratorium-Gegenstände empfangen habe, daß aber die weitere Ausfuhr verboten sei[1]). Es haben also in jener Zeit geschäftliche Verbindungen zwischen Dänemark und den Beauftragten der preußischen Regierung stattgefunden.

Die Aufzeichnungen aus der Zeit des ersten Aufenthaltes in Ostpreußen vor dem Tilsiter Frieden sind unvollständig. Erst aus den allgemeinen Verhältnissen ergiebt sich, daß gerade hier die engeren Beziehungen zwischen Beguelin und Gneisenau herbeigeführt wurden. Frau von Beguelin erwähnt kurz, daß sie Gneisenau nach dem flüchtigen Zusammensein in Schlesien erst im Kriege 1807 näher kennen lernte, als er an Stelle des altersschwachen Obersten von Lucadou zum Commandanten von Colberg ernannt wurde. Von Gneisenau ist bekannt, daß er sich im Dezember 1806 einige Wochen in Königsberg aufhielt, dann nach Litauen abcommandirt wurde und im Februar 1807 von dort wieder zurückberufen, im März in Memel weilte, um sich mit seinen Truppen zunächst nach Danzig einzuschiffen und bald darauf das neue Commando in Colberg zu übernehmen. Hier in Memel muß also das innige Freundschaftsband geschlossen sein, von dem uns folgender Brief Gneisenau's aus Colberg an Beguelin in Memel Zeugniß ablegt[2]), welchen ich nachstehend im Auszuge soweit wiedergebe, wie sein Inhalt die persönlichen Beziehungen beider Männer berührt.

---

[1]) Pertz, Gneisenau I. S. 221.
[2]) Ebenda. S. 209.

Mein theuerſter Freund!

„Ihre Freundſchaft, mein hochgeſchätzter Freund, betrachtet mich in einem zu günſtigen Lichte. Ich bin wahrlich der nicht, wofür Sie mich halten; nur guten Willen habe ich und damit kann ich etwas thun. Mein Standpunkt war alle die Jahre her, in welchen ich vergeſſen in meiner kleinen Garniſon einer gefährlichen Ruhe genoß, zu ungünſtig, um den militäriſchen Blick ſicher zu machen. Es fehlt mir an Erfahrung und nur dadurch, daß ich bei meinem Studium das allein practiſch brauchbare hervorhob, müßige Speculationen verwarf und die Zeitgeſchichte beobachtete, kann ich nützlich werden". . . . . .

Nach einer ausführlichen Schilderung der kriegeriſchen Ereigniſſe, der Belagerung Colbergs und der geſellſchaftlichen Zuſtände in der Stadt ſchließt Gneiſenau den Brief mit folgenden Bemerkungen:

„Wie ſteht es um Ihre Geſundheit? Heitert ſich Ihr Blick in die Zukunft? Was können wir glauben, was ſollen wir hoffen, was müſſen wir thun? Dieſe drei Kantiſchen Fragen laſſen ſich jetzt füglich auf uns anwenden. Wenn nur der Deutſche kraftvoller wäre. So aber iſt er dumm, glaubt den franzöſiſchen Vorſpiegelungen, trägt wie ein Laſtthier, ſtatt daß er ſich erheben ſollte mit Dreſchflegeln, Miſtgabeln und Senſen und damit die Fremdlinge von unſerm Boden vertilgen. Freund, wir haben mit einer elenden Generation zu thun und es verlohnt ſich wahrlich nicht, für ſolch ein Volk eine gute Regierungsform zu erfinden. Der rauheſte Despotismus iſt gut genug für ſie. Hier und da iſt noch ein Aufflimmern des heiligen Feuers, der Reſt iſt ein ausgebranntes Caput mortuum. Und die höheren Stände ſind verdorben. Darauf iſt auch nicht viel zu rechnen. Greifen Sie um ſich, mein Freund, blindlings, in Ihrer Nähe, und Sie werden immer zehn Egoiſten und Spitzbuben greifen, gegen einen ehrlichen, kraftvollen Mann. Ob denn das immer ſo geweſen iſt? Sie ſind ja ein Hiſtoriker.

Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, mein theuerſter Freund, wenn Sie, da doch durch den Weg unſerer Geſandtſchaft in Wien manchmal Gelegenheit zu Correſpondenz nach Schleſien ſein wird,

an meine Frau schreiben wollen, um ihr zu sagen, wo ich bin, und daß ich mich wohl befinde.

Meine Briefe aus Danzig und von hier werden Sie wohl erhalten haben. Für das Geschenk der Börse bin ich der Geberin hoch verbunden[1]). Solche Freundschaftsbeweise richten bei solchen Unfällen mächtig auf. Umarmen Sie mir Ihre Kinder. —

Mit unverbrüchlicher Freundestreue

Ihr treu ergebener

Colberg, d. 27. Mai 1807. N. v. Gneisenau.

Nach dem Tilsiter Frieden wurde Gneisenau für seine Verdienste um die erfolgreiche Vertheidigung von Colberg zum Oberstlieutenant befördert und bald darauf durch Cabinetsordre vom 25. Juli in die Militär-Reorganisations-Commission nach Memel berufen, die dort unter dem Vorsitze von Scharnhorst zusammentrat.

Unmittelbar nach seiner Ankunft beantwortete er am 29. August einen Brief von Beguelin mit folgenden Zeilen[2]):

Mein theuerster Freund!

Unter der unzähligen Menge von Briefen, womit ich jetzt bestürmt werde, weil man mich von Einfluß glaubt, war mir der Ihrige eine freudige Erscheinung. Dank Ihnen, daß Sie meiner noch eingedenk sind. Meine Reise hieher, die ich unter sehr wehmüthigen Empfindungen antrat, wäre sehr durch den Gedanken, Sie hier zu finden, aufgeheitert worden, so aber hatten mir schon die Zeitungen Ihre Heimkehr zu den Penaten verkündet. Bei Lesung dieser Nachricht dachte ich wohl, daß Sie unseren Kanonen-

[1]) Frau v. Beguelin erwies ihren Freunden mehrfach derartige liebenswürdige Aufmerksamkeiten. So sandte sie unter anderem auch dem Minister v. Stein nach seiner Verbannung einen selbstgestickten Ofenschirm nach Prag, wie aus einem sehr herzlichen Dankbriefe Stein's vom 16. August 1810 hervorgeht.

[2]) Pertz, Gneisenau I. S. 302.

donner gehört haben möchten und dann Wünsche für unser Heil emporgestiegen sein würden. Es gab Tage, wo die Erde zitterte, und ich betrug mich dabei wie ein Spieler, der seine letzten Louisd'ors muthig auf's Spiel setzt, in Hoffnung, daß sich ihm das Glück wenden werde; denn es gab einmal eine Zeit, wo ich nur noch auf 14 Tage Munition hatte und dennoch durfte ich mein Feuern nicht verringern, aus Furcht, der Feind möchte meinen Munitionsmangel gewahr werden. . . . . .

Wenn Sie mir Hoffnung machen, daß Minister Stein noch den an ihn geschehenen Ruf annimmt, so sprechen Sie mir ein Wort des Trostes. Aber dann ist nur der halbe Schritt geschehen. Er muß durchaus Premierminister werden, sonst ist alles nur halb gethan. Der Kriegsminister, der des Innern, der Finanzen u. s. f. muß unter ihm stehen und kein Einfluß des Cabinets muß stattfinden. Aber es wird schwer halten, einem so hart gefesselten Staate eine gute Organisation zu geben. Was uns vor acht Jahren vielleicht zu einer der ersten Mächte hätte emporheben können, beschleunigt vielleicht jetzt unser Verderben.

Sie haben mir eine zu große Rolle bestimmt und Ihre Freundschaft für mich ist zu parteiisch. Bei meiner etwas philosophischen Stimmung bin ich nicht zu den hohen Posten geeignet. Aber ich habe mir einen Wirkungskreis ersehen, worin ich nützlich sein kann. Vor der Hand bin ich Mitglied der Reorganisations-Commission. Zum Berathschlagen haben wir Zeit, ob wir jemals zum Ausführen kommen werden, wissen die Unsterblichen. . . . . .

Sie haben Ihren Sohn in's Militär gestellt, und ich kann es jetzt nicht billigen. Aus ehemaligen drittehalb Regimentern und einem Füsilierbataillon kann nur immer ein Regiment wieder formirt werden. Sie sehen also, daß dadurch alle Aussichten zu Avancement vernichtet sind. Machen Sie ihn zu irgend einem Geschäft recht tauglich. Zum Waffentragen ist es immer noch Zeit. Bei dem künftig anzunehmenden Beförderungsmodus soll er wohl das Versäumte wieder einbringen, wenn er Lust und Liebe dazu hat. . . . . .

Aus diesem Briefe ergiebt sich, daß Beguelin im August 1807 mit seiner Familie wieder in Berlin einge-

troffen war. Beide Briefe spiegeln als Antworten Beguelin's Vertrauen auf Gneisenau's Bedeutung für Preußen ab. Die Bemerkung über Stein weist auf den inzwischen bei der Regierung in Memel eingetretenen Umschwung der Anschauungen hin.

Nach dem vollständigen Zusammenbrechen der alten Verhältnisse und Hardenberg's erzwungenem Rücktritt lenkten sich die Blicke wieder auf Stein. In den Denkwürdigkeiten sind die näheren Verhältnisse dargelegt, unter denen der erst im Januar in Ungnaden entlassene Minister bereits im Juli 1807 aufgefordert wurde, zurückzukehren. Stein erklärte sich bereit, dem Rufe Folge zu leisten, traf aber, durch Krankheit in Nassau zurückgehalten, erst am 19. September in Berlin ein und setzte von dort am 22. seine Reise nach Memel auf dem Umwege über Treptow fort, um Blücher in seinem Hauptquartier in Pommern aufzusuchen[1]). Der Minister nahm Beguelin aus Berlin als General-Sekretär mit.

Auf der Reise schrieb Beguelin am 26. September seiner Gattin aus Bütow in Pommern. „Ich habe herrliche Aussichten. Welch ein Mann, welche großen Pläne, doch ohne mich zu rühmen, in den meisten Stücken mit meinen früheren Ideen übereinstimmend, nur umfassender, kräftiger! Ich bin sehr glücklich, hoch und groß gestimmt. Schone Dich, Du mußt noch Zeuge glücklicher Zeiten werden." — Am Schluß des Briefes wird der vorangegangene Besuch bei Blücher erwähnt[2]).

Am 30. September trafen die Reisenden in Memel

[1]) Pertz, Stein II. S. 7.

[2]) Alle Briefe und Handschriften ohne besondere Quellenangabe befinden sich im Besitz von Frau Kreisgerichtsräthin Sethe.

ein. Die ſpäter im Zuſammenhange mitgetheilten Auszüge aus den Briefen von Beguelin an ſeine in Berlin zurückgebliebene Gattin, beginnen mit dem 5. Oktober. Sie geben ein Bild von dem innigen Verkehr mit Gneiſenau und Stein in Memel und ergänzen in Bezug auf die perſönlichen Erlebniſſe den zuſammenhängenden geſchichtlichen Abriß der ganzen folgenden Zeit, der in den Denkwürdigkeiten niedergelegt iſt.

Beachtenswerth iſt die an einer Stelle in den Briefen erwähnte Thatſache, daß Gneiſenau auch damals ſchon in Briefwechſel mit Frau v. Beguelin ſtand.

Wie hier, ſo äußert Beguelin auch in Briefen an den Aſſeſſor Mauwe in Königsberg ſeine glühende Verehrung für Stein, und ſchreibt am 21. Oktober dem jüngeren Freunde:

„Ueber das Einziehen der Diäten wird wohl ſehr geklagt. Beweiſen Sie nur, daß es Herrn von Stein's Schuld nicht ſei, ſondern der erſchöpfte Kaſſenzuſtand macht es ganz ohnmöglich. Sobald die Franzoſen ſich zurückziehen, wird es ſich ändern. Alle rechtlichen Menſchen müſſen ſich verbinden und nicht dulden, daß man dem Herrn von Stein ungerechte Vorwürfe mache. Er verdient ſie wahrlich nicht.“

In einem ſpäteren Briefe an Mauwe vom 16. November ſtehen die Zeilen: „Der Miniſter befindet ſich zu meiner innigen Freude ſehr wohl. Sein Umgang iſt meine einzige Erholung. Er genießt übrigens des allgemeinen Zutrauens und Anſehens, und die Kläffer, die ihn nicht lieben, fürchten ihn doch.“

Mitte Januar 1808 ſiedelte der Hof mit den Regierungsbehörden von Memel nach Königsberg über.

Unfähig, ohne fremde Hülfe das französische Joch abzuschütteln, trug man sich in jener Zeit mit der Hoffnung, durch weitere Zugeständnisse an Frankreich die steigenden Geldverlegenheiten zu beseitigen. Prinz Wilhelm, der damals erst 25jährige Bruder des Königs, war persönlich mit umfassenden Instruktionen nach Paris gegangen und Anfang Januar dort eingetroffen. Er sollte die Unmöglichkeit darlegen, die erdrückenden Lasten des Tilsiter Friedens zu tragen und pünktlich abzuzahlen, andererseits aber den Kaiser Napoleon von dem Wunsche des Königs überzeugen, mit ihm in die intimste Verbindung zu treten und zu dem Zweck ein Bündniß anbieten. Der Prinz hatte Vollmacht, 10 000 Mann preußischer Hülfstruppen für Napoleon's kontinentale Kriege in Aussicht zu stellen, wenn der Kaiser dafür als Gegenleistung die unerschwinglichen Kontributionsforderungen mildere, um die Räumung der noch besetzten Provinzen zu sichern[1]).

Napoleon verhielt sich allen Anträgen gegenüber ablehnend und verwies den Prinzen mit der kühlen Bemerkung, daß die preußische Regierung zu denen zähle, die der Bewegung ihrer Unterthanen nicht sicher sei, hinsichtlich aller Geschäftsverhandlungen an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny. Dieser erklärte nun, die politischen Verhandlungen nicht eher beginnen zu können, als die Geldverhandlungen erledigt seien, welche der französische General-Intendant Daru in Berlin mit dem Kommissar der preußischen Regierung, dem Geheimen Finanzrath Sack, führte. Da Sack bei Daru auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, entschloß sich der Minister vom Stein, die Ver-

[1]) Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 86 u. Pertz, Stein II. 92.

handlungen in Berlin persönlich zu übernehmen und verließ zu dem Zweck Königsberg am 29. Februar 1808.

Beguelin berichtet in seinen Denkwürdigkeiten über den schleppenden Gang der Angelegenheit. Die erhoffte Zustimmung Napoleon's zu den Vereinbarungen zwischen Stein und Daru über mildere Forderungen, blieb aus.

Inzwischen gewann die politische Lage durch die Ereignisse in Spanien im Frühjahr 1808 eine ganz andere Gestalt. Den Versuch Napoleon's, den spanischen Thron an sich zu reißen, hatte die Bevölkerung der pyrenäischen Halbinsel mit einem kühnen Massenaufstande beantwortet, der sich mit Blitzesschnelle durch das Land verbreitete. Ende Mai 1808 brach der Aufstand in Cadix aus, Anfang Juni erklärte die Junta von Sevilla offen an Frankreich den Krieg und fand alsbald an England einen thatkräftigen Verbündeten, mit dem es gelang, die französischen Truppen theils gefangen zu nehmen, theils nach den Pyrenäen zurückzudrängen. Dies Beispiel stachelte Oesterreich zu Rüstungen und erweckte in den Herzen der kühnen preußischen Patrioten die Hoffnung, daß die Stunde der Befreiung auch für sie nahe gerückt sei.

Stein, nach Königsberg zurückgekehrt, trat mit Gneisenau, Scharnhorst und Grolmann in Verbindung, um die Rüstungs- und Kriegspläne auszuarbeiten. Man beschloß, sich von der bisherigen Nachgiebigkeit gegen Frankreich loszusagen und die Verhandlungen in Paris nur noch zum Schein fortzusetzen, um desto ungestörter unter dem Schutze dieser Maske rüsten zu können und dann im Verein mit Oesterreich loszuschlagen.

Aber ehe noch die Unentschlossenheit des Königs überwunden war, der ohne Rußlands gleichzeitigen Beitritt

den Kampf nicht wagen wollte, bot ein von den Franzosen aufgefangener, unvorsichtiger Brief Stein's an den Oberkammerherrn des Königs, den Fürsten Wittgenstein, Napoleon die Handhabe, um die schwebenden Verhandlungen plötzlich mit gebieterischen Forderungen zum Abschluß zu bringen und das unglückliche Land aufs neue zu fesseln. Er benutzte den Zeitpunkt, als er selbst seine Truppen in Spanien brauchte, um sich den Abmarsch seines Heeres aus Preußen auch noch bezahlen zu lassen und das Geld für den neuen Krieg in Spanien schneller einzutreiben[1]).

Der Vertrag, den Napoleon schließlich am 8. September dem Prinzen Wilhelm in Paris zur Unterzeichnung vorlegen ließ, forderte von Preußen für die allmähliche Räumung des Landes nach wie vor die Zahlung der Kriegskontribution und zwar nach den französischen Berechnungen im Betrage von 140 Millionen Franken. Die Festungen Stettin, Cüstrin und Glogau blieben als Pfand für die Abtragung der Schuld in französischen Händen, und die weitere Verpflichtung, den Effektivbestand der preußischen Armee während der nächsten zehn Jahre auf 42000 Mann zu beschränken, war ebenso, wie das Zurückbehalten der Festungen darauf berechnet, auch die Wiederbelebung der physischen Widerstandsfähigkeit in dem armen und durch Kriegslasten erschöpften Lande zu verhindern.

Als dieser unglückliche Vertrag am 8. Oktober auf dem Fürstenkongreß zu Erfurt ratificirt wurde, ließen die unverhüllt zur Schau getragenen freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser Alexander und Napoleon keinen Zweifel darüber, daß Preußen jetzt und für die nächste Zeit auch von Rußland nichts zu hoffen habe.

[1]) M. Lehmann, Scharnhorst II. 185 u. f. Pertz, Gneisenau I. 426.

Inzwischen hatte sich auch die persönliche Lage Beguelin's mittelbar unter dem Einflusse der äußeren politischen Vorgänge, vor allem durch Stein's Reise nach Berlin, wesentlich verändert.

Aus seinen Briefen in den ersten Märztagen des Jahres 1808 geht hervor, daß er dem Minister nach Berlin folgen sollte, sobald sich die Verhältnisse dort übersehen ließen. Nach einer Aufzeichnung seiner Gattin scheint Beguelin in seiner Ungeduld nicht einmal die endgültige Aufforderung von Stein abgewartet zu haben, und da die vorhandenen Briefe aus Königsberg mit dem 10. März abschließen, ist es ziemlich sicher, daß er die ersehnte Rückkehr zu den Seinigen noch in demselben Monat bewerkstelligte.

Schon in den vorangegangenen Briefen tritt die Sehnsucht nach Frau und Kindern in den Vordergrund aller Gedanken. Klagen über das ungesunde Klima und die Unbehaglichkeit des ganzen Lebens in Ostpreußen schließen wiederholt mit der Bemerkung, daß der Aufenthalt für ihn ohne die Thätigkeit mit dem Minister unerträglich sei. Trübe gestimmt, wirft er den Gedanken hin, bei ungünstiger Wendung der Dinge aus dem Dienst scheiden zu wollen.

Als Stein die weitere Entwicklung der schleppenden Verhandlungen nicht abwarten konnte und am 26. Mai auf seinen Posten nach Königsberg zurückkehrte, trennte sich Beguelin von ihm und blieb in Berlin. Als Grund hierfür finden wir in seinen Denkwürdigkeiten die Mittheilung, daß er sich durch die Bevorzugung anderer Rathgeber, die ohne Widerspruch sich allen Ideen des Ministers willfährig fügten, zurückgesetzt fühlte.

Der private Briefwechsel giebt einige nähere Anhaltspunkte für die Annahme, daß wohl der bevorstehende Personenwechsel in den leitenden Stellungen der Verwaltung von entscheidendem Einfluß auf Beguelin's Entschluß gewesen ist.

Der Minister legte unmittelbar nach seiner Rückkehr dem Könige seinen Entwurf zu einer „interimistischen, verbesserten Einrichtung des Geschäftsganges" zur Genehmigung vor, der die bisherige Immediat-Kommission aufhob und weitere Vereinfachungen der verschiedenen Behörden durchführte[1]).

Beguelin war, wie aus dem Briefwechsel mit der Gattin hervorgeht, bereits Anfang Oktober 1807 von Stein die Uebertragung des Accise- und Salz-Departements in der Immediat-Kommission in Aussicht gestellt, und bei der jetzigen Neuordnung der Verhältnisse hoffte er wohl bestimmt, jenen oder einen ähnlichen Posten zu erhalten, aber der Minister hatte seinen Entschluß geändert und übertrug dem Geheimen Ober-Finanzrath von Beyer den Vorsitz in dem neuen, unter gemeinsamer Leitung vereinigten Accise-, Zoll- Salz- und Stempel-Departement[2]).

Wie Beguelin selbst über den Charakter von Beyer dachte, geht vor allem aus einem früheren Briefe an den Assessor Mauve, vom 21. Oktober 1807, hervor, wo er ihn als einen Mann bezeichnet, der „eine besondere Freude daran fand, andere zu kränken, zu brutalisiren und schändlich zu behandeln." Er wirft ihm hier, wie in einem vorangegangenen Briefe an Amalie vor, durch solches Benehmen den Haupt-Kassen-Rendanten Lebius zu Tode ge-

[1]) Pertz, Stein II. S. 118 u. f.
[2]) Ebenda. S. 121.

ärgert zu haben und schließt seine Betrachtungen mit der Bemerkung: „Ich begreife eher, wie das Unglück einen menschenfeindlich machen kann, aber wer im Glück so ist, wer nichts für die selige Empfindung thut, geliebt zu werden, der ist ein moralisches Ungeheuer, das ich vertilgen möchte."

Bei diesem persönlichen Urtheil und einem leidenschaftlich ungeduldigen Temperament ist es erklärlich, daß sich Beguelin durch die unerwartete Bevorzugung Beyer's gerade in seiner bisherigen Vertrauensstellung zu Stein schwer gekränkt fühlte und sich bei seiner sonst schon stark hervortretenden Abneigung gegen alle Lebensbedingungen des damaligen Aufenthaltes in Ostpreußen, durch seinen Unmuth verleiten ließ, auf die Rückkehr nach Königsberg zu verzichten, um sich nicht abermals auf unbestimmte Zeit von seiner Familie zu trennen. Aber dieser Entschluß hatte andererseits gerade für die Familie selbst schwerwiegende Folgen.

Dem Rücktritt aus der Königsberger Stellung folgte das gänzliche Ausscheiden aus dem Staatsdienst für längere Zeit. Bei seiner patriotischen Gesinnung konnte sich Beguelin, wie seine Frau, in einem Rückblick auf die damaligen Verhältnisse, ihrer Nichte, Frau Justizräthin Grambsch, im Januar 1845 schreibt, nicht entschließen, in die Finanzverwaltung der noch von den Franzosen besetzten Provinzen einzutreten, die Bignon als Kommissar der französischen Regierung bei den preußischen Behörden unterstellt war. Er wollte und konnte sich, wie seine Gattin berichtet, nach seiner Gewissensüberzeugung nicht dazu herbeilassen, der französischen Verwaltungsbehörde den von ihm geforderten Eid zu leisten, und hielt an diesem Entschlusse fest, trotzdem seine äußere Lage keineswegs glänzend war. So brachten

die nächsten Jahre mancherlei ernste Sorgen, und zu ihnen gesellte sich schwerer Kummer über sonstige traurige Erlebnisse.

Der Ausfall des Gehaltes wurde bei der zahlreichen Familie drückend empfunden, da gleichzeitig auch die Stütze, welche sonst das schwiegerelterliche Haus hätte gewähren können, zusammenbrach. Durch die unerschwinglichen Kriegskontributionen, sah sich der Hofrath Cramer genöthigt, die Herrschaft Koeben mit Verlust fast seines ganzen Vermögens zu verkaufen und verfiel darüber in unheilbaren Irrsinn[1]). Frau von Beguelin erkrankte schwer nach der Geburt von Zwillingen, die ihr schon im ersten Lebensjahre wieder durch den Tod entrissen wurden. Auch ihr ältester Knabe erkrankte lebensgefährlich. Kurz es häufte sich Unglück auf Unglück, und Amalie bezeichnet das Jahr 1809 als eins der schwersten in ihrem Leben. Sie fühlte sich damals von Gott und den Menschen verlassen. Nur der Mann ihrer einzigen Schwester, der Justizrath Sattig in Glogau, leistete der schwergeprüften Familie Hülfe und nahm sie für längere Zeit zu sich. So richteten sich die Schwestern mit ihren Kindern auf dem Sattig'schen Gute Ziebern in Schlesien ein, obwohl auch hier die drückendsten Verhältnisse herrschten und fortdauernde französische Einquartierung das Haus schwer belastete. Die ganze Familie war für sich auf die nothdürftigsten Räumlichkeiten beschränkt.

Aus dem Inhalt der Denkwürdigkeiten selbst ergiebt sich, daß Beguelin seine Aufzeichnungen während der unerwünschten Muße niedergeschrieben hat. Die Urtheile im

---

[1]) Hugo Sattig, Erinnerungen aus meinem Leben. Als Manuscript gedruckt. Magdeburg 1884, Hofbuchdruckerei v. Friese. S. 1.

letzten Theile der unvollendet hinterlassenen Memoiren über das Ende 1808 nach Stein's Rücktritt gewählte Ministerium Altenstein sind von dem Verfasser in einer Form abgegeben, die sich auf die unmittelbare Gegenwart bezieht, indem er die Berechtigung seiner Ansichten vom weiteren, noch ungewissen Verlaufe der Dinge abhängig macht.

Soweit wir uns aus dem bisherigen Lebensabschnitt ein Urtheil über Beguelin bilden können, liefert sein ganzes Verhalten und besonders sein frühzeitiger Anschluß an Gneisenau und Stein ein Zeugniß dafür, daß er aus innerer Ueberzeugung sich zu denen gesellte, die in schwieriger Zeit ihr Denken und ihre Arbeitskraft dem Wohle des Vaterlandes widmeten. Er stand in den vertrautesten Beziehungen zu den Geistesheroen, die mit eiserner Kraft Preußen aus der drückenden Lage zu befreien und seine Hülfsquellen zum Widerstande zu beleben suchten. Aber wenn er im Herzen auch ganz die Pläne dieser kühnen Männer aus eigener Ueberzeugung theilte, war er doch bei seinen idealen Zielen nicht frei von persönlichem Ehrgeiz. Er wollte an hervorragender Stelle wirken und war bei diesem Streben empfindlich und leicht verletzbar.

In der Aufzeichnung seiner Denkwürdigkeiten tritt eine gewisse Neigung hervor, äußerliche Schwächen anderer zu geißeln, auch unterschätzt er wohl hier und da die Leistungen einzelner Mitarbeiter an dem großen Reformwerk, und dieser Charakterzug wird nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm persönliche Feinde zu erwecken.

Frei hiervon ist sein Urtheil über Gneisenau und Stein.

Seine Schilderung von Stein's Wesen und Wirken ist der Ausdruck tiefer Bewunderung für den gewaltigen

Geiſt. Sie iſt niedergeſchrieben, als nicht wenige im eigenen Lande über den Sturz des mächtigen Mannes triumphirten, als Napoleon's Haß den gefährlichen Gegner geächtet und aus Preußen verbannt hatte, um ſeinen Einfluß hier womöglich für immer zu vernichten.

Die in den Denkwürdigkeiten für Stein niedergelegte Verehrung gilt einem Manne, von dem der Verfaſſer für ſeine eigene Zukunft nichts mehr zu hoffen hatte, und durch den er kurz zuvor perſönliche Hoffnungen vereitelt ſah.

Hatte Beguelin während ſeiner Thätigkeit im ſtatiſtiſchen Bureau Gelegenheit zu größeren ſelbſtſtändigen und organiſatoriſchen Arbeiten, ſo brachte es die Art ſeiner Stellung in Memel, als General-Sekretär Stein's, mit ſich, daß er hier zwar in unmittelbarſter Berührung mit den leitenden Gedanken des großen Staatsmannes ſtand, aber durch die Vielſeitigkeit der laufenden Geſchäfte gehindert war, ſeine Arbeitskraft auf ein beſtimmtes Gebiet zu beſchränken und deutliche Spuren ſeiner Wirkſamkeit aus dieſer Zeit zu hinterlaſſen. An der großen Reformgeſetzgebung Stein's, die ſich hauptſächlich erſt in der Zeit vom Juni bis zu ſeinem Sturze durch Napoleon, im November 1808, entfaltete[1]), hatte er keinen perſönlichen Antheil mehr, da er zu der Zeit bereits aus dem Staatsdienſt vorübergehend zurückgetreten war.

Für Beguelin eröffnete ſich erſt wieder ein neues Feld der Thätigkeit, als auch das Miniſterium Altenſtein, wie ſein Vorgänger Stein, an den Schwierigkeiten der politiſchen Verhältniſſe ſcheiterte und Hardenberg am

[1]) Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organiſation unter Stein und Hardenberg 145.

7. Juni 1810 als Staatskanzler die Zügel der Regierung übernahm.

Hardenberg hatte die Entschlossenheit, von der schon so schwer gedrückten Bevölkerung neue Steuern zu verlangen, die nöthig waren, um den französischen Forderungen zu genügen und die weitere Zerstückelung des Staates zu vermeiden. Mit dieser neuen Steuergesetzgebung verband er die planmäßige Fortführung der von Stein begonnenen wirthschaftlich-socialen Reform, die dem Lande die freiere Entwicklung des Wohlstandes ermöglichen sollte, und schlug andererseits den Weg ein, sich zunächst Napoleon's Willen widerspruchslos zu unterwerfen, um den gänzlichen Untergang des Staates zu verhindern, bevor günstigere Verhältnisse mehr Aussicht auf eine erfolgreiche Erhebung erhoffen ließen[1]).

Der umfassende neue Finanzplan Hardenberg's fand anfänglich den größten Widerstand; vorzüglich erklärte sich der Geheime Staatsrath Niebuhr entschieden dagegen. Infolgedessen wurde der ganze Plan einer besonderen Kommission überwiesen.

Wir finden Beguelin, als Mitglied dieser Kommission, im Sommer 1810 wieder in den Staatsdienst zurückgekehrt[2]). Stein, der damals in Prag lebte, wurde vertraulich um seinen Rath ersucht, und Hardenberg übermittelte ihm zu dem Zweck insgeheim die Akten mit verschiedenen Gutachten. Hierunter befand sich auch eine Denkschrift von Beguelin[3]).

---

[1]) Delbrück, Gneisenau I. S. 199.

[2]) Pertz, Stein II. S. 487 und Manso, Geschichte des Preußischen Staates. Frankfurt a. M. 1820 III. S. 74.

[3]) Pertz, Stein II. S. 510.

Aus den allseitigen Berathungen ging nach einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Stein und Hardenberg an der böhmischen Grenze die schließliche Gestaltung des Entwurfes hervor, der durch Vereinigung der Provinzialschulden mit den Staatsschulden eine Vereinfachung der Finanzverwaltung beabsichtigte, ferner eine gleichmäßige Vertheilung der Konsumptions- und Luxussteuern auf das ganze Reich anstrebte, die Accise auf das platte Land ausdehnte, die bisherigen Zwangsrechte auf dem Lande aufhob und alle Befreiung von der Grundsteuer beseitigte. Man wollte völlige Gewerbefreiheit, sowie eine konsultative Vertretung der Provinzen und Kommunen schaffen, und Hardenberg stellte durch den beabsichtigten Verkauf der geistlichen Güter und Domänen neben den erhöhten Steuereinkünften dem Staate größere Barmittel zur Tilgung der Schulden in Aussicht[1]).

Inzwischen war Beguelin im September 1810 nach Paris gegangen, um dort mit dem Ministerium über leichtere Zahlungsbedingungen zu verhandeln und Naturallieferungen als Ersatz für bares Geld anzubieten. Auf seinen Wunsch folgte ihm seine Gattin Anfang Januar 1811 unter dem Schutze eines Herrn von Bohm nach, als sich die Verhandlungen unabsehbar in die Länge zogen.

Unter den damals in Deutschland herrschenden Verhältnissen drohte den beiden Reisenden eine schwere Gefahr. Die jahrelange Beunruhigung der ganzen Rheingegend durch die vom sogenannten Schinderhannes organisirten Räuberbanden war auch nach der Hinrichtung

[1]) Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 170 u. f.

des gefürchteten Bandenoberhauptes, im Jahre 1803, nicht vollständig verschwunden. Als Frau v. Beguelin mit ihrem Begleiter in Gelnhausen anlangte und dort die Pferde gewechselt werden sollten, traf kurz darauf eine zweite Extrapost mit vier französischen Offizieren der Danziger Garnison ein, die ebenfalls auf dem Wege nach Paris begriffen, um schleunige Weiterbeförderung baten. Herr von Bohm verzichtete bei der Aussicht, die Rast zu einem guten Abendbrot im Posthause benutzen zu können, auf die für ihn bereitstehenden Pferde, überließ sie den Offizieren und fuhr erst eine Stunde später ab. Durch diesen zufälligen Aufenthalt entging er mit seiner Schutzbefohlenen dem Schicksal der vorausgefahrenen Franzosen, die im Walde hinter Gelnhausen von Räubern überfallen, ausgeplündert und ermordet wurden.

Unter den Persönlichkeiten, mit denen Frau v. Beguelin in Paris in näheren Verkehr trat, ist für das genauere Verständniß später erwähnter Beziehungen der in weiteren Kreisen bekannte Graf Gustav von Schlabrendorf besonders hervorzuheben, dessen Charakter Amalie selbst in ihren Denkwürdigkeiten schildert. Zwischen den beiderseitigen Eltern bestanden schon aus früherer Zeit engere Verbindungen, da der Vater des Genannten als Provinzial-Minister seine letzten Lebensjahre in Schlesien zubrachte, und dort in der Nähe von Glogau ansässig war. Der junge Graf Schlabrendorf benutzte nach dem Tode seines Vaters das ansehnliche Vermögen zu ausgedehnten Reisen in Deutschland und nach dem Auslande, dann erregten die Anfänge der französischen Revolution sein besonderes Interesse und veranlaßten seine Uebersiedelung nach Paris, wo er sich im übrigen mit sprachlichen und

philosophischen Studien befaßte. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Girondisten führten ihn in der Schreckenszeit ins Gefängniß. Erst durch Robespierre's Sturz befreit, hatte er während 18 monatlicher Haft Tag für Tag seine Verurtheilung zur Guillotine erwartet. Er entging der Hinrichtung nur dadurch, daß er an dem hierfür bestimmten Tage durch einen rein äußerlichen Zufall im Gefängniß zurückgelassen wurde, weil seine Stiefel nicht rechtzeitig aufgefunden werden konnten. Bei der großen Zahl der täglichen Opfer wurde er auf der Richtstätte nicht vermißt, und da er in den Listen als hingerichtet gestrichen war, wurde er auch nicht nachträglich abgeführt.

Obwohl niemals öffentlich thätig, übte er doch durch seine umfassende Welt- und Geschichtskenntniß und durch seine weitreichenden Beziehungen einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Nach der erlittenen politischen Haft zog er sich vollkommen zurück und lebte äußerlich als Sonderling, aber trotzdem er selbst fast nie ausging, empfing er doch die zahlreichsten und vornehmsten Besuche. Er erfuhr alle politischen Vorgänge, weil er mit der ganzen diplomatischen Welt vertraut war, und wurde von den einflußreichsten Personen um Rath ersucht. In ihm paarten sich hervorragende Geistesbildung mit edler Gesinnung, die er vorzugsweise auch durch umfassende Wohlthätigkeit bekundete.

Napoleon ließ ihn als Sonderling unbehelligt, obgleich ihm seine persönliche Abneigung gegen das französische Kaiserreich und seine fortdauernden Verbindungen mit Preußen bekannt waren, aber er verweigerte ihm die Pässe, als Schlabrendorf 1813 nach Preußen zurückkehren wollte, um thätigen Antheil am Befreiungswerke zu nehmen.

Schlabrendorf war einer der ersten, die beim Ausbruch des Freiheitskrieges freiwillig größere Geldmittel zu Rüstungszwecken spendeten. Er beauftragte damals den Justizrath Sattig, als seinen Bevollmächtigten, der preußischen Staatskasse in Breslau sofort 10 000 Thaler zu überweisen[1]).

Der persönliche Verkehr zwischen Schlabrendorf und Frau v. Beguelin im Jahre 1811 setzte sich in einem Briefwechsel fort; dann sahen sich beide 1812 wieder, und später noch einmal im Jahre 1823. Zwischen beiden bestand ein festes Freundschaftsband, das erst durch Schlabrendorf's Tod im Jahre 1824 gelöst wurde.

War Frau v. Beguelin im Jahre 1811 auch nur wenige Wochen in Paris, da sie im Februar bereits wieder zurückkehren mußte, so bildet doch dieser erste Pariser Aufenthalt in dem Leben beider Ehegatten einen wichtigen Abschnitt. Er wurde die Ursache, daß beide, wenn auch in ganz verschiedener Weise, zu entscheidendem Einflusse auf die politischen Geschicke Preußens gelangten.

Beguelin trat im Sommer 1811 als vortragender Rath in das Bureau des Staatskanzlers ein[2]) und wurde im nächsten Jahre mit erneuten, folgenschweren Verhandlungen in Paris betraut, während seine Gattin durch ihre

---

[1]) Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen der Frau Justizräthin Sattig, der Schwester von Frau v. Beguelin. Einige weitere Züge von Schlabrendorf's Leben erzählt der 1884 zu Görlitz verstorbene Geh. Regierungsrath Hugo Sattig, der Sohn des General-Mandatars von Schlabrendorf, in seinen als Manuscript gedruckten „Erinnerungen aus meinem Leben" S. 33. Die ausführlichste Charakterschilderung findet sich in Varnhagen von Ense, Vermischte Schriften I. 3. Aufl. S. 341 u. f.

[2]) Meier. Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg. S. 173.

Berichte aus Paris an Hardenberg dessen Aufmerksamkeit auf sich lenkte und dadurch gleichfalls in nähere Beziehungen zum Staatskanzler trat.

Für ihre geistige Bedeutung spricht der Umstand, daß es ihr gelang, Gneisenau und Hardenberg für die Zukunft zu gemeinsamem Handeln fest zu vereinigen.

Gneisenau hatte nach dem unglücklichen Verlauf der Ereignisse, die eine thatkräftige Erhebung Preußens ohne fremde Hülfe nicht mehr erwarten ließen, unter dem Drucke der französischen Verdächtigungen seinen Abschied erbeten. Der König genehmigte das Gesuch am 1. Juli 1809 für die Dauer des Friedens.

Unermüdlich bestrebt, dem Vaterlande zu dienen, benutzte Gneisenau den Urlaub zu seiner ersten politischen Reise nach England, um auf eigene Hand dort den Boden für seine Hoffnungen und Pläne zu untersuchen und womöglich Wege für eine spätere Unterstützung aufzufinden, aber auch von hier kehrte er enttäuscht zurück. Nach jahrelanger Trennung von den Seinigen sah er endlich Frau und Kinder 1810 in Schlesien wieder und fand jetzt erst Muße, seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, die während seiner fortdauernden Abwesenheit unter den Folgen der Kriegszeit schwer gelitten hatten.

So brach das Jahr 1811 an, als die allgemeine Lage der politischen Verhältnisse aufs neue Hoffnungen erweckte, sich im Bunde mit Rußland und England zum Widerstand gegen Napoleon rüsten zu können.

Hardenberg berief Gneisenau, mit dem er bis dahin nur wenig in Berührung gekommen war, Mitte März zu einer geheimen Zusammenkunft nach seinem Gute Tempelberg, vermuthlich um sich vor allem über die englischen

Verhältnisse näher zu unterrichten und die allgemeinen Aussichten zu erörtern.

In diese Zeit fällt der Beginn des Einflusses, den Amalie v. Beguelin auf die Entschließungen des Staatskanzlers gewann. Ihren Vorstellungen schreibt Droysen die endgültige Berufung Gneisenau's nach Berlin Ende Juli 1811 zu[1]).

Am 16. Oktober schrieb Graf Schlabrendorf aus Paris an Frau v. Beguelin: „Haben Sie das unmöglich Scheinende geschaffen, so werden Sie es auch zu leiten verstehen und nur Sie allein; der schöne Bund ist Ihr Werk und in seinen herrlichen Folgen liegt Ihre süßeste Hoffnung, Ihr besseres Dasein[2])." —

Die Sorge vor den Franzosen und der französisch gesinnten Partei in Berlin ließ es rathsam erscheinen, Gneisenau's Rückkehr zu den Geschäften möglichst zu verschleiern. Auf Hardenberg's Rath war er zu der ersten geheimen Zusammenkunft unter dem Namen „Amtmann Knoth" erschienen, da aber die spätere Uebersiedelung nach Berlin unmöglich verborgen bleiben konnte, wählte man den Ausweg, ihn als Staatsrath im Civildienst anzustellen, um wenigstens dem Argwohne neuer militärischer Maßnahmen zur Befreiung des Landes möglichst wenig Nahrung zu geben.

[1]) Droysen. York's Leben. 4. Aufl. Leipzig 1863. S. 167.

[2]) Das Original dieses Briefes wurde im Dezember 1852 Professor Droysen in Jena von Geh. Rath Raimund v. Beguelin auf Wunsch eingesandt. Droysen hat nur die oben mitgetheilte Stelle daraus wiedergegeben, bemerkt aber in seinem Antwortschreiben an den Absender, daß der Brief tiefe Einblicke in die Verhältnisse des Herbstes 1811 gewähre. Zu meinem Bedauern war der Brief zur vorliegenden Veröffentlichung nicht zu erhalten.

Amalie schildert in ihren Denkwürdigkeiten in einfachen, aber lebendigen Worten ihre Beziehungen zu Gneisenau und Hardenberg im Jahre 1811.

Dieser Zeit gehören muthmaßlich auch die nachfolgenden Briefe an, welche ohne Datum und nähere Ortsangabe nur mit den Anfangsbuchstaben des Verfassers unterschrieben sind[1]).

Hochverehrte Frau!

Ihr Brief verdient eine philosophische Erörterung und diese sind nicht meine Stärke, vorzüglich einer Dame gegenüber, die der feinen Bemerkungen so viele hat. Ich werde jedoch sehen, wie ich mündlich mit Ihnen rechten kann und werde trachten, mich durch ein gelehrtes Mittagmahl und die Geschäfte des Abends hindurch zu arbeiten, um zu Ihnen zu gelangen. Gott, der die schönen Frauen doch so überschwenglich begünstigt hat, indem er ihnen Männerherzen zuführt und sie mit dem Neid der Minder-Schönen beglückt, nehme Sie in seinen Schutz. Vergessen Sie der großen Sache nie!

Unverbrüchlich der Ihrige
N. v. Gn.

Gnädige Frau!

Eine schriftliche Arbeit, die ich für diesen Abend zu fertigen habe, erlaubt mir nicht, mein Zimmer bald zu verlassen, und ein kriegerischer Auftritt, dem ich mit Einbruch der Nacht in der Nähe des Gesundbrunnens[2]) beiwohnen muß, nimmt meine Person für jene Zeit in Beschlag. Ich werde aber trachten, in der Zwischenzeit von der mir gegebenen Erlaubnis Gebrauch zu machen, und wenn meine Arbeit, durch die Ungeduld, Sie zu sehen, schlecht geräth, oder gar unterbrochen wird, so mögen Sie die Schuld

[1]) Auf dem Rande des ersten Briefes befindet sich die Bemerkung von Amaliens Hand, daß im mündlichen Verkehr die Schmeicheleien herzlicher Natürlichkeit wichen.

[2]) Vorort von Berlin.

hievon tragen. Doch was kümmern sich schöne Frauen um das Unglück, das sie anrichten. Die schöne Helena ließ von ihren Sklavinnen ihren Putz ordnen, während Griechen und Trojaner draußen um sie sich schlugen, und wenn alle meine Papiere an dem Feuer Ihrer Augen verbrennten, so würden Sie sich halb tod darüber lachen.

Herrn v. B(eguelin) meine freundschaftlichsten Empfehlungen und Ihnen die Zusicherung meiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit.

Sonnabend Abends.

N. v. Gn.

Wie nahe Frau v. Beguelin dem Staatskanzler und dem späteren Feldmarschall durch ihre patriotische Gesinnung und ihr freimüthiges Urtheil stand, bezeugen auch andere Briefe aus den folgenden Jahren.

So schließt Gneisenau am 30. Oktober 1812 einen Brief aus England an Hardenberg mit den Zeilen:

„Unserer Freundin füge ich meine herzlichsten Grüße bei, zugleich mit dem Wunsche, daß sie mich abermals durch einige Zeilen erfreuen möge, wie sie früher gethan. Diese Zeilen, die mich zu Gothenburg erreichten, haben mich so unendlich glücklich gemacht, daß ich mich nach mehreren sehne. Ich hoffe, daß ich seitdem ihrer Freundschaft nicht unwürdig geworden bin, wenigstens ist die meinige höher als jemals gestiegen und zwar durch ihre Güte und den Beweis ihres Andenkens an mich“[1]).

Hardenberg schrieb am 19. Februar 1813 an Gneisenau: „Sie irren nach meiner innigsten Ueberzeugung, sowie nach der unserer lieben, guten Freundin Amalie, wenn Sie glauben, Einsamkeit, das stille Landleben und

[1]) Historische Zeitschrift N. F. XXVI. M. Lehmann, Gneisenau's Sendung nach Schweden und England 1812. S. 500.

die Erziehung Ihrer Kinder würden Sie glücklich machen. Ihr Loos ist Handeln und Thätigkeit in großen Dingen[1])".

In einer Unterhandlung ferner, die Gneisenau mit den Vermittlern der englischen Regierung, dem früheren kurhannoverschen Gesandten Ompteda und dem hessischen Oberst Dörnberg im September 1811 in Eberswalde führte, soll Gneisenau auf Dörnberg's Frage, ob man Hardenberg's Festigkeit trauen könne, erwidert haben: „Er glaube seiner völlig sicher zu sein, er halte ihn außerdem durch eine Frau, die der Staatskanzler sehr liebe"[2]).

Hier finden wir von anderer Seite bestätigt, was aus den eigenen Denkwürdigkeiten hervorgeht, daß Gneisenau in dem opferwilligen Enthusiasmus und in der muthigen Entschlossenheit der klugen Frau eine kräftige Unterstützung und in ihr selbst eine treue Bundesgenossin fand, die mit ausdauernder Begeisterung und mit feinem Takt Hardenberg im Sinne des kühner voranschreitenden Freundes beeinflußte.

Als Beguelin Ende Januar 1812 zum zweiten Male nach Paris ging, wurde Amalie durch Gneisenau und Hardenberg bestimmt, dem Wunsche ihres Gatten Folge zu leisten und ihn dorthin zu begleiten.

Ueber die einzelnen persönlichen Erlebnisse dieses zweiten Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt berichtet sie selbst ausführlich in ihren Aufzeichnungen. Zum Verständniß der verschiedenartigen Beurtheilung, welche die damals am 24. Februar von Beguelin abgeschlossene Convention mit Frankreich von den Zeitgenossen und auch

[1]) Pertz, Gneisenau II. S. 508.
[2]) Pertz, Gneisenau II. S. 207.

ſpäterhin gefunden hat, ſind mit Rückſicht auf die Folgen für die perſönlichen Verhältniſſe, die allgemeinen politiſchen Umſtände vor dem Abſchluß der Convention kurz im Zuſammenhange darzulegen[1]).

Die engen Beziehungen zwiſchen Rußland und Frankreich, die nach dem Tilſiter Frieden auf der Kaiſerzuſammenkunft in Erfurt ſcheinbar zu dauerndem Einverſtändniß zwiſchen beiden Reichen geführt hatten, lockerten ſich unerwartet früh, als Napoleon nach dem Friedensſchluß mit Oeſterreich zu Wien im Oktober 1809 durch die neue Verſchiebung der Machtverhältniſſe Befürchtungen wachrief, daß Rußlands Stellung in Zukunft gefährdet werden könne.

Preußen befand ſich bei der wachſenden Spannung zwiſchen Frankreich und Rußland in großer Gefahr, der Schauplatz eines erneuten Kampfes zu werden. Die Stimmung ſchwankte zwiſchen dem Anſchluß an Rußland und einem Bündniß mit Napoleon. Hardenberg vertrat anfänglich die Anſicht, daß auch Napoleon an der Kräftigung und am Wiedererſtarken Preußens ein natürliches Intereſſe habe, und daß die Durchführung der neuen preußiſchen Verwaltungseinrichtungen, die dem Staate friſches Leben verleihen ſollten, am beſten geſichert werde, wenn man ſich feſt an Frankreich anlehne, da eine Verbindung mit Rußland, ohne ausreichenden Schutz zu gewähren, unter den beſtehenden Verhältniſſen Napoleon's Feind-

[1]) Unter Berückſichtigung der neueren Aufſchlüſſe über die Hardenberg'ſche Politik im Jahre 1811 durch M. Lehmann, Scharnhorſt II., folge ich hier im übrigen Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 185 u. f., der auf Grund der Archivakten auch gerade Beguelin's Thätigkeit bei dem Conventionsabſchluß beſonders eingehend behandelt.

schaft nach sich ziehen müsse. Unter solchen Erwägungen wurde der schon 1808 verfolgte Gedanke eines Bündnisses mit Frankreich wieder aufgenommen. Man hoffte Napoleon jetzt eher zu Gegenleistungen zu verpflichten und vor allem den noch immer auf dem Lande lastenden finanziellen Druck abzuwälzen. Aber Napoleon war, gerade wie 1808, auch jetzt weit davon entfernt, für das Anerbieten der preußischen Unterstützung in einem Kriege irgend welche Zugeständnisse von seiner Seite zu machen, und zeigte sich nicht bereit, auf die angeregte Frage näher einzugehen, indem er kurz bemerkte, daß er ernstere Verwicklungen mit Rußland nicht befürchte. Der Verlauf der Verhandlungen zeigte deutlich, daß man sich in den Voraussetzungen vollkommen getäuscht habe, und das Gefühl der gefährlichen Unsicherheit wuchs, als überall die starke Zunahme der französischen Besatzungen im Lande und das Zusammenziehen von Truppen an den Grenzen keinen Zweifel darüber ließen, daß Napoleon ein neues kriegerisches Unternehmen vorbereite.

In dieser verhängnißvollen Lage erfolgte der Umschwung der Hardenberg'schen Anschauungen, an dem Frau v. Beguelin einen so rühmlichen Antheil hat. Im Einverständniß mit dem Könige wurde auf Gneisenau's Betreiben das Land mit allen verfügbaren Mitteln in Vertheidigungszustand versetzt. Gneisenau spannte alle Kräfte an, um den König zu einem entscheidenden Entschluß zu drängen und entwarf seine Pläne für einen allgemeinen Volksaufstand und den Insurrektionskrieg. Hardenberg suchte sich Rußland zu nähern.

Auf die Rüstungen Preußens folgten im August 1811 die Anfragen des französischen Gesandten St. Marsan,

was dieſe Maßregeln zu bedeuten hätten, die der Staatskanzler, wie Frau v. Beguelin übereinſtimmend mit anderen Ueberlieferungen berichtet, mit Entſchloſſenheit beantwortete. Hardenberg's Erklärung gipfelte ſcheinbar in den ſtolzen Worten: „Es ſei beſſer, mit dem Degen in der Hand zu ſterben, als mit Schande zu unterliegen" — aber nicht in die Oeffentlichkeit, und wohl auch nicht zu Amalien's und Gneiſenau's Kenntniß gelangten die weiteren Zuſätze, die der ſchwankenden, inneren Geſinnung Hardenberg's entſtammten und ſicher darauf berechnet waren, ſich für alle Fälle beide Scheidewege, den nach Frankreich oder den nach Rußland offen zu halten[1]). Die zweifelhafte Stellung, die Rußland Preußen gegenüber ſeit dem Tilſiter Frieden eingenommen hatte, raubte dem Staatskanzler die Zuverſicht auf ſicheren Erfolg, deren er bei ſeinem Charakter bedurfte, um ſich zum Handeln zu entſchließen[2]).

Napoleon, gewohnt ſeine Pläne bis zur ſicheren Entſcheidung möglichſt zu verſchleiern, ſuchte einen vorzeitigen Ausbruch der Kataſtrophe zu verhindern. Rußland ſprach er die Hoffnung auf eine Verſtändigung aus, und Preußen ſtellte er in Ausſicht, die früher unbeantwortet gelaſſenen Bündnißanträge weiter zu erörtern, forderte aber gleichzeitig drohend das Einſtellen aller Rüſtungen.

Der König gab nach und entſchloß ſich, ſogar Blücher aus Colberg abzuberufen, als die Franzoſen gegen die dort im Geheimen weitergeführten Befeſtigungsarbeiten Einſpruch erhoben. Preußens Nachgiebigkeit wurde mit verſchärften franzöſiſchen Forderungen beantwortet.

---

[1]) M. Lehmann, Scharnhorſt II. S. 400 u. f.

[2]) Ganz in dieſem Sinne äußerte ſich Hardenberg Ende November ſelbſt. Vergl. Ompteda Politiſcher Nachlaß II. 127 u. 128.

In einer geheimen Zusammenkunft am 29. Oktober eröffnete St. Marsan dem Staatskanzler und dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Goltz, Napoleon's Bündnißvorschläge, die weit über die Grenzen der früheren Hardenberg'schen Anerbietungen hinausgingen und jede Gegenleistung von französischer Seite ausschlossen. Napoleon verlangte den Beitritt Preußens zum Rheinbund oder den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses für alle Zeiten und alle Kriege in Europa mit Stellung eines Hülfscorps von 20 000 Mann, über dessen Verwendung er sich vollständig freie Hand vorbehalten müsse. Glogau, dessen Rückgabe Hardenberg nach Abtragung der halben Contributionssumme in Gemäßheit der früheren Verträge gefordert hatte, sei für Frankreich unentbehrlich, könne also nicht geräumt werden, andererseits könne man ebensowenig auf die volle Zahlung der Contributionen verzichten. Die geforderte Hülfsmacht sei so klein, daß kein Grund vorliege, deshalb die im Lande verbleibende Truppenmacht zu erhöhen und von der früher ausbedungenen Beschränkung des Effektivbestandes der preußischen Armee Abstand zu nehmen. So griff Napoleon die preußischen Vorschläge nur auf, um alles für sich zu beanspruchen, mehr zu fordern, als angeboten war, und jede Gegenleistung zu verweigern. Nur die für den König als Zuflucht geforderte Neutralität eines Theiles von Schlesien wurde zugestanden, aber auch dies wieder mit der Beschränkung: „soweit Rußland die Unverletzlichkeit des Gebietes anerkennen werde."

St. Marsan schloß mit der Erklärung, daß er für den besonderen Kriegsfall mit Rußland noch keine Einzelbestimmungen in den Vertragsentwurf aufgenommen habe,

daß aber für diesen Fall freier Durchzug für das französische Heer von der Elbe bis zur Weichsel gefordert werden müßte. Die französischen Befehlshaber hätten sich während dieser Zeit zwar nicht in die Civilverwaltung zu mischen, sollten aber ermächtigt werden, alle Lieferungen für die Truppen auszuschreiben, über deren Bezahlung man sich verständigen wolle[1]).

Hardenberg, durch diese unerhörten Zumuthungen endlich zur vollen Erkenntniß der Gefahr gebracht, gab seiner Ueberzeugung von der Unannehmbarkeit der französischen Forderungen, die nicht einem Bündniß, sondern einem Unterwerfungsvertrage entsprachen, in einer ausführlichen Denkschrift beredten Ausdruck. Seine allseitigen Erwägungen gipfelten dabei in dem Urtheil, daß Preußen jetzt vor der drohenden Vergewaltigung durch Napoleon unbedingt nur durch den Anschluß an Rußland zu retten sei. — Der König empfing aber noch andere Gutachten von dem Kabinetsrath Albrecht und dem Hofprediger Ancillon. Beide vertraten die entgegengesetzte Ansicht und riethen zu weiteren Verhandlungen mit Frankreich.

Friedrich Wilhelm III., durch diese Rathgeber in seiner Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit Napoleon's bestärkt, erblickte selbst in der feierlichen Erklärung des Zaren, für den Fall einer Bedrohung Preußens durch Frankreich mit der ganzen russischen Armee in den Kampf einzutreten, keine ausreichende Gewähr für sicheren Erfolg[2]). Als auch von Oesterreich, dessen Beistand man noch in letzter Stunde anrief, keine Versprechungen zu

---

[1]) Pertz, Gneisenau II. S. 222.
[2]) Lehmann, Scharnhorst II. S. 424.

thatkräftiger Hülfe eingingen, glaubte der König auf die Verbindung mit Rußland gänzlich verzichten zu sollen. Ueberzeugt, daß Napoleon's Vorgehen nicht mehr aufzuhalten sei, führte er den schon im November gefaßten Entschluß aus, die bisherige schwankende und zweifelhafte Haltung aufzugeben und lieber, wie er eigenhändig bemerkte, eine ehrenhafte, wenn auch unglückliche Verbindung mit Frankreich einzugehen[1]).

Hardenberg erhielt den Auftrag, mit St. Marsan weiter zu verhandeln, und der König verharrte auf Ancillon's Betreiben bei seiner Absicht, den Anschluß an Frankreich zu vollziehen, auch als Napoleon unbedingt die Unterstützung gegen England forderte und nur auf Preußens sonstige Antheilnahme an allen Kriegen in Europa verzichtete. Mitte Januar 1812 setzte Friedrich Wilhelm III. den Staatskanzler von seinem endgültigen Entschluß in Kenntniß, verlangte jedoch, daß auch ferner alles aufgeboten werde, um Erleichterungen für die Kontributionszahlungen zu gewinnen und womöglich die Vermehrung der Truppen im eigenen Lande durchzusetzen, sowie die Rückgabe der Festungen nach dem Frieden oder nach Abzahlung der Contribution zu sichern.

Durch unglückseliges Zaudern und Schwanken waren werthvolle Monate unbenutzt entschwunden. Statt mit zielbewußten, einheitlichen Plänen rechtzeitig Verhandlungen mit England, Schweden, Rußland und Oesterreich anzubahnen, und diesen Staaten durch den unzweideutigen Beweis der eigenen festen Entschlossenheit eine gesicherte

[1]) Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 206. Schreiben des Königs an den Staatskanzler vom 4. November 1811, bei M. Duncker a. a. O. S. 416.

Grundlage zu bieten, statt die Schwankenden durch die eigene Thatkraft fortzureißen, genügten die ersten Drohungen Napoleon's zu einer Zeit, als er selbst noch nicht gerüstet war, den König und Hardenberg einzuschüchtern und das Werk der Befreiung Preußens im Keime zu ersticken. Beim Erkennen der vollen Gefahr erwachte Hardenberg's Widerstand, aber zu spät, um den Lauf der Dinge zu hemmen. Wären Gneisenau und Scharnhorst 1811 nicht an der Vollendung ihres Werkes gehindert worden, so stand Preußen 1812 Napoleon als Feind gegenüber, statt als Bundesgenosse seine Macht zu vermehren. Die Bildung des Riesenheeres gegen Rußland wäre geschwächt, wenn nicht vielleicht sogar unmöglich geworden. Statt der gewaltigen Coalition mit Frankreich gegen Rußland trugen die Verhältnisse die größte Wahrscheinlichkeit in sich, daß sich das numerische Uebergewicht der Truppenmacht umgekehrt gegen Napoleon wendete[1]).

Bot die unentwegte Vollendung des Gneisenau'schen Befreiungsplanes im Sommer 1811 die berechtigte Hoffnung auf sicheres Gelingen, so waren bei Beginn des Jahres 1812, schon vor Abschluß der Convention, die wesentlichsten Voraussetzungen eines erfolgreichen Widerstandes vernichtet.

Dies war die Sachlage, als Beguelin Ende Januar 1812 bevollmächtigt wurde, die finanziellen Verhandlungen in Paris im Sinne des Königlichen Auftrages zu einem Abschluß zu führen.

Ranke schildert Beguelin als einen Beamten von loyaler Hingebung, voll von Kenntniß der Sache und von

[1]) M. Lehmann, Scharnhorst II. 441 u. f.

Verstand[1]). Er bezeichnet seine Wahl für die Sendung als eine besonders glückliche, da er gerade der Mann gewesen sei, um durchzuführen, was man unter den gegebenen Verhältnissen noch zu erlangen hoffte. Er hebt ferner hervor, daß seine Berichte einen durchaus würdigen und befriedigenden Eindruck machen.

Die vorangegangenen finanziellen Verhandlungen waren in dem Sinne geführt worden, daß der preußische Staat sich bereit erklärt hatte, unter der Bedingung des Rückkaufrechtes innerhalb einiger Jahre, einem französischen Consortium, das sich unter den Freunden des Ministers Maret, Herzog von Bassano, gebildet hatte, seine Domänen für 26 Millionen zu überlassen. Hierdurch wären die noch abzutragenden Zahlungen auf monatliche Raten in Höhe von etwa einer halben Million Franken beschränkt worden, um die ganze Contributionsschuld allmählich zu tilgen.

Als Napoleon endlich im Laufe der politischen Unterhandlungen vom Dezember 1811 bis Januar 1812 dahin neigte, gleichzeitig die finanzielle Frage zu erledigen, faßte man in Berlin, wie Ranke berichtet, und zwar wie aus dem später mitgetheilten Briefe Beguelin's an seine Gattin aus Neuenburg a. d. Weichsel vom 28. September hervorzugehen scheint, wahrscheinlich auf dessen unmittelbaren Vorschlag, den Gedanken, wenigstens die während des Durchmarsches der Franzosen von Napoleon geforderten Armeelieferungen zum Abzahlen der Contributionsforderung zu benutzen. Aus der Darstellung von Ranke ergiebt sich, daß Beguelin entweder den allgemeinen Auftrag oder doch wenigstens die

[1]) Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 210.

Zustimmung empfing, in diesem Sinne, vorbehaltlich der Genehmigung des schließlichen Vertragsentwurfes im einzelnen, die Angelegenheit zu ordnen.

Ranke schildert den Verlauf der Verhandlungen wie folgt[1]):

„In einer mehrstündigen Audienz bei dem Minister, Herzog von Bassano, legte Beguelin, ohne die bisherigen Verabredungen (mit dem Consortium) geradezu zurückzunehmen, doch die fast unüberwindliche Schwierigkeit dar, die es haben würde, sie ins Werk zu setzen; denn Preußen sei nicht im Stande, eine halbe Million alle Monate einzuzahlen und zugleich die Einrichtungen zu treffen, die für den unmittelbaren Durchmarsch der Franzosen erforderlich wären. Er schlug vor, zwei Drittel der noch rückständigen Contribution durch die Lieferungen zu decken, welche die preußische Regierung für die französische Armee übernehme, für das letzte Drittel einen Zahlungsaufschub ohne weitere Zinsen eintreten zu lassen. Auch bei den französischen Ministern bemerkte man Verschiedenheit der Meinung und der Direktion. Champagny hätte eine Vernichtung des preußischen Staates nicht ungern gesehen, der Herzog von Bassano war für die Erhaltung desselben. Es machte Eindruck auf ihn, als Beguelin ihm sagte, daß die Allianz mit Frankreich zwar von dem Könige und seiner nächsten Umgebung gebilligt werde, aber im Lande gebe es eine große Partei, welche sie verwerfe, weil sie mit immer neuen Belästigungen verbunden sei; der König würde sich glücklich fühlen, wenn er seinen Unterthanen durch die Allianz zugleich eine Erleichterung und eine Sicherheit für die Zukunft verschaffe."

[1]) Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 210.

„Auf den Vortrag des Ministers nahm nun auch Napoleon diese Vorschläge an; sie sind die Grundlage des finanziellen Vertrages, der am 24. Februar 1812 zur Ausführung der im Jahre 1808 getroffenen Verabredungen zum Abschluß kam."

„Im ersten Artikel wird festgesetzt, daß während des Aufenthaltes der französischen Truppen auf preußischem Gebiet und während des Krieges mit Rußland, wenn es zu einem solchen komme, die Zahlung der Contribution in Geld suspendirt sein solle. An Stelle der Zahlung wird der Kaiser die Lieferungen an Lebensmitteln und Munition, die der König ihm leiste, annehmen; diese werden in den folgenden Artikeln näher bestimmt."

Beguelin hatte keine Vollmacht, die Convention ohne Rückfrage über die Genehmigung der Einzelbestimmungen abzuschließen. Er war sich der schweren Verantwortlichkeit bewußt, aber die Verhältnisse drängten zu einer schnellen, selbstständigen Entschließung und zum Abschluß auf eigene Verantwortung. Er fürchtete bei den schwankenden Anschauungen in den leitenden französischen Kreisen den Sieg der Partei Champagny's und des Polizeiministers Savary, Herzog von Rovigo, denen die Conventionsbestimmungen noch viel zu milde waren. Preußen war von französischen Truppen umstellt, die nur des Befehles harrten, die Grenzen zu überschreiten.

Die Rüstungen in Preußen waren eingestellt. Ein weiter Schritt trennte die im vorigen Jahre im Geheimen getroffenen Vorbereitungen zu bewaffnetem Widerstand von der Möglichkeit, jetzt plötzlich im letzten entscheidenden Augenblick die unvollendeten Rüstungen in die politische Wagschale zu werfen, nachdem der König selbst alles auf den Weg fried-

fertiger, diplomatischer Verhandlungen verwiesen hatte. So waren für Beguelin die Erwägungen maßgebend, daß nichts den Einmarsch des ganzen französischen Heeres in Preußen aufzuhalten vermöge, und daß man unter allen Umständen gezwungen werden würde, die Lieferungen zu leisten. Falls man sich weigere, würde alles mit Gewalt und unter gefährlichen Ausschreitungen, ohne jede Anrechnung auf die Contribution genommen werden, und man müsse sich deshalb vorher, unter gegenseitiger Vereinbarung über den zu leistenden Ersatz, gütlich einigen.

Dem selbstständigen finanziellen Vertrage folgte der Abschluß des politischen Bündnisses. Napoleon gewährte dem preußischen Gesandten, General von Krusemarck, nur eine Frist von 24 Stunden, um die vorgelegten Bedingungen anzunehmen, und ließ sich auch hier von seinen Forderungen durch die preußischen Gegenvorschläge in keinem wesentlichen Punkte Zugeständnisse abringen.

Mit Bezug auf die Vorgänge schrieb Beguelin am 27. Februar dem Staatskanzler[1]): „Worin ich glaube einiges Verdienst zu haben, ist, daß ich gewagt habe, zu unterzeichnen, ohne meine Instruktion abzuwarten. Hätte ich auf letztere gedrungen, so würde das größte Mißtrauen entstanden sein und es hätten die unsäglichsten Nachtheile erzeugt werden können. — Durch die geschlossene Convention hört das Ausströmen des Geldes nach Frankreich auf. Dieses Ausströmen war um so lästiger, als durch den Wechselcours mehr gezahlt werden mußte, als man effektiv schuldig war. Man zahlt nicht mehr in Geld, was man nicht hat und man nur durch verzehrende Anleihen

[1]) Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 211.

sich schaffen konnte, sondern mit Menschen und Pferdekräften, die vorhanden sind, oder die man im Lande findet, und endlich mit Gegenständen, die man zwar aus der Ferne entnehmen muß, wobei man jedoch den Ankauf durch Terminzahlung sich erleichtern kann. — Durch die Convention überzeugt sich die Nation sowohl, als der Fremde, daß der Allianz-Traktat nicht bloß eine Maßregel, als Folge politischer Conjunctur ist, sondern daß es des Kaisers ernstlicher Wille ist, den Staat seines Alliirten, des Königs von Preußen, zu heben und von dem Drucke zu befreien."

Urtheilte Beguelin auch in Bezug auf den letzten Punkt irrig und viel zu hoffnungsvoll, so waren doch seine finanziellen Erwägungen begründet, und die von ihm selbst später aufgeworfene Frage, ob etwa durch ein anderes Abkommen der Einmarsch der französischen Armee aufgehalten und der Krieg mit Rußland unterblieben wäre, oder dem Lande all die großen Opfer hätten erspart werden können, erhält, nachdem der König von Preußen sich für das Bündniß mit Napoleon gegen Rußland entschieden hatte, durch den weiteren Verlauf der Ereignisse eine verneinende Antwort. Davoust rückte von Schwedisch-Pommern vor, und 15000 Franzosen überschritten von Magdeburg die preußischen Grenzen, bevor noch der Courier aus Paris mit den Verträgen in Berlin eintraf und dieselben ratificirt wurden. Ferner forderte Napoleon, ohne abzurechnen und Geld als Ersatz anzuweisen, auch dann noch Lieferungen für sein Heer ein, als die Contributionsschuld längst durch die preußischen Leistungen getilgt war. Für Napoleon galt nur die Macht als Maßstab seiner Maßnahmen. Die Zugeständnisse, zu denen er sich bei dem Vertragsabschluß

herbeiließ, entſprangen der zielbewußten Abſicht, mit ungeſchwächter Kraft, ohne vorherigen Kampf, den Ruſſen am Niemen gegenüberzutreten. Für den Fall von Preußens Weigerung würde der Kampf mit Rußland vielleicht verzögert worden ſein, aber der geplante Vernichtungsſchlag hätte ſich dann unfehlbar zunächſt gegen Preußen gewendet.

Von beſonderer Wichtigkeit für die Kenntniß der Stellung Hardenberg's zur ganzen Angelegenheit iſt der nachſtehende Brief des Staatskanzlers an Beguelin[1]):

à Berlin le 14. mars 1812.

J'ai reçu les deux lettres que vous avez bien voulu m'addresser le 29. fevr. et le 2. mars et vous suis infiniment obligé des mémoires que vous m'avez fait parvenir sur les fournitures à faire aux armées françoises. Leur contenu sera murement pésé et je compte surtout sur votre rétour, quant à l'exécution. En attendant, je n'ai pas crû devoir me presser à faire des impositions, soit en denrées, soit en argent; nous aurons toujours bésoin d'y recourrir, mais je voudrois que cela n'eût lieu, que lorsque les principes seront bien établis avec votre concurrence et qu'avant tout, nous connoissions ceux, sur lesquels nous devrons baser en partie nos mésures et qui dériveront du travail de Mrs. Daru et Dumas[2]).

Le Comte Lottum[3]) a été envoyé à Stettin près du Prince d'Eckmuhl[4]); nous tirons parti de nos magazins et nous tâcherons de nous arranger comme nous pourrons. Tout va bien jusqu'ici. Ni vous, cher ami, ni Mr. de Krusemarck n'aviez besoin d'être inquiets sur votre résolution de signer sans approbation préalable.

Vous avez rendu un service essentiel par-là[5]).

---

[1]) Die franzöſiſchen Briefe von Hardenberg ſind genau in der Schreibweiſe der Originale wiedergegeben.

[2]) Die beiden General-Intendanten der franzöſiſchen Armee.

[3]) Chef des Departements für die ökonomiſche Verwaltung des Militärweſens.

[4]) Marſchall Davouſt.

[5]) Hiernach iſt die Auffaſſung in Oncken, Oeſterreich und Preußen

Peut-être aurez vous été arrêté à Paris jusqu'à l'arrivée des ratifications. Je compte qu'elle n'a eu lieu qu' hier. Toujours je pense, que vous aurez encore reçu ma lettre expediée le 29 p. par courier avant de quitter cette capitale, mais celle-ci vous trouvera probablement à Amsterdam. Terminez y vite votre besogne et revenez nous joindre. Je vous attens avec impatience. Si vous le pouvez, mandez moi le jour où vous comptez d'arriver à Berlin et votre dernier gîte.

Der gnädigen Frau danke ich verbindlich für den ganz ceremonieusen Brief, den sie mir am 2. geschrieben hat und der in dem Ihrigen einlag. Der Stil, sowie der ganze Ton des Briefes, würden mich erschreckt haben, wenn ich mir nicht die Gründe dazu gedacht hätte. Mit Verlangen erwarte ich ein anderes Lebenszeichen.

Depuis quelque tems je ne suis nullement content de ma santé. Je suis toujours en activité et en agitation, mais je ne dors pas et j'ai tout plein de malaises. — Le Prince Hatzfeld[1]) se meurt d'une complication de fievre bilieuse et de pleurésie. Mr. de Boyen[2]) a obtenu sa rétraite comme colonel. Il a été remplacé par le major de Thiele[3]). Mrs. Gruner[4]) et de Gneisenau ont donné leur démission. Mr. de Scharnhorst à résigné la place de chef de l'état major général. Ce sera le général de Grawert, qui commandera le corps auxiliaire. Quelques autres changemens se préparent encore.

Agréez l'assurance de mes sentimens les plus distingués

Hardenberg.

I. S. 181, wonach Hardenberg dem Könige noch am 5. März die Ratifikation des Vertrages widerrathen haben soll, wohl irrthümlich. Oncken citirt Duncker S. 735—760.

[1]) Generallieutenant a. D. später Gesandter in Wien, von Hardenberg mehrfach zu diplomatischen Sendungen benutzt. Er ist bekannt durch seine hervorragend franzosenfreundliche Gesinnung.

[2]) Boyen, früher Mitglied der Militär-Reorganisations-Commission hatte bei den geheimen Rüstungen Preußens 1811 sich besonders hervorgethan.

[3]) Späterer Minister Friedrich Wilhelms IV.

[4]) Staatsrath und einer der thätigsten Gegner Napoleon's in der Civilverwaltung, bis dahin Polizeipräsident von Berlin.

Vos enfans se portent bien. J'ai été les voir encore ce matin pour vous en donner des nouvelles. Enfin les details touchant Kriblowitz[1]) sont arrivés. Je les ai donné à Mr. Greiner[2]).

Spricht ſich in dieſen Zeilen, wie nach dem ganzen Entwicklungsgange der Angelegenheit kaum anders zu erwarten war, Hardenberg's volle Zuſtimmung zu Beguelin's Handlungsweiſe aus, ſo iſt es andererſeits nur zu begreiflich, daß Männer wie Gneiſenau, die bis zum letzten Augenblick kühn entſchloſſen waren, das Aeußerſte zu wagen und mit echt ſoldatiſchem Patriotismus ſelbſt den Untergang im Waffenkampfe einer ruhmloſen Exiſtenz vorgezogen hätten, in dem Abſchluſſe der Convention die Vernichtung alles deſſen erblickten, wofür ſie geplant, geſtrebt und mit zäher Ausdauer gekämpft hatten. Der Ausgang der Verhandlungen war auch für Gneiſenau ſeit längerer Zeit kaum noch zweifelhaft, aber die vollendete Thatſache wirkte dennoch auf ihn mit der vollen Wucht der Vernichtung des letzten Hoffnungsſtrahles.

Im Begriff Preußen zu verlaſſen, um zunächſt durch Oeſterreich nach Rußland zu gehen, von wo er ſich ſpäter nach Schweden und England wandte, ſchrieb er am 2. April 1812 im bittern Zorn über das Geſchehene aus Breslau an Stein[3]):

„Wenn man fünf Jahre gekämpft und gearbeitet hat und ſein mit Erfolg geſegnetes Werk durch einen unglück-

[1]) Name eines Gutes in Schleſien, über welches Hardenberg vermuthlich in Beguelin's Intereſſe Erkundigungen eingezogen hatte.

[2]) Oberamtmann in Schleſien, der Beguelin bei dem ſpäteren Ankauf von Jariſchau als Sachverſtändiger und Bevollmächtigter zur Seite ſtand.

[3]) Pertz, Stein III. S. 29.

lichen Federzug vernichtet sieht, so wird es dem mit Kummer belasteten Gemüth wohl Bedürfniß, einen anderen Himmel aufzusuchen, unter dem die sorgsam gepflegte und schwer verletzte Pflanze vielleicht wieder aufblühen möge. In welchem vortrefflichen Rüstungszustande wir waren, würde die Welt kaum glauben, sofern es bekannt gemacht werden könnte[1])".

Ein zweiter Brief Gneisenau's von demselben Tage an Hardenberg[2]), dem noch ein weiteres, zur Vorlage an den König bestimmtes Schreiben[3]) beilag, giebt zunächst der gekränkten Stimmung Ausdruck, daß der König seine aufopferungsvolle Hingabe an das Vaterland so wenig zu würdigen wisse, und schließt mit einem heftigen Ausfall gegen Beguelin.

Er warnt den Staatskanzler, weder diesen, noch den Staatsrath Jordan, Hardenberg's Generalsekretär, mit der Leitung von Lieferungsgeschäften zu betrauen, da beide den Haß des Publikums auf sich gezogen hätten.

Als Hardenberg diese Briefe, trotz der darin enthaltenen dringenden Bitte um Nachricht, lange unbeantwortet ließ, schrieb Gneisenau am 13. Juli aus Stockholm[4]):

---

[1]) Wie wenig andererseits zu jener Zeit mit voller Sicherheit auf eine begeisterte Aufnahme des Kampfes gegen Napoleon in weiteren Kreisen des preußischen Heeres zu rechnen war, geht aus Gneisenau's und Scharnhorst's eigenen Urtheilen über den Geist der Armee nach Blücher's Entfernung hervor. Vergl. Pertz, Gneisenau II. S. 267 u. 268.

[2]) Pertz, Gneisenau II. S. 282 und Lehmann, Historische Zeitschrift N. F. Band XXVI. S. 476 Fußnote 1. Stern verweist in seinen Abhandlungen und Aktenstücken S. 390 noch auf einen Brief Gneisenau's aus Prag ähnlichen Inhalts, deutet aber selbst an, daß vielleicht eine Verwechselung mit dem Breslauer Brief vorliege.

[3]) M. Lehmann, Gneisenau's Sendung nach Schweden und England 1812. Historische Zeitschrift, N. F. Bd. XXVI. S. 476.

[4]) Pertz, Gneisenau II. S. 332.

„Aus dem Umstande, daß Sie mir nicht auf meinen langen Brief aus Breslau geantwortet haben, könnte ich fürchten, daß Sie mir zürnen. Doch wodurch hätte ich dies verdient? Wenn auch meine Ansichten der Dinge bei Antretung meiner Reise nicht die Ihrigen waren, so habe ich doch bei der Liberalität Ihrer Denkart nicht zu besorgen, daß gerade deswegen Ihr Herz von mir könne abgewendet werden. Auch bin ich seitdem hinlänglich bekehrt, und wenn ich unrichtig aus der Ferne sah, so bittet der seitdem besser Unterrichtete deshalb um Verzeihung."

Hier liegt das eigene Bekenntniß vor, daß die Briefe vom 2. April unter dem Einflusse eines durch äußere Verhältnisse getrübten Urtheiles geschrieben sind.

Es bleibt zunächst auffallend, daß Gneisenau in der Zeit, in der er über die Rathgeber des Königs, über diesen selbst[1]), über die Convention und über die beiden, Hardenberg ganz besonders nahestehenden Beamten, den Staatsrath Jordan und seinen bisherigen eigenen Freund Beguelin die schärfsten Urtheile fällte, dem Staatskanzler selbst, wenigstens äußerlich, das vollste Zutrauen bewahrte. Hätte er geahnt, daß dieser beim Abschlusse des Vertrages sich nicht nur dem Willen des Königs fügte, sondern selbst unter den inzwischen eingetretenen Verhältnissen das ganze Abkommen als einen dem Staate geleisteten wesentlichen Dienst anerkannte, wie dies in dem oben mitgetheilten Briefe an Beguelin zum Ausdruck gelangt, so hätten so weit auseinandergehende Anschauungen bei Gneisenau's unbedingter Verurtheilung der Convention wohl beide

[1]) Hormayr, Lebensbilder aus den Freiheitskriegen II. S. 260 bis 262.

Männer getrennt, die gerade jetzt zum Segen des Vaterlandes vereinigt blieben.

Es entspricht durchaus Hardenberg's vorsichtig berechnender Handlungsweise, wenn er sich veranlaßt sah, Gneisenau nicht vollständig über die Sachlage aufzuklären und sich anfänglich lieber in Stillschweigen hüllte, statt durch offenen Widerspruch den Mann von sich abzuwenden, auf dessen Hülfe er für die Zukunft rechnete, um dereinst doch noch das französische Joch abzuschütteln.

Als Bindeglied zwischen dem zum ruhigen Entsagen geneigten Könige und den heißblütig zum Widerstande drängenden Patrioten vermied er alle Auseinandersetzungen, die zum Bruch mit Gneisenau führen konnten, und gab sich ihm gegenüber auch in der Folge entschlossener und kriegerischer, als er war[1]).

Wenn andererseits in Gneisenau je Zweifel über des Staatskanzlers Zuverlässigkeit auftauchten, so konnte er sich nicht der Ueberzeugung verschließen, daß trotz allem nur durch Hardenberg die eigenen Hoffnungen zu verwirklichen sein würden.

Die beredten Vorstellungen Hardenberg's beim Könige gegen das Bündniß mit Frankreich, soald die Gefahr der Lage klar vor aller Augen lag, galten Gneisenau als Beweis, daß der Kanzler im Grunde des Herzens der guten Sache ergeben sei, und als sich trotzdem der Minister dem Willen des Königs fügte, konnte sich Gneisenau unmöglich der Frage entziehen, was etwa in diesem Augenblick durch unbeugsamen Widerstand zu erreichen gewesen wäre. Die Antwort, daß Ancillon oder etwa gar der

[1]) M. Lehmann, Gneisenau's Sendung nach Schweden und England 1812. Hist. Zeitschr. N. F. Bd. XXVI. S. 468—474.

Fürst Hatzfeld an des Staatskanzlers Stelle getreten sein würde, mußte genügen, um auch in seinen Augen Hardenberg's Handlungsweise in dieser gefahrvollen Krisis wenigstens aus Nützlichkeitsgründen zu rechtfertigen, aber der an sich voll begründete Unmuth und Zorn machte sich nach anderer Richtung Luft.

War auch die Februar-Convention nur der aktenmäßige Abschluß aller Vorgänge seit dem November des letzten Jahres, so bildete sie doch mit Brief und Siegel den greifbaren Ausdruck von Gedanken, die den Ingrimm der Patrioten herausforderten. Man vergaß die Entwicklungsgeschichte, man heftete die Augen nur auf das Endergebniß. Der Name des Mannes, der die Convention unterzeichnen mußte, wurde in erster Linie mit der Verantwortlichkeit belastet, und doch trifft diesen Bevollmächtigten keine Schuld an der grundlegenden Entwicklung der Dinge, die unabweisbar zu solchem Ausgange führen mußten.

Aus den Aufzeichnungen geht hervor, daß Beguelin während seines früheren Aufenthaltes in Paris, theils durch seine Gattin, theils unmittelbar, wichtige Aufschlüsse über die Verhältnisse in Frankreich nach Berlin sandte, daß er einerseits vor der Gefahr warnte, welche Preußen durch Napoleon's Vernichtungspläne drohte, daß er andererseits darauf hinwies, wie sich in Frankreich selbst allmählich eine Partei gegen den Kaiser bilde. Nach seiner Rückkehr nahm er an den vertrauten Verhandlungen mit Gneisenau theil, die in seinem eigenen Hause geführt wurden, und seine Gattin berichtet, daß er im November 1811 zu denen gehörte, die entschieden für den Krieg gegen Napoleon eintraten. Als ihm im Januar 1812 der Auftrag ertheilt wurde, die finanziellen Verhandlungen abzuschließen, waren

die Würfel für die politische Gestaltung aller maßgebenden Grundlagen bereits gefallen. Er hatte mit vollendeten Thatsachen zu rechnen. Darf man ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er bei der damaligen Lage der Dinge, in dem Versuche eines Kampfes, in dem Herausfordern der Waffenentscheidung den sicheren Untergang erblickte, daß er in dem Abschlusse der Convention eine Lebensfrist und die Erhaltung unentbehrlicher Existenzmittel für den Staat zu finden hoffte?

Er glaubte durch seine Handlungsweise von zwei Uebeln das kleinere zu wählen und für den Staat Zeit und Geld zu gewinnen, um unter günstigeren Verhältnissen den Arm zur Abwehr zu erheben. Und wenn sich trotzdem die Opfer maßlos gestalteten, war deshalb seine entscheidende Erwägung unrichtig, daß ohne den Conventionsabschluß, die Opfer bei Napoleon's uneingeschränkter Machtwillkür noch größer gewesen sein würden?

Man darf hier nicht die Verhältnisse des Jahres 1811 zum Maßstab des Urtheils über Handlungen wählen, die sich erst Anfang 1812 vollzogen.

Gneisenau's und Beguelin's Wege scheiden sich sichtbar erst nach dem November 1811.

Hier sah Beguelin, vielleicht gerade weil er damals Hardenberg durch seine unmittelbaren dienstlichen Beziehungen näher als Gneisenau stand, nur noch den Weg vor sich, den des Königs Wille allein offen gelassen hatte, und suchte auf diesem zu retten, was etwa noch zu retten war. Gneisenau, nie ohne Kampf zurückweichend, hielt die Hoffnung, das Werk seines Lebens schon jetzt zu vollenden und die Waffen in die Schicksalswage zu werfen, aufrecht. Wie wäre es auch anders denkbar gewesen bei diesem kühn

und gewaltig angelegten Geist, der unerreicht in der Größe und Zähigkeit seiner glühenden Vaterlandsliebe dasteht. Nie ist er den eigenen Worten aus dem Jahre 1808 untreu geworden: „Ein gewisses Vorgefühl, das mich niemals trügte, sagt mir, daß der Tag der Rache noch kommen werde. Auf die Möglichkeit dieses Tages sollen alle meine Bemühungen gerichtet sein“ [1]).

Wahrlich, seine Schuld war es nicht, wenn noch einmal der Tag der Rache verschoben wurde, aber wenn er trotzdem, ungeachtet der mehr und mehr entschwindenden äußeren Vorbedingungen, in heißer Sehnsucht nach der Befreiung, noch zum entscheidenden Kampfe aufforderte, als seine eigenen Voraussetzungen ihm aus den Händen genommen waren, so darf ihm schon bei Beginn des Jahres 1812, bevor Beguelin in die Gestaltung der Dinge eingriff, unter den gänzlich veränderten Verhältnissen, das Wort Oncken's entgegengehalten werden: „Die Folgezeit sollte lehren, daß wenn von der ganzen französischen Armee auf dem Rückzuge in Rußland auch niemand übrig blieb, als der eine Mann, der sie ihrem Schicksal überließ, dieser Eine vollkommen ausreichte, um jede Uebereilung furchtbar zu strafen“ [2]).

Erklären die geschilderten Verhältnisse vollkommen Hardenberg's Verhalten Gneisenau gegenüber, so folgt andererseits, daß der Staatskanzler, vor allem bei seiner eigenen Beurtheilung der Gegenwart, nicht die geringste Veranlassung hatte, auch nur einen Augenblick dem Manne sein Vertrauen zu entziehen, der unter schwierigen, per-

[1]) Lehmann, Scharnhorst II. S. 166. Immediat-Schreiben von Gneisenau, Memel d. 14. Januar 1808.

[2]) Oncken, Oesterreich und Preußen I. S. 29.

sönlich unerquicklichen und undankbaren Verhältnissen, für den Staat das ins Werk gesetzt hatte, was von ihm als unabweisbare Folge vorausgegangener Regierungsmaßnahmen verlangt war. Unbeirrt in seinem Urtheile, übertrug Hardenberg auch fernerhin Beguelin die weitere Abwicklung der schwierigen und verantwortungsvollen Finanzgeschäfte mit Frankreich.

Für Beguelin's innere politische Denkweise ist es kennzeichnend, daß er trotz des heftigen Zwiespaltes über die Convention, ebenso wie der Staatskanzler, im Herzen an Gneisenau festhielt. Das bezeugt seine Gattin, das beweist, daß er zu den wenigen Vertrauten Hardenberg's gehörte, die nähere Kenntniß von der geheimen Sendung Gneisenau's und seinem Wirken in England erhielten, als der Staatskanzler hierüber vor der Welt das tiefste Geheimniß bewahrte, um Napoleon's Argwohn fernzuhalten. Der erste der von Gneisenau an Hardenberg aus England gerichteten Briefe vom 29. August 1812 ist vom Staatskanzler, von Beguelin und seiner Gattin gemeinsam entziffert[1]).

Immerhin kann es nicht überraschen, daß das frühere innige Freundschaftsband zwischen Beguelin und Gneisenau durch die zornige Aufwallung, die sich in dem Breslauer Briefe wiederspiegelt, zerrissen wurde. Als beide im Frühling des nächsten Jahres in Schlesien persönlich wieder zusammentrafen, verhinderten die auseinandergehenden Anschauungen über das Landsturmedikt, und der hierdurch erneute heftige Konflikt zwischen Gneisenau und der gemäßigten Mittelpartei, das Wiedererstarken des alten Verhältnisses.

[1]) M. Lehmann, Gneisenau's Sendung 1812. Hist. Zeitschrift N. F. Bd. XXVI. S. 480.

Frau v. Beguelin schildert in ihren Denkwürdigkeiten die erregte Stimmung in Berlin, als sie aus Paris über Amsterdam, wo ihr Gatte auf der Rückreise sehr schwer erkrankte und mehrere Wochen zurückgehalten wurde, am 1. Mai 1812 wieder heimkehrte. Man sah, wie sie mittheilt, nur die harten Opfer und nicht die harte Nothwendigkeit. Zu denen, die aus innerer Ueberzeugung den Vertrag tadelten, gesellten sich andere, die aus persönlichen Beweggründen Beguelin nicht wohlwollten, und deren Mißgunst, wie seine Gattin wohl mit Recht angiebt, durch die Verleihung des Rothen Adlerordens, und durch gleichzeitiges Ueberweisen der vielfach beneideten, prächtig eingerichteten Dienstwohnung im Seehandlungsgebäude, im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht abgeschwächt wurde. Man erblickte in diesen Vorgängen nicht mit Unrecht außergewöhnliche Gunstbeweise, denn Beguelin bekleidete keinerlei Amt in der Seehandlung, und selbst vorurtheilsfreie Männer wurden durch die ungleiche Vertheilung der Königlichen Gnade verstimmt, da man andererseits bei der Regierung nur das eifrigste Bestreben bemerkte, alle den Franzosen mißliebigen Persönlichkeiten möglichst schnell vom Schauplatze ihrer bisherigen Thätigkeit verschwinden zu lassen, um sie scheinbar der Vergessenheit zu übergeben. An die Kritik der Convention knüpften sich im Munde übelwollender Neider gehässige Verleumdungen[1]), und in der leidenschaftlich erregten Zeit fanden derartige Urtheile auch in der nächsten Umgebung von Gneisenau Gehör. Seinen Freunden erschien die Belohnung der Thätigkeit von Beguelin als kränkende Zurücksetzung der eigenen Partei und

[1]) Vergleiche die Denkwürdigkeiten von Frau v. Beguelin.

ihr Unwille richtete sich gegen Hardenberg und seinen Schützling[1]).

Im Hinblick hierauf ist zur unparteiischen Beurtheilung von Beguelin's Charakter ein reiner Privatbrief aus dieser Zeit nicht ohne Interesse.

Frau Hofräthin Cramer, hatte sich infolge der früher erwähnten Bedrängniß, in die sie durch den Vermögensverlust und die unheilbare Geisteskrankheit ihres Mannes gerathen war, an ihren Schwiegersohn mit der Bitte gewendet, ihr für den Fall des Todes ihres Gatten eine Wittwenpension auszuwirken. Beguelin antwortete hierauf am 2. Mai 1812 unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Amsterdam.

„Ich habe die Vorschläge wegen der Wittwen-Pensionen zu machen, muß aber bei der Beschränktheit der Fonds größtentheils auf abschlägige Bescheide der Wittwen-Gesuche antragen. Ausnahmen finden zuweilen statt, wenn der verstorbene Ehemann ausgezeichnete Dienste geleistet hat, sich durch vorzügliches Benehmen hervorgethan, wenn die Wittwe mit mehreren unerzogenen Kindern belastet ist oder keine Verwandte hat, die für sie etwas thun können. Nun werden Sie, liebste Mutter, eingestehen, daß keiner dieser Fälle auf Sie Anwendung findet. Auch in dem Falle, daß Ihr ganzes Vermögen verloren ginge, haben Sie rechtliche Ansprüche auf den Beistand der Sack'schen Masse; außerdem haben Sie zwei

[1]) Gneisenau führt selbst in dem zur Vorlage an den König durch Hardenberg bestimmten Briefe, vom 2. April 1812, unter den erlittenen Zurücksetzungen, die von seinen Freunden als Demüthigungen aufgefaßt würden, die Nichtverleihung des Rothen Adlerordens dritter Klasse an. M. Lehmann, Gneisenau's Sendung 1812. Historische Zeitschr. N. F. Bd. XXVI. S. 479.

Töchter, die in der Lage sich befinden, Sie unterstützen zu können, und meine Frau wird sich eine Pflicht daraus machen und ich ihr gewiß darin beistehen, wogegen ich aber das Zutrauen aller rechtlichen Menschen und den Ruf der Unparteilichkeit unfehlbar verscherzen würde, wenn ich für eine Schwiegermutter, die lediglich für sich zu sorgen hat, das zu bewirken suchte, was ich leider so vielen Wittwen, die kleine Kinder haben, abschlagen muß. Ich schmeichele mir, daß Sie sich hiernach überzeugen werden, daß nicht Mangel an gutem Willen, sondern reines Pflichtgefühl mich hierbei leitet."

Die öffentliche Meinung beschäftigte sich, wie es in aufgeregten Zeiten zu geschehen pflegt, damit, die Einzelheiten der maßgebenden Einflüsse mit ihrer Phantasie auszuschmücken. Man beschuldigte Beguelin, die Convention leichtfertig abgeschlossen zu haben[1]). Man warf Hardenberg vor, daß er sich ganz dem Einfluß einer Schaar kleinmüthiger Personen hingebe, die blindlings der Aussaugung des Staates zugestimmt hätten, um nichts als eine Scheinexistenz des Staates zu retten, man stellte den franzosenfreundlich gesinnten Fürsten Hatzfeld und die erbitterte Gegnerin Napoleon's, Amalie von Beguelin, als geistige Bundesgenossen zusammen, die den Staatskanzler in seiner Nachgiebigkeit bestärkten. Man sprach und schrieb darüber, daß Frau von Beguelin Hardenberg ganz beherrsche[2]), und ahnte, während man diese Beschuldigungen verbreitete, nicht, daß soweit ihr Einfluß auf die politischen Geschicke Preußens reichte, gerade sie auch jetzt in der Zeit

---

[1]) Stern, Abhandlungen und Aktenstücke S. 390.
[2]) Ompteda, Politischer Nachlaß II. S. 271.

der Zweifel wieder, nach wie vor, das feste Bindeglied zwischen dem Staatskanzler und Gneisenau bildete und alles aufbot, was sie als Frau thun konnte, um am Befreiungswerk im Geheimen weiter zu arbeiten. Man wußte nicht, daß Gneisenau, gleich nach der ersten Aufwallung seines Zornes, Hardenberg gebeten hatte, bei Frau v. Beguelin sein Andenken wieder herzustellen[1]).

Daß die Verdächtigungen des Staatskanzlers und das Gerede über die nachtheiligen Einflüsse, denen er unterworfen sei, lange Zeit nicht verstummten, beweisen die Berichte des französischen Gesandten St. Marsan an den Herzog von Bassano im Dezember des Jahres 1812[2]).

Zwischen den Zeilen der eigenhändigen Aufzeichnungen kann man deutlich lesen, wie Amalie durch die gehässigen Verleumdungen, die sich seit der Pariser Convention auch an ihre Person hefteten, in Mitleidenschaft gezogen fühlte, und an einer Stelle spricht sie es direkt aus, daß die zweite Reise nach Paris für sie eine Quelle der herbsten Leiden wurde. Nichts konnte ihr opferwilliges, von glühender Vaterlandsliebe erfülltes Gemüth tiefer verletzen, ihren weiblichen Stolz bitterer kränken, als ein Verdacht gegen ihre lauteren Gesinnungen. Die Worte vor ihrem Tode: „Ich habe durch Menschen viel, unendlich viel gelitten", und die einleitenden Bemerkungen zu ihren Denkwürdigkeiten: „Hätte ich gewußt und bedacht, daß man fast nie unbeschädigt, vollends als Frau, in die Speichen des Schicksalsrades eingreift, so hätte ich, wenn auch getäuscht

---

[1]) Pertz, Gneisenau II. S. 283, ergänzt durch M. Lehmann. Hist. Zeitschr. N. F. Bd. XXVI. S. 476 Fußnote 1.

[2]) Stern, Abhandlungen und Aktenstücke S. 395.

in manchen meiner Hoffnungen, ruhiger durch das Leben gehen können", geben diesen Empfindungen Ausdruck.

Auf die Gesinnung des Staatskanzlers hatten die gegen seine Person und gegen seine unmittelbaren Vertrauten gerichteten Verdächtigungen keinen äußerlich zu Tage tretenden Einfluß. Er berief Beguelin nach der Rückkehr aus Paris als Geheimen Staatsrath in das neue Finanz-Collegium, das am 24. April 1812 zur Verwaltung der Geld-Institute des Staates und des Staatsschuldenwesens im Finanzministerium unter Hardenberg's oberer Leitung gebildet war.

Der Fürstencongreß, den Napoleon im Mai 1812 in Dresden abhielt, hatte Beguelin's Entsendung dorthin zur Folge, um mit dem französischen General Mathieu Dumas, der mit dem Lieferungswesen für die ganze Armee betraut war, über die Abwicklung der abgeschlossenen Convention weiter zu verhandeln. Hierbei ergaben sich Schwierigkeiten, wann Frankreich die über den Betrag der Contributionsforderungen hinaus von Preußen gelieferten Naturalbedürfnisse zu zahlen verpflichtet sei[1]).

Der Staatskanzler begab sich im Gefolge des Königs erst in den letzten Tagen des Monats nach Dresden und schrieb kurz vor seiner Abreise Beguelin auf dessen inzwischen über die Verhandlungen eingesandten Bericht:

à Berlin le 21. 5. (1812)[2]).

Je suis extrêmement fâché, très cher ami, de vous savoir toujours encore souffrant. Soignez vous autant que vous pourrez, le moment est doublement pénible pour être malade.

---

[1]) Ompteda, Politischer Nachlaß II. S. 265 und Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 222 Fußnote.

[2]) Die im Original fehlende Jahreszahl ergiebt sich aus Ompteda,

Les bonnes nouvelles que vous nous donnez m'enchantent. Il faut battre le fer pendant qu'il est rouge et j'ai pensé que rien ne seroit mieux, que de vous envoyer Heydebreck[1]) avec les renseignemens qu'on désire sur nos exportations; il sera à même de suppléer à ce qui manque au tableau, dont il est le porteur.

Je vous prie de dire mille et mille belles choses de ma part au Duc de Bassano et de faire aussi mes complimens à Mr. de la Rivallière[2]) en lui témoignant, combien je reconnois l'intérêt qu'il prend à nos affaires.

Voici un signe de vie de Madame de Beguelin.

Je vous embrasse de tout mon coeur.

Hardenberg.

Durch dieſen Brief ſcheinen einige auf dieſelbe Angelegenheit bezügliche Andeutungen und abfällige Urtheile, von Ompteda und dem Staatsrath Gruner, aufgeklärt und theilweiſe berichtigt zu werden. Beide gehörten zu denen, welche Beguelin beſchuldigten, die Convention leichtfertig abgeſchloſſen zu haben[3]), und ließen ſich von dieſer Auffaſſung in ihren weiteren Anſichten leiten.

Ompteda war damals in Berlin, beklagte ſich aber ſelbſt, daß er gerade in der Zeit der Dresdener Verhandlungen vom Staatskanzler ſcheinbar mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit fern gehalten werde[4]). Gruner befand ſich in Oeſterreich, beide waren alſo über die Vorgänge in

Politiſcher Nachlaß II. S. 269, wo die nachträgliche Entſendung Heydebreck's in einem anderen Briefe aus dieſer Zeit ebenfalls erwähnt wird.

[1]) Geheimrath im Finanz-Departement, nachmals Oberpräſident der Provinz Brandenburg.

[2]) Geheimer Vermittler zwiſchen Frankreich und Preußen, über deſſen eigenthümliche Stellung in den Denkwürdigkeiten nähere Auskunft gegeben wird.

[3]) Ompteda, Politiſcher Nachlaß II. S. 265. Pertz, Stein III. S. 126.

[4]) Ompteda II. S. 270.

Dresden nur mittelbar durch dritte Personen unterrichtet.

Am 16. Mai schrieb Ompteda dem Grafen Hardenberg in Wien, einem Vetter des Staatskanzlers, mit dem er im fortdauernden, vertraulichen, brieflichen Verkehr stand, daß Beguelin dem französischen General-Intendanten, Mathieu Dumas, die Unmöglichkeit erklärt habe, die von ihm selbst in Paris aufgestellten Bedingungen zu erfüllen. In dem Berichte werden sehr scharfe Aeußerungen von Dumas über Beguelin mitgetheilt[1]). In einem weiteren Briefe an den Wiener Hardenberg, vom 23. Mai, wird die nachträgliche Entsendung Heydebreck's zur Unterstützung von Beguelin mit dem Zusatz gemeldet: „ils ne feront que de l'eau clair[2])." Gruner dagegen berichtet seinerseits, daß Heydebreck wenigstens noch 7 Millionen Franken von den Forderungen abgedungen habe[3]), und schließlich erwähnt Ompteda in einem Briefe vom 6. Juni, daß Napoleon sich bei den Dresdener Verhandlungen bereit erklärt hätte, Preußen eine große Zahl von Licenzen bezüglich der Ausfuhr seiner Producte — un grand nombre de licenses pour l'exportation de ses productions — und selbst für die Einfuhr von Colonialwaaren auf dem Seewege zu gewähren[4]).

Hält man diese verschiedenen Angaben mit dem vorstehend mitgetheilten Briefe des Staatskanzlers zusammen, der sich darin ganz besonders befriedigt ausspricht, so ergiebt sich, daß Beguelin bei der Abrechnung mit Dumas in

---

[1]) Ompteda, Politischer Nachlaß II. S. 265.
[2]) Ebenda S. 269.
[3]) Pertz, Stein III. S. 126.
[4]) Ompteda, Politischer Nachlaß II. S. 273.

Dresden, über die bis dahin auf Abschlag für die Contribution geleisteten Lieferungen, eine bedeutende Summe für Preußen reclamirte und hierbei mit Dumas vermuthlich heftig aneinander gerieth. Es gelang augenscheinlich, diese Forderung mit Heydebreck's Hülfe dem widerwilligen französischen General-Intendanten abzuringen, und Beguelin bahnte ferner die Erleichterungen an, welche für den freieren Handelsverkehr, im Gegensatze zur bisherigen, streng durchgeführten Continentalsperre, durchgesetzt wurden.

Da Frankreich niemals aus Großmuth auf seine Rechte verzichtete, erscheint nach dem Endergebniß der Verhandlungen Ompteda's Angabe hinfällig, daß Beguelin in Dresden gegen seinen eigenen Vertrag Einspruch erhoben habe, weil dessen Erfüllung unmöglich sei. Es wird sich vielmehr nur um einen Streit bezüglich der schließlich durchgesetzten Anerkennung einer Forderung gehandelt haben, auf die Preußen nach dem Vertrage berechtigte Ansprüche hatte[1]).

Von Königen und Fürsten umgeben, entfaltete Napoleon in Dresden den vollen Glanz und die ganze Macht seiner Herrschaft. Portugiesen, Spanier, Italiener, Oesterreicher, Polen und Deutsche folgten den französischen Fahnen nach Rußland, aber wie schwer das Bündniß mit Frankreich auf Preußen lastete, ergiebt sich auch aus dem umstehenden, unter den Handschriften vorgefundenen Curszettel[2]).

---

[1]) Von den Contributions-Forderungen ging unter anderem, nach der preußischen Rechnung, der Werth der Colonialwaaren ab, welche bereits vor dem Vertragsabschluß für die Franzosen in Magdeburg geliefert waren. Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 209.

[2]) Ausführliche Zusammenstellungen der Curswerthe finden sich in „Krug, Geschichte der preußischen Staatsschulden", herausgegeben von Bergius.

Fonds- und Geld-Cours

von Berlin.

Berlin, den 15ten Juny 1812

	Pr. Courant in Species. Briefe.	Geld.
Berliner Banco-Obligations -	33	1/
Staats-Schuld-Scheine - - -	32 1/2	1/
Berliner Stadt-Obligations - -	33.	1/
Churmärk. Landschafts-Obligations	20	1/
Neumärk. Dito Dito	21.	1/
Holländische Obligations - -	30	1/
Wittgensteinsche Dito à 4 1/2 pCt.	38	1/
Dito Dito à 4 pCt.	36	
Recognaissancen - - - - -	19.	1/
West-Preussische Pfandb. Pr. Cour.	36 1/2	1/
West-Preussische Pfandb. Pollu. Cour.	1/	19
Ost-Preussische Pfandbriefe - -	1/	35
Pommersche Pfandbriefe - - -	80	1/
Chur- und Neumärksche Pfandbriefe	77	1/
Schlesische Pfandbriefe - - -	61 1/2	1/
Zins-Scheine pro 1814 - - -	34	1/
Gehalt-Scheine pro 1814 - - -	32	1/
Tresorscheine - - - - - - -	33.	1/
Holländische Ducaten alte à 2 3/4 Rt.	1/	125 1/2
Dito Napoleons - - -	1/	125 1/2
Kaiserliche Ducaten à 2 3/4 Rt. -	118 1/2	1/
Friedrichsd'or - - - - - - -	114 1/8	113 7/8
Münze - - - - - - - -	178	179

J. P. Weiss,
Hof- und Banco-Courtier.

Die Spaltung zwischen Gneisenau und Beguelin nach der Pariser Convention blieb ohne dauernde Folgen für das herzliche Verhältniß zwischen Gneisenau und Amalie. Daß aber im übrigen auch hier, wie kaum anders zu erwarten ist, wenigstens anfänglich eine gewisse Entfremdung eingetreten war, läßt sich aus mehreren Andeutungen schließen. Dafür spricht die früher mitgetheilte Bitte Gneisenau's an Hardenberg, im April 1812, bei Frau von Beguelin sein Andenken wieder herzustellen, dafür spricht die Versicherung in einem der nachfolgenden Briefe aus dem September desselben Jahres, daß er in seinem Innern sie schon tausendmal um Verzeihung gebeten habe, wenn er auch nur kurze Zeit an ihr zu zweifeln vermochte.

Der ganze Briefwechsel Gneisenau's aus England in der zweiten Hälfte des Jahres 1812 mit Hardenberg und Frau v. Beguelin läßt keinen Zweifel darüber, daß es sich hier nicht etwa nur um einige leere Höflichkeitsformen handelt. Gerade diese hochwichtigen politischen Briefe gewähren einen tiefen Einblick in die unbegrenzte Vertrauensstellung Amalien's zwischen Gneisenau und Hardenberg und bekunden die volle Aussöhnung zwischen den treuen Bundesgenossen. Diente ihr Name hierbei zum Theil auch nur als Deckadresse, um die Verbindung zwischen dem Staatskanzler und Gneisenau vor französischen Spionen zu verbergen, und waren ferner verschiedene andere Persönlichkeiten, wenigstens äußerlich in das Geheimniß eingeweiht, wie der preußische Gesandte, Graf Dohna, in Kopenhagen, der Kaufmann Lorent in Gothenburg, Schröder in Colberg, welche als Mittelspersonen die geheime Beförderung der Briefe an ihr eigentliches Ziel übernahmen, so erhielt Amalie doch auf diese Weise volle Kenntniß von dem Inhalte der

Schriftstücke, in denen Gneisenau seine unermüdlichen Befreiungspläne und alle seine Maßnahmen enthüllte. Ja, einzelne der Briefe enthalten zwischen oder hinter den an Hardenberg gerichteten Mittheilungen längere Abschnitte, in denen sich Gneisenau unmittelbar an die Freundin wendet. Aus Hardenberg's Briefen geht ferner hervor, daß er zum Theil die Antworten mit Frau von Beguelin gemeinsam verfaßte. So beginnt der Brief vom 15. Oktober an Gneisenau mit den Worten[1]):

„Ihre Freundin erhielt Ihre Briefe vom 29. August und 5. September. Sie theilte solche ungesäumt Ihrem Freunde mit. Beide antworten Ihnen gemeinschaftlich. Sie kennen beider Gesinnungen. Diese sind unwandelbar. Sie stehen bei beiden in bestem Andenken und sind oft der Gegenstand ihrer Gespräche und Wünsche. Möchten Sie doch mit uns ein glückliches Kleeblatt bilden und bei uns und mit uns leben, in Ruhe nach vollbrachten Thaten!"

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die umfangreichen Briefe vollständig wiederzugeben, obwohl erst der eigene Einblick in den ganzen Inhalt ein Urtheil darüber gestattet, wie wichtige politische Mittheilungen hier der Verschwiegenheit einer Frau anvertraut wurden, die durch ihr Urtheil Einfluß auf den Staatsmann hatte, für welchen die Nachrichten eigentlich bestimmt waren[2]). Indem ich weiter unten nur die beiden unmittelbar an Frau von Beguelin gerichteten Briefabschnitte wiedergebe, ist bezüglich der sonderbaren Sprachmischung zu bemerken, daß

---

[1]) M. Lehmann, Historische Zeitschr. N. F. Bd. XXVI. S. 491.

[2]) Der vollständige Briefwechsel ist in dem Aufsatz von M. Lehmann, „Gneisenau's Sendung nach Schweden und England im Jahre 1812" in der vorstehenden Quelle veröffentlicht.

vor allem in dem politiſchen Hauptinhalte der Schriftſtücke Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, hier und da auch einige lateiniſche Sätze mit einander wechſeln, ja bisweilen ſogar mitten in einem Satz die Wahl der Sprache verändert iſt. Die Sorge vor den franzöſiſchen Spionen veranlaßte die weitgehendſten Vorſichtsmaßregeln, und das wunderbare Sprachgemiſch ſollte dazu dienen, Unberufenen das Auffinden des Schlüſſels zum chiffrirten Texte zu erſchweren. Hardenberg ermahnte Gneiſenau noch im Oktober zu verſchärfter Vorſicht und erſuchte ihn, zukünftig auch nicht mehr den Namen Amalie auf das Couvert zu ſetzen, ſondern die Briefe äußerlich an Demoiſelle Böhm, die Erzieherin im Hauſe der Frau von Beguelin, zu adreſſiren. Auch forderte er Gneiſenau auf, alle Briefe zu verbrennen, da Zufälligkeiten ſonſt leicht großes Unglück über ihn, wie über die gemeinſame Freundin bringen könnten. Gneiſenau verkannte ſeinerſeits die Gefahr der Rachſucht Napoleon's keineswegs, denn er bat Hardenberg, ſeine Frau und ſeine Kinder in Sicherheit zu bringen, ſobald die Seinigen in Schleſien gefährdet erſchienen.

Die beiden von Gneiſenau inhaltlich unmittelbar an Frau von Beguelin gerichteten Briefabſchnitte lauten:

London, den 5. September 1812.

Ihnen, theure Freundin, wiederhole ich meinen tief gefühlten Dank für die innige Freude, die Sie mir durch die Züge Ihrer Hand gemacht haben; ich habe daraus den Umfang der Güte Ihres Herzens erkannt. Fußfällig bitte ich Sie um Verzeihung. Je veux confesser, que j'étais indigne de tant de bonté. Si dans quelques moments je pouvais douter de l'excellence de votre coeur, mille fois déjà au fond de mon coeur je vous en ai demandé pardon. En voyant vos lignes, je fus anéanti de votre bonté; car vous m'aviez prévenu, étant moi-même sur

le point de vous écrire. Ich hoffe, daß Sie meine beiden Briefe seitdem erhalten haben. Sie sind also der guten Sache noch immer getreu; mögen die seligsten Freuden dafür lohnen. Ein Gemüth wie das Ihrige kann auch nicht anders, als an den Leiden eines hart gedrückten Volkes theilnehmen und nach dessen Befreiung sich sehnen. Quand ma chère amie vous verrai-je? Avec l'aide de Dieu cela pourrait avoir lieu bientôt. Saluez de ma part bien cordialement ma chère Antonie[1]); elle sait se taire. Voulez-vous dire quelques mots à ma femme, pour lui faire savoir, que je me porte bien? Vous m'obligerez infiniment. Adieu, mille fois adieu!

London, den 17. Dezember 1812.

Theure, edle Freundin. Wie sehr bin ich Ihnen verbunden, daß Sie mich abermals durch einen Brief beglückt haben. Wäre der, den ich Ihnen durch Baron Heerdt sandte, nicht in der Franzosen Hände gefallen, so würden Sie darin den Ausdruck der Freude gesehen haben, die ich über Ihren unvermutheten Brief hatte. Ich freue mich ungemein über die Nachricht, die ich in Ihrem letzten fand, nämlich daß Ihr Schicksal festgestellt ist. Ich wünsche Ihnen zu Ihren neuen Besitznngen Glück[2]) und auch zu den neuen Früchten eines lustigen Augenblicks. Bei Ihrer Frische wird wohl noch manche Wiederholung zu erwarten sein[3]). Der Himmel nehme Sie in seinen Schutz! Ich sitze hier in der zweiten Hälfte der Nacht, um den morgenden Posttag zu benutzen. Warnen Sie doch Bülow[4]), daß er sich nicht der geheimen Polizei bediene, um die Freunde der guten Sache zu verfolgen; denn sonst bin ich selbst nicht im Stande, ihn vom Verderben zu retten. Sein Betragen ist sehr unklug. Sie werden, theure Freundin, diese Warnung auf

[1]) Tochter der Frau von Beguelin.

[2]) Bezieht sich auf den Kauf der Güter Jarischau-Muhrau, über den weiter unten berichtet ist.

[3]) Am 31. Oktober war Frau v. Beguelin durch die Geburt eines Sohnes erfreut.

[4]) Friedrich von Bülow, Geheimer Staatsrath und Chef der höheren Polizei, welcher Ende September die Verhaftung des früheren preußischen Staatsrathes Gruner in Prag veranlaßt hatte. Pertz, Stein III. S. 132.

eine behutsame Art zu geben wissen. Grüßen Sie mir meine Antonie vielmals und auch Ihre übrigen Kinder. Von den Meinigen habe ich seit Langem keine Nachricht. Wenn Bonaparte todt ist, könnten Sie wohl nach Paris kommen. Von hier ist es nicht weit. Adieu.

Während Gneisenau in England im Interesse Preußens im Geheimen thätig war, wurde Beguelin im September 1812 zu erneuten Verhandlungen mit dem Herzog von Bassano in das französische Hauptquartier nach Wilna entsandt[1]). Schon bei der Zusammenkunft in Dresden war festgestellt, daß durch die bis dahin von Preußen geleisteten Lieferungen die Contributionssumme abgetragen sei, aber die französischen Forderungen hörten nicht auf, und Anfang Oktober beliefen sich die von Preußen in verschiedenen Formen für die französische Armee geleisteten Vorschüsse auf über 88 Millionen Franken[2]). Vergeblich wurden die ausbedungenen regelmäßigen Abrechnungen von dem französischen General-Intendanten eingefordert.

Beguelin sollte im Verein mit dem Gesandten, General von Krusemarck, die Unmöglichkeit darlegen, solche Lasten weiter zu tragen, und auf Entschädigung für die Vorschüsse dringen. Der Herzog von Bassano erwiderte, als Beguelin am Schlusse seines Vortrages an ihn die Frage richtete, ob er an die Richtigkeit seiner Angaben glaube; „allerdings". Dann ging er auf die Details ein und verhieß, daß der Kaiser ein Einsehen haben werde; bares Geld sei freilich nicht verfügbar, aber er werde vorschlagen, daß über die Salzvorräthe zu Minsk, Witepsk und Beresow, im Werthe

---

[1]) Die Instruktion für die Aufträge, datirt aus Potsdam vom 13. September 1812, befindet sich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

[2]) Oncken, Oesterreich und Preußen I. S. 11 u. 12.

von 7 Millionen zu Gunsten Preußens verfügt werde, dazu könne man noch Colonialwaaren hinzufügen und den Rest in Schatzbons abtragen[1]).

Inzwischen ereilte das Schicksal Napoleon auf dem Rückzuge von Moskau. Unter solchen Verhältnissen kehrten Krusemarck und Beguelin mit werthlosen Versprechungen heim, nachdem Napoleon am 6. Dezember die Trümmer seines Heeres in Smorgony verlassen hatte und gleich darauf durch Wilna eilte, um mit Blitzesschnelle durch Polen und Deutschland nach Paris zurückzukehren. Die Flucht des Kaisers war das Signal zum allgemeinen Aufbruch aus Wilna.

Frau v. Beguelin hatte während der Abwesenheit ihres Mannes schwierige häusliche Verhältnisse zu ordnen. Die Veräußerung einer Reihe von Klostergütern, die der Staat in der damaligen Zeit zu niedrigen Preisen verkaufen mußte, um Geld zu beschaffen, hatte ihren Gatten vermuthlich veranlaßt, die Gelegenheit zu einer scheinbar günstigen Vermögensanlage zu benutzen, und er erwarb durch ein Meistgebot am 26. Juni 1812 das Kaufrecht für die Klostergüter Jarischau und Muhrau im Striegauer Kreise. Kurz vor seiner Abreise nach Wilna bevollmächtigte er am 23. September seine Frau zum Vollziehen des Ankaufs. Die Anzahlung sollte mit 30 000 Thalern aus dem Vermögen der Kinder erster Ehe bestritten werden, womit sich die Vormundschaftsbehörde gegen hypothekarische Sicherheit für das Kapital einverstanden erklärte; für den Rest waren Theilzahlungen ausbedungen. Da sich Glogau seit 1807 immer noch in den Händen der Franzosen befand,

[1]) Oncken, Oesterreich und Preußen I. S. 12.

ließen sich die Akten nicht rechtzeitig beschaffen, um die Hypotheken zu löschen, welche aus früherer Zeit für die Stadtpfarrkirche in Glogau und das vormalige Jungfernstift in Striegau auf den Gütern ruhten. Infolge dessen hielt das Pupillen-Collegium nunmehr seinerseits die Zahlung der fest in Aussicht gestellten 30 000 Thaler zurück, weil das Geld nicht, wie ausbedungen, zur ersten Stelle eingetragen werden konnte[1]). Andere Barmittel standen nicht zur Verfügung. In dieser Verlegenheit half Hardenberg durch Gewähren eines Staatscredites aus, wie folgendes Schreiben bekundet.

„Der Herr Geheime Staatsrath von Heydebreck wird hierdurch ermächtigt und angewiesen, dem Herrn Geheimen Staatsrath von Beguelin, modo dessen bevollmächtigter Frau Gemahlin, die Summe von:

— Sieben und Zwanzig Tausend Thalern Capitalbetrag schriftlich — Domainenpfandbriefe auf drei Monate vorzuschießen, und da mir die Bestimmung derselben und die für die Rückzahlung vorhandene Sicherheit vollkommen bekannt ist, dafür keine weitere Sicherheit, als die handschriftliche Verschreibung des Herrn von Beguelin, modo dessen Frau Gemahlin, ohne schriftliche Förmlichkeiten zu verlangen.

Berlin den 20. Januar 1813.

Hardenberg.

Mit diesem Vorschuß kam der Kaufkontrakt am 27. Januar 1813 in Berlin zustande, aber es ergaben sich

---

[1]) Dieser Sachverhalt ergiebt sich theils aus dem Testamente Amalien's, theils aus der Abschrift eines Erlasses des Finanz-Ministers von Bülow aus Paris, vom 3. Juni 1814, an die Breslauer Regierung, der sich auf die Berichtigung der Kaufgelder bezieht, sowie, übereinstimmend hiermit, aus den Kaufverträgen selbst.

augenscheinlich bei den beschränkten flüssigen Mitteln weitere Schwierigkeiten, die terminweisen Abzahlungen der Kaufsumme rechtzeitig zu leisten, und nachdem gute Freunde, unter anderen Heydebreck und der Geheimrath Klaatsch mit ihren Privatmitteln ausgeholfen hatten, wurde der ganze Besitz bereits am 28. Juni 1814 wieder verkauft, um die Darlehen und die vom Ankauf noch ausstehenden Restkaufgelder abtragen zu können, deren Zahlung sich bis in das Jahr 1815 ausdehnte.

Frau v. Beguelin erwähnt in ihren Denkwürdigkeiten Jarischau mehrfach, wo sie während der ersten Kriegsunruhen 1813 muthig ausharrte, bis das Vordringen der Franzosen von Bautzen nach Schlesien sie zur Flucht nöthigte.

Beguelin kehrte erst am 30. Januar 1813 aus Wilna zurück und ging jedenfalls schon im Februar wieder mit neuen Aufträgen nach Paris, während sich seine Gattin zunächst nach Breslau begab, nachdem der Hof und die Regierung schon Ende Januar dorthin übersiedelt waren. Hier sah sie das Werk sich vollenden, an dem sie mitgearbeitet hatte, und vor ihren Augen vollzog sich der Ausbruch der Begeisterung, mit welcher der Freiheitskampf begrüßt wurde.

Gneisenau war am 10. März von England in Breslau eingetroffen und rückte am 18. März, von den Segenswünschen der treuen Freundin begleitet, mit dem Blücher'schen Corps ins Feld.

Aus dieser Zeit sind nachfolgende Zeilen erhalten:

Verehrte Freundin!

Gerade über das, wessen Sie mich beschuldigen, war ich im Begriff, bei Ihnen, zu geistvolle Freundin, Klage zu führen. Sie, die Sie eine Mosaik aus Montaigne, Cardinal Retz, La Rochefoucauld und La Bruyère zusammengesetzt sind, und jeden Augenblick von geistreichen Bemerkungen übersprudeln, wodurch Sie jeden bescheidenen Ausdruck des Gefühls sofort in das Innere der Brust zurückscheuchen, wollen mir Vorwürfe machen, daß ich zu viel Verstand und zu wenig Gefühl bin; ich, der ich gerade von jenem nur einen so mittelmäßigen Antheil, von diesem aber so überschwenglich viel habe! Erste Ungerechtigkeit!

Zweite Ungerechtigkeit! Sie beschuldigen mich der Strenge gegen Andere, mich, der ich selbst der Nachsicht Anderer so viel bedarf! mich, der ich, Gott sei mein Zeuge, die höchste Ursache habe, bescheiden zu seyn; der ich Nichts weniger als tugendhaft bin und von Schwächen und kleinen Leidenschaften bestürmt werde; der ich Alles durch Glück und Umstände, wenig durch reife Ueberlegung geworden bin. Wie lächerlich würde ich seyn, oder wie heuchlerisch, wenn ich Andere streng beurtheilen sollte. Ersparen Sie mir diese Epitheta und nehmen Sie Ihre Beschuldigung zurück.

Wie ganz anders behandelt mich unser edler Freund (Hardenberg). Er will mir wohl, trotz meinen Fehlern und bürdet mir nicht fremde auf. Wäre er nicht, wo wir beide vor ihm vor Gericht stehen, ein partheiischer Richter, wahrlich ich würde Sie verklagen.

Also, verehrte Freundin, seien Sie edel, das heißt gerecht. Denken Sie denn, daß man ein Recht habe, ungerecht zu seyn, wenn man liebenswürdig ist? Da stehen Sie in einem falschen Wahn. — Nun muß ich schließen. Der Courier kommt. Gott nehme Sie in seinen Schutz.

Ihr

treuergebener

Dresden, d. 31. März 1813. N. v. Gneisenau.

Beguelin finden wir Ende April oder Anfang Mai nach seiner Rückkehr aus Paris wieder mit seiner Gattin in Schlesien vereinigt und von dort beide vorübergehend

in Dresden, wo er dem Staatskanzler mündlich über seine Thätigkeit in Paris berichten wollte.

Der unglückliche Verlauf der ersten kriegerischen Ereignisse, der schnelle Wechsel des Hauptquartiers, nachdem der König von Preußen und der Kaiser von Rußland der Lützener Schlacht persönlich beigewohnt hatten, die plötzliche Räumung Dresdens vor den andringenden Franzosen, verhinderten die persönliche Zusammenkunft, und diesem Umstande verdanken wir die Erhaltung der nachstehenden schriftlichen Documente, die über Beguelin's Thätigkeit in Paris im März 1813 Aufschluß geben und einen weiteren Beweis seiner selbstständigen Handlungsweise und seines Bestrebens liefern, nach bestem Ermessen das Staatsinteresse mit rascher Entschlossenheit zu wahren.

An
des Königl. Staatskanzlers Herrn Freiherrn von Hardenberg
Excellenz.

Indem ich Ew. Excellenz die mir mitgetheilten früheren Verhandlungen in Ansehung der Forderung von Tourton und Ravel[1]) wiederum zustelle, füge ich die ferneren Correspondenzen bei. Daraus werden Ew. Excellenz sehen, daß trotz der günstigen mündlichen Aeußerungen des Herzogs von Bassano, derselbe, als er zum Handeln aufgefordert wurde, nichts gethan hat.

Als der Bruch zwischen Preußen und Frankreich statt fand, war die Ueberzeugung allgemein, daß das französische Gouvernement die Forderung in Beschlag nehmen und confisciren würde. Mein Wunsch ging also dahin, die Forderung des Preußischen Staats in eine private Forderung zu verwandeln. Ob ich gleich dabei ganz nach meiner Ueberzeugung verfahren bin, so habe ich es

[1]) Pariser Bankhaus, mit dem die Seehandlung schon 1810 in Verbindung getreten war, um die Contributionszahlungen abzuwickeln. Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 181.

dennoch so gethan, daß es von der Preußischen Regierung lediglich abhängt, die von mir gethanen Schritte zu sanctioniren oder die Sache in statu quo zu belassen und es auf die Confiscation ankommen zu lassen.

Ich habe nämlich ein Abkommen mit dem Legationsrath Teschke getroffen, wodurch ihm ca. 52000 francs von unserer Forderung an Tourton cedirt werden und er dem Preußischen Staate dagegen einen Schuldschein des Herrn von Treskow (auf Owinsk) von dem nämlichen Betrage giebt. Gedachter Schuldschein ist zwar erst in 8 Jahren zahlbar, da indessen die letzten Zinsen nicht gezahlt worden, so ist er aufkündbar und übrigens ist dem Creditor darin die Befugniß zugestanden, ihn auf die Güter des von Treskow eintragen zu lassen, so daß diese Forderung sicherer als die von Tourton erscheint. Dennoch ist die Verhandlung blos sub spe rati. Ew. Excellenz geschlossen. Es hängt also blos von derselben ab, sie zu ratificiren oder nicht. In letzterem Falle werde ich es dann dem pp. Teschke melden.

Den Ueberrest der Forderung habe ich an die Herren von Haller[1]) und de La Rivallière für 500000 francs binnen 5 Jahren zahlbar verkauft, damit die Forderung gleich eine Privatforderung werde. Um allen Verdacht zu benehmen, ist der Contract, der den Acten beiliegt, antedatirt.

Hierbei würde der Staat, wenn die Zahlung erfolgt, ca. 65000 francs verlieren. Erfolgt die Zahlung nicht, so tritt der Staat in seine vorigen Rechte und wird hoffentlich nach diesem Zeitraum sich öffentlich als Gläubiger eines französischen Handlungshauses zeigen dürfen. Aber auch diesen Transact kann ich gleich aufheben, wenn er nicht genehmigt wird, und diese jetzt als private Forderung in den Büchern erscheinende Staatsforderung wird als letztere notirt werden.

Damit mich nachher, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, kein Vorwurf treffe, so bitte ich gehorsamst, entweder jetzt die von mir getroffenen Maßregeln zu billigen, oder mir zu erlauben, sie zurück-

[1]) Ueber Haller berichtet Amalie ausführlich in ihren Denkwürdigkeiten. Er besaß durch seinen Reichthum und durch seine Verbindungen hervorragenden Einfluß in Paris.

zunehmen und dafür sorgen zu lassen, daß die ganze Forderung in den Büchern des pp. Tourton's wiederum als Forderung des Preußischen Staates aufgeführt werde.

Notitiae causa bemerke ich, daß der Ueberrest der Forderung mit der preußischen Gesandschaft berechnet worden ist.

Kl. Moisch, 16. Mai 1813[1]).

Beguelin.

Das vorstehende Schreiben trägt die eigenhändige Randbemerkung des Staatskanzlers:

Ich finde unter den vorliegenden Umständen das getroffene Arrangement völlig zweckmäßig, wodurch doch der bei weitem größere Theil der Forderung gerettet ist, die sonst wahrscheinlich ganz verloren gewesen sein würde.

Hardenberg.

Zu diesem Schriftstück gehören die folgenden beiden Aktenbelege:

Entre les soussignés:

Henry de Beguelin, conseiller intime d'Etat de Sa Majesté le Roi de Prusse, présentement à Paris, logé Hôtel de Vauban, Rue St. Honoré, d'une part;

Et Charles de La Rivallière, demeurant Rue Joubert No. 15 et Emmannel de Haller, demeurant Rue Hauteville No. 26, d'autre part,

A été convenu ce qui suit:

Mr. de Beguelin cède et transporte à Mrs. de Haller et de La Rivallière la créance de la Société-maritime de Berlin, à la charge de Mrs. Tourton, Ravel et Compagnie, évaluée et arrêtée à cinq cent vingt-trois mille francs avec tous les titres et droits de ladite Société, sans aucune réserve.

Le présent Transport est fait moyennant la somme de cinq cent mille francs, payable par lesdits Sieurs, à Berlin, dans cinq ans à dater de ce jour.

---

[1]) Vermuthlich das sonst in den Aufzeichnungen erwähnte „Mois" bei Görlitz, wo sich damals Beguelins einige Tage vor der Schlacht bei Bautzen befanden, nachdem sie Dresden verlassen hatten.

Acte par devant Notaire, sera fait du présent Transport, à la première réquisition d'une des parties, et ce, aux frais de la partie qui l'exigera.

Fait triple, à Paris, le vingt-huit Janvier mil huit cent treize.

Approuvé l'écriture — Approuvé l'écriture.
Charles de La Rivallière — H. de Beguelin

Approuvé l'écriture
de Haller.

Der Ergänzungsvertrag lautet:

Entre les soussignés:

Henry de Beguelin, conseiller intime d'Etat de Sa Majesté le Roi de Prusse, présentement à Paris, logé Hôtel de Vauban, Rue St. Honoré, d'une part;

Et Charles de La Rivallière, demeurant Rue Joubert No. 15, et Emmanuel de Haller, demeurant Rue Hauteville No. 26, d'autre part,

A été convenu ce qui suit:

1. que dans le cas où la créance de la Société-maritime à la charge de Mrs. Tourton, Ravel et Compagnie, vendue et transportée ce jour, par Mr. de Beguelin à Mrs. de Haller et de La Rivallière n'était pas payée par un événement quelconque, dans l'intervalle des cinq années stipulées dans ce Transport, Mrs. de Haller et de La Rivallière sont déchargés de toute garantie et engagement, et ladite vente annullée et comme nonavenue;

2. que Mrs. de Haller et de La Rivallière s'engagent à tenir compte à la cour de Prusse, de toutes les sommes qu'ils pourront recevoir desdits Tourton, Ravel et Compagnie, à compte de la créance de la Société-maritime de Berlin, à eux vendue, lesquelles sommes iront en diminution du prix de cinq cent mille francs.

Fait triple, à Paris, le vingt-huit Janvier mil huit cent treize.

Approuvé l'écriture — Approuvé l'écriture
Charles de La Rivallière — H. de Beguelin

Approuvé l'écriture
de Haller.

Der mit schweren Opfern, nach zweitägiger heißer Gegenwehr der Verbündeten, am 21. Mai 1813 errungene Sieg Napoleon's bei Bautzen, führte am 4. Juni zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der später bis zum 10. August ausgedehnt wurde, da beide Parteien ihre Rüstungen vervollständigen mußten.

Die vermittelnde Stellung, welche Oesterreich anfangs durch seine Friedensvorschläge einnahm, verwandelte sich in immer innigere Beziehungen zu Rußland und Preußen, als Napoleon sich nicht geneigt zeigte, auf die Vorschläge des Wiener Cabinets einzugehen. Schließlich erfolgte am 10. August der offene Bruch zwischen Oesterreich und Frankreich, da Napoleon das ihm von Prag nach Dresden übersandte Ultimatum unbeantwortet ließ.

In der Zwischenzeit befanden sich die Hauptquartiere des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland am Fuße des Eulengebirges in der Nähe von Reichenbach, in Neudorf und in Peterswaldau. Hier vereinigten sich wieder die leitenden Persönlichkeiten mit ihrer Umgebung, und so finden wir auch Beguelin mit seiner Gattin im Juni und Juli mehrfach in Peilau, wo der Staatskanzler sein Quartier aufgeschlagen hatte, in häufiger Berührung mit Gneisenau und Hardenberg.

Am 14. Juni wurden die von Preußen mit England geführten Verhandlungen zu Reichenbach endlich durch einen festen Traktat abgeschlossen, wenige Tage bevor die englischen Waffen in Spanien einen entscheidenden Erfolg über Napoleon davontrugen. Gleichzeitig schwebten auch die Verhandlungen mit Oesterreich und mit dem Kronprinzen Bernadotte von Schweden, der aufgefordert wurde, zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Schlesien zu

kommen. Diese fand im Juli auf dem Schlosse des Fürsten Hatzfeld bei Trachenberg statt. Hier wurde zwischen Friedrich Wilhelm III., Kaiser Alexander und Bernadotte der Plan zur bevorstehenden gemeinsamen Fortsetzung des Kampfes gegen Napoleon vereinbart[1]).

Auf diese Verhältnisse bezieht sich der politische Theil des Inhaltes folgender Zeilen.

Trachenberg, den 12. Juli 1813.

Lieber Beguelin.

Ich danke Ihnen verbindlichst für die Finanz-Operation mit den 2000 Friedrichsd'or, die andere werde ich nach den Umständen bestens einzuleiten suchen und das Schreiben an Jean Beer benutzen. Lord Wellington hat die Franzosen in Spanien total geschlagen, ihre ganze Artillerie und Bagage genommen; sie flüchten nach Biscaya. Die Nachricht ist sicher, kommt aus Dresden und dort ist allgemeine Bestürzung darüber. Man geht hier sehr zufrieden auseinander, der Kronprinz Bernadotte bekommt eine Armee von mehr als 100000 Mann. —

Der Ausfuhrpaß für die Tücher erfolgt hierbei. Ich reise gegen Abend ab, der König morgen früh. Die Anlage empfehle ich Ihrer Güte und umarme Sie.

Hardenberg.

Die Aufzeichnungen der Frau v. Beguelin schließen mit dem Wendepunkte der Ereignisse ab, welcher am 10. August 1813 durch den Wiederbeginn des Kampfes im Bunde mit Oesterreich eintrat und den Schauplatz der weltgeschichtlichen Begebenheiten durch den siegreichen Verlauf des ferneren Krieges aus dem eigenen Lande nach Frankreich verlegte.

---

[1]) Ranke, Hardenberg III. 2. Aufl. S. 317. Pertz, Stein III. S. 376 u. Pertz, Gneisenau III. 111. Häusser, Deutsche Geschichte 2. Aufl. IV. S. 242.

Auch ihr Gatte hat aus der ganzen folgenden bedeutungsvollen Zeit keine eigenhändigen Aufzeichnungen hinterlassen, und über seine Thätigkeit in den nächsten Jahren geben nur die Personalakten und einige andere flüchtige Angaben lückenhafte Auskunft.

Als das erst 1812 gebildete Finanzcollegium schon am 26. November 1813 wieder aufgelöst wurde, beabsichtigte Hardenberg, die Dirigentenstelle der Seehandlung Beguelin zu übertragen, weil er durch seine Kenntniß der Handelsverhältnisse und des Münzwesens hierfür ganz besonders geeignet schien. Der König genehmigte indessen diesen Vorschlag nicht, und so blieb Beguelin im Ministerium[1]). Im folgenden Jahre begleitete er den Staatskanzler zum Wiener Congreß, zu dem sich die Fürsten und Diplomaten im Oktober 1814 versammelten, um die allgemeinen Angelegenheiten ihrer Staaten auf den Grundlagen des am 30. Mai zu Paris geschlossenen Friedens weiter zu ordnen.

Infolge des Pariser Friedens wurde Neuchâtel, das 1807 durch Napoleon von Preußen abgetrennt und dem Marschall Berthier als Fürstenthum verliehen war, wieder an Preußen zurückgegeben. Die alten Beziehungen Beguelin's zu dem Gebiet, dem seine eigenen Voreltern entsprossen waren, wurden vermuthlich die Ursache, ihn in das Neuenburger Departement zu versetzen und ihm die Regierungsgeschäfte für das preußische Gebiet der Schweiz zu übertragen.

In den Bernischen Biographien wird erwähnt, daß sich schon im November 1814 der Decan Morel an Beguelin in Wien wandte, um seiner Fürsorge die In-

[1]) Poschinger, Bankwesen und Bankpolitik in Preußen I. S. 217. Fußnote.

teressen des Bisthums Basel zu empfehlen[1]). Aus den beiden nachstehend erwähnten Urkunden geht hervor, daß Beguelin während des Wiener Congresses, der sich bis weit in das Jahr 1815 hineinzog, auch mit den Abgesandten des bisherigen Fürstenthums Neuchâtel persönlich verhandelte und die neuzugestaltenden Verhältnisse mit schonender Rücksicht auf die Sonderinteressen der Bevölkerung regelte. Die eigenthümliche Doppelstellung Neuchâtel's zu Preußen, als Glied des Königreichs, und zur Schweiz, der die Landschaft infolge ihrer geographisch abgetrennten Lage und ihrer unmittelbaren Verkehrsverhältnisse als Canton beitrat, bot schwierige Verwaltungsfragen. In dankbarer Anerkennung für die hierbei entwickelte Thätigkeit verlieh Neuenburg am 20. Oktober 1815 Beguelin und seinen Nachkommen das erbliche Ehrenbürgerrecht, und am 15. Juni 1816 folgte auch die Bürgerschaft von Valangin diesem Beispiele nach.

So wurden ihm in der Heimath seiner Voreltern ähnliche Ehren zu Theil, wie seinem Vater, der wegen seiner vielfachen wissenschaftlichen Verdienste, als er längst für immer aus der Schweiz geschieden war, 1761 zum Ehrenmitgliede des Großen Rathes zu Biel ernannt wurde. Wahrscheinlich war auch diese Mitgliedschaft erblich verliehen, wenigstens findet sich auf einem Zettel, der nur die älteren Titel des späteren Geheimen Staatsrathes enthält und eigenhändig in der Zeit geschrieben ist, als er noch dem Accise-Departement angehörte, auch die Bezeichnung: „Mitglied des großen Rathes der Eidgenossenschaft zu Biel."

---

[1]) Bernische Biographien, Beguelin S. 249.

Die letzten Lebensjahre brachte Beguelin während er die Neuenburger Geschäfte fortführte, in Potsdam als Chefpräsident der zweiten Abtheilung der Oberrechnungskammer zu[1]). Erst im Jahre 1816 zu diesem neuen Amte berufen, wurde hier seine Thätigkeit unerwartet frühzeitig durch plötzlichen Tod abgeschlossen. Er starb infolge eines Schlaganfalls am 7. October 1818.

Tritt uns aus den eigenen Denkwürdigkeiten und aus den sonstigen Ueberlieferungen Heinrich v. Beguelin als eine Persönlichkeit entgegen, die durch ihre Herkunft und durch ihren Bildungsgang von vornherein zur höheren Beamtenlaufbahn bestimmt war, so erscheint es nicht wunderbar, daß seine Kenntnisse und Fähigkeiten die Aufmerksamkeit von Stein und Hardenberg auf sich lenkten. Die Zeitverhältnisse übertrugen ihm Aufgaben, deren Wichtigkeit über das gewöhnliche Maß hinausging, und die dazu führten, daß sein Name in den Blättern der preußischen Geschichte jener Zeit nicht selten erwähnt wird.

Die verschiedenartigen Beziehungen zu den leitenden preußischen Staatsmännern und dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Maret, Herzog von Bassano, die folgenschwere Verantwortlichkeit der ganzen Thätigkeit, erwecken ein allgemeines Interesse, aber wohl noch mehr fesselt die eigenartige Erscheinung der Gattin, das vollkommen selbstständige Auftreten der Frau in der politischen Welt, deren Aufzeichnungen in frischer Natürlichkeit und anspruchsloser Einfachheit die Eindrücke der Zeit so wiedergeben, wie sie empfunden wurden, und gerade dadurch einen besonderen Reiz gewinnen. Hier waltet das Gefühl vor, und doch schützt strenge Wahr-

[1]) Pertz-Delbrück, Gneisenau V. S. 92.

haftigkeit die Verfasserin der Memoiren vor phantastischem Ausschmücken ihrer Erlebnisse.

Um ihr Wesen zu schildern, brauchen wir nicht auf den nüchternen Inhalt geschäftlicher Dienstberichte zurückzugreifen, brauchen nicht einzelne zerstreute Angaben zusammenzutragen und gegeneinander abzuwägen, damit wir ein richtiges Bild des Ganzen gewinnen. Aus den eigenen Aufzeichnungen tritt uns der edle, weibliche Charakter in harmonisch abgeschlossenen Zügen vor Augen, ohne daß die Verfasserin selbst mit bewußter Absichtlichkeit das Bild zeichnet, und es bedarf für die Bestätigung der eigenen Angaben keines anderen Zeugnisses, als des Inhaltes der Gneisenau'schen und Hardenberg'schen Briefe. Sie schildert nicht nur, was sie sah, was sie erlebte, sondern vor allem auch, wie sie dachte und empfand. Alle Handlungen entspringen dem von glühender Vaterlandsliebe erfüllten Herzen, und doch weiß sie maßvoll sich zu zügeln und gewinnt im Kreise der Männer durch ihre klare Besonnenheit, durch ruhige Ueberlegung und durch ihren scharfblickenden Verstand einen ungewöhnlichen Einfluß.

Auch sie ruht nun seit fast einem halben Jahrhundert in kühler Erde, aber sie gehört zu den wenigen auserwählten Frauengestalten, denen die Geschichte öffentlich ein dankbares Andenken bewahrt, und ihr Name ist eng mit Preußens Erhebung verbunden.

Rühmend gedenken Männer wie Droysen der geistreichen, tapferen Frau, die mit „hinreißender Beredsamkeit im edlen Zorn" den Staatskanzler bewog, seine Bedenken fallen zu lassen und sich zu thatkräftigem Widerstande gegen Frankreich zu entschließen[1]).

[1]) Droysen, Yorks Leben. 4. Aufl. S. 167.

Welch' höhere Anerkennung könnte man ihr zollen, als die, welche ihr einst im Leben zu theil ward, die innige, bis zum Tode fortdauernde Freundschaft der beiden im Charakter so grundverschiedenen Männer, Gneisenau und Hardenberg, die durch sie im Zusammenwirken für Preußens Wiedererhebung vereinigt wurden.

Sie besaß die kennzeichnenden Eigenschaften eines großen Geistes, der ohne äußere Machtmittel Hochgestellte und Niedere durch entschlossenes Auftreten in ihre Schranken zurückzuweisen vermag, und dem selbst der Feind die Achtung nicht versagt.

Eine zarte Warnung des Herzogs von Bassano in Paris, dem Briefgeheimniß auch unter dem Schutze preußischer Couriere nicht unbedingt zu vertrauen, und sein späteres Verfahren, Gneisenau's aufgefangene Briefe an Frau v. Beguelin nicht zu Napoleon's Kenntniß gelangen zu lassen, sprechen nicht nur für den ritterlichen Sinn des französischen Ministers, sondern auch für den Bewunderung einflößenden Charakter der Frau, der diese schonende Rücksicht zu theil ward, trotzdem man ihre unbeugsame Feindschaft gegen Napoleon kannte.

Wie leicht ist man geneigt zu glauben, daß eine Frau, die sich in aufgeregten Zeiten in der Männerwelt bewegt, dort Einfluß gewinnt und an politischen Berathungen theilnimmt, dies nur thun könne, indem sie die Schranken überschreitet, welche Natur und Brauch dem weiblichen Wesen gesetzt haben. — Wie wenig ist diese Annahme hier gerechtfertigt!

Durch die Zeitverhältnisse über den Rahmen des häuslichen Wirkungskreises hinausgehoben, bewegt sie sich trotzdem mit feinem Taktgefühl in den natürlichen Grenzen

weiblichen Einflusses. Wahrhaftigkeit, Enthusiasmus und klarer Verstand sind ihre Waffen, und das Bewußtsein ihrer unantastbaren, reinen Weiblichkeit verleiht ihr den Muth und die ruhige Entschlossenheit, ohne den Gegner zu reizen oder sich etwas zu vergeben, den Anträgen des einflußreichen Pariser Krösus v. Haller zu begegnen, der sie für Frankreich zu gewinnen sucht, wie andererseits den hochgestellten Freunden im eigenen Lande ohne Furcht und Rückhalt die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, auch wenn sie schmerzlich empfunden wird.

Niemals hat sie versucht, sich mit ihrem Einflusse anderen gegenüber zu brüsten, niemals danach gestrebt, eine öffentliche Rolle zu spielen oder im Geheimen ihre Macht zu niedriger Intrigue zu benutzen.

Die Denkwürdigkeiten, welche sie für ihre Kinder niederschrieb, geben ein Bild ihres geschichtlich bedeutsamen Wirkens, und in den historischen Erlebnissen, in der Art der Empfindung und Darstellung spiegelt sich die Tiefe ihres ganzen Wesens wieder.

Wie zu ihren Lebzeiten die hervorragendsten Staatsmänner sich zu diesem Charakter hingezogen fühlten und ihr die Liebe und Freundschaft vieler edler und vortrefflicher Frauen zu Theil ward, so werden ihre hinterlassenen Aufzeichnungen auch jetzt noch ernste Männer und fein empfindende Frauen mit warmem, lebendigem Hauch eigenthümlich anmuthen.

Aus dem Rahmen ihres nun fast hundertjährigen Bildes schaut der anmuthige Kopf, von dunklem lockigen Haar umflossen, mit seinen geistvollen Augen auf meinen Schreibtisch nieder, tritt mir die jugendfrische Gestalt ihrer Mädchenzeit im duftigen Gewande entgegen und vervoll-

ständigt den schönheitsvollen Reiz der ganzen Erscheinung, welcher in ihrem geistigen Adel zum vollendeten Ausdruck gelangt.

Durch ihren Vater, den Hofrath Cramer zu Glogau, der aus Ansbach als Erzieher in das Haus des Ministers, Graf Schlabrendorf, berufen wurde und dann später mit seinem Vermögen und dem seiner Frau die Herrschaft Köben an der Oder erwarb, entstammte sie einer Nürnberger Patrizierfamilie. Ihre Mutter war eine Tochter des preußischen Hof- und Justiz-Kommissionsrathes Simon Heinrich Sack, des bekannten Begründers der Sack'schen Familienstiftung[1]).

Die häuslichen Verhältnisse brachten sie in Berührung mit den höheren Beamtenkreisen, ihre Erziehung, ihr Gemüth, ihr außergewöhnlicher Verstand befähigten sie zu dem Verkehr mit geistvollen Männern und bereiteten die Stellung vor, welche sie später durch die Verbindung mit ihrem Gatten einnahm.

Mit schlichten Worten erzählt sie ihre erste Bekanntschaft mit Gneisenau, dann die erste wichtige, nähere Berührung mit Hardenberg. Nicht berechnende Absicht, sondern zufällige Verhältnisse führten sie in den Kreis der Männer, die Preußens Geschicke lenkten. Ihr Charakter, ihre Urtheilskraft, ihre hohe Begeisterung und strenge Verschwiegenheit verschafften ihr das einflußreiche Vertrauen von Gneisenau und dem Staatskanzler.

Nichts erstrebte sie für sich. Als natürliche Pflicht erschien ihr die Theilnahme am Befreiungswerk, und sie reichte hülfreiche Hand, um die geheime Verbindung zwischen

[1]) Das Silberne Buch der Familie Sack. Wiesbaden 1886.

Hardenberg und Gneisenau zu verschleiern, so lange das Geheimniß vor den Franzosen und Franzosenfreunden im Lande gewahrt werden mußte.

Ihre Beobachtungen über die in Frankreich selbst gegen Napoleon heranreifende Stimmung, die Nachrichten, welche sie in Paris durch ihren Verkehr in kleineren Familienkreisen und vor allem wohl auch durch La Rivallière empfing, der, als eifriger Anhänger der Bourbonen und als geheimer Feind Napoleon's, Preußen mit wichtigen Angaben bediente, waren bedeutsam für Hardenberg's Entschlüsse.

Durch Gneisenau's Feuereifer beeinflußt, wirkte sie auf den Staatskanzler mit der Kraft der eigenen Ueberzeugung, während andererseits ihre weibliche Milde sie veranlaßte, vermittelnd zu besänftigen, und ihr selbstständiges Wesen ihr den Muth gab, gegen Gneisenau aufzutreten, als sein durch und durch militärischer Geist auch vor der Verödung des eigenen Landes nicht zurückschreckte, um dem verhaßten Feinde mit den letzten Mitteln eines verzweifelten Widerstandes entgegenzutreten. Als über die geplante Gewaltmaßregel ein ernster Zwist unter den Männern ausbrach und Gneisenau im Zorne den Staatsrath Scharnweber forderte, tritt sie mit gelassener Ruhe zwischen die Streitenden und verhindert das unselige Vorhaben durch Worte, die ihre Geistesgegenwart, wie ihr vollendetes Taktgefühl bekunden und gerade dadurch eine erhöhte Wirkung erhielten, daß sie von den Lippen einer Frau kamen.

Und wie offenbart sich die Seelengröße ihres selbstlosen Gemüthes nach vollbrachtem Werke! Als endlich der Tag der Befreiung vom französischen Joch anbrach, als der Deckmantel, den sie über die politischen Geheimnisse breiten half, überflüssig wurde, als die Männer, mit denen

sie bisher im Verborgenen Berathungen gepflogen und Briefe über Preußen's Zukunft ausgetauscht hatte, zur offenen That schreiten durften und die Waffen Preußens Geschicke siegreich entschieden, da tritt sie in den alltäglichen Kreis des gewöhnlichen Lebens zurück und läßt sich an der Erinnerung genügen, eine treue Tochter ihres gedemüthigten Vaterlandes gewesen zu sein, zu dessen Wiedererhebung sie das Ihrige beigetragen hat.

Es ist ein tragisches Geschick, daß die Frau, die einst so viel für andere gethan hat und die Rücksichten auf die eigene Häuslichkeit opferte, so lange die Verhältnisse ihr höhere Pflichten auferlegten, in trüben Sorgen, nach schweren Schicksalsschlägen in fast einsamer Verlassenheit, unter bedrängten äußeren Verhältnissen ihr Leben beschloß, aber auch hier bewies sie die volle Stärke ihres Charakters, und ihr Geist blieb selbst unter den schweren Leiden eines hinsiechenden Körpers ungebrochen.

Nach dem Tode ihres Gatten fiel ihr die schwere Aufgabe zu, mit sehr beschränkten Mitteln ihre Kinder zu erziehen. Die älteste ihrer drei Töchter, Antonie, war damals erst 19 Jahre alt, der älteste der drei Söhne, Raimund, 11, und der jüngste Knabe stand noch im zartesten Kindesalter.

Der häufige Aufenthaltswechsel infolge der kriegerischen Ereignisse, die zeitweise Kürzung und schließlich der gänzliche Ausfall der Gehaltsbezüge für längere Dauer, die Einquartierungslasten und Kriegssteuern, sowie die Reisen ins Ausland hatten Beguelin's Vermögen stark vermindert, der Cramer'sche Wohlstand war, wie früher erwähnt, durch die Kriegszeiten ganz vernichtet; nur die Kinder erster Ehe waren im Besitze eines für sie sicher gestellten mütterlichen Erbtheils.

Amalien's Briefe an ihre einzige Schwester, Frau Justizräthin Caroline Sattig in Glogau, und an ihre Mutter geben Kunde von der steten Sorge um die materielle Existenz und die Erziehung der unmündigen Kinder, aber nirgend findet sich eine Klage. Sie weiß ihr Leben einzurichten, beschränkt sich auf die einfachste Häuslichkeit, und ermöglicht die für ihre zarte Gesundheit unentbehrlichen Erholungen im Sommer dadurch, daß sie wieder nach Berlin übersiedelt, dort ihre kleine Wohnung für die Sommermonate an Fremde vermiethet und mit billigen Reisegelegenheiten Kösen oder andere kleine Sommerfrischen aufsucht.

Der Wechsel der äußeren Beziehungen, der im Leben einer Frau nach dem Tode des Mannes meist einzutreten pflegt, traf auch sie. Zwar blieb sie mit Hardenberg und Gneisenau noch in Verbindung, auch der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, v. Heydebreck, und der Minister von Altenstein nahmen sich ihrer wohl an[1]), und von dieser Seite ist einiges geschehen, um ihr die Erziehung der Söhne durch theilweise Freistellen in Schul-Pforta und Roßleben zu erleichtern, im übrigen suchte sie aber trotz aller äußeren Bedrängnisse sich selbstständig weiter zu helfen.

In diesem Sinne schreibt sie ihrer Schwester: „Gutes erzeigen kann man Jedem, Gutes annehmen nicht von Vielen", und bei anderer Gelegenheit: „Ich habe kürzlich ein Haar, ja eine Perrücke darin gefunden, Gefälligkeiten

[1]) Ueber den spätern Verkehr von Frau v. Beguelin mit Gneisenau und Altenstein finden sich außer der mündlichen Ueberlieferung kurze Andeutungen in „Hugo Sattig, Erinnerungen aus meinem Leben". Als Manuscript gedruckt. Magdeburg 1884. S. 7.

von Anderen anzunehmen. Geben ist seliger denn Nehmen, wenigstens angenehmer, und nur wenige Menschen wissen wahrhaft schön zu geben."

Bei einem Rückblick auf vergangene Zeiten äußert sie: „Daß ich mit 18 und 19 Jahren viele Bewerber hatte, mochte auch viel dem äußeren Scheine des Reichthums gelten; nebenbei galt ich für schön und gut, was in den Jahren so leicht zu erringen ist. Auf jene Zeiten und ihren Nimbus sehe ich zurück, als wären sie weniger noch als Traum gewesen. Darum ertrage ich auch wohl mit so viel Ruhe und Heiterkeit den Verlust irdischer Güter, weil ich die Leerheit der meisten erkannt habe und einsehe, wie uns Verlieren und Trennen bestimmt und nützlich ist.

Was verlöre ich wohl jetzt, wenn ich meinen alten leidenden Körper niederlegte! Ist doch nichts mehr an ihm von der Jugend, die man allenfalls betrauern könnte. Welche Freiheit und Klarheit wird mir werden, wenn der Tod mich erhebt". —

Wohl kehrten trotz ihres starken Geistes Zeiten tiefer Niedergeschlagenheit ein, als der Tod die Zahl ihrer Kinder lichtete, und spätere unglückliche Familienverhältnisse sie bis ins Innerste erschütterten. Solchen Augenblicken entstammen die Worte an ihre Mutter: „Wünschen Sie mir nichts, als nur in Ihrem Herzen, denn jeder laute Wunsch thut mir weh. Ich halte mich nicht mehr mit Wünschen auf; doch bin ich nicht etwa trostlos. Spätere Zeiten werden mir vielleicht ein ruhiges Alter geben, und ist dies nicht, so mußte mein Leben und Leiden nach der ewigen Weisheit gewiß mir oder anderen nützen, und was ist die kurze Zeit gegen das ewige Fortschreiten zur Vervollkommnung. Für andere lebt mein Herz noch, für mich ist es abgestorben. Das

Leben und sein Zweck ist so ernsthaft, und nur wer es aus einem höheren Gesichtspunkte ansehen lernt, kann dauerndes Glück darin finden, indem er selbst den Samen davon in seine Seele legt. Sofern er selbst für andere sorgt und sich immer mehr in den Hintergrund stellt, stärkt er sich durch den Nutzen, den er schafft, und tröstet sich wahrhaft, indem er es versteht, andere zu trösten und ihnen zu helfen".

Wie hier, so spricht auch sonst überall eine tief innerliche, im Herzen und in der Ueberzeugung wurzelnde Religiosität aus ihren Zeilen, und ihren Worten entsprach ihr Handeln. Das feste Gottvertrauen richtete sie im Kummer der Gegenwart auf und erhielt ihre Hoffnungen für die Zukunft, aber gerade diese Seelengröße wurde die Ursache, daß viele ihren tiefen Kummer nicht ahnten und nicht nachzufühlen vermochten, was sie im Innern litt. In dieser Empfindung schrieb sie: „Die Menschen sind sonderbar; wenn man kein jämmerliches Gesicht macht, ja vor den Leuten lachen und einen Spaß machen kann, so halten sie einen für überglücklich. Wenn die Menschen in das Innerste des Herzens sähen, würden sie oft tiefes Mitleid fühlen. Mir ist es zuwider, meine Traurigkeit sehen zu lassen. Das tiefe Gefühl erfordert bei mir Einsamkeit, und nur Einsamkeit kann mich beruhigen und trösten. — Kein Leichenbegängniß stimmt mich trübe; mir ist, als sähe ich einen schlafen gehen, der schwere Arbeit gehabt hat."

Am 30. December 1822 starb ihre Tochter Antonie nach kurzer, unglücklicher Ehe an gebrochenem Herzen. Diesen Tod zeigt Amalie ihrer Schwester mit den Worten an: „Gott hat mir meine liebste und wohl auch meine

beste Tochter genommen, aber ich danke ihm für ihr Leben und finde mich gefaßt in ihren Tod. Wozu wäre auch die Religion, wenn sie uns nicht in solcher Noth aufrichtete. Antonie hatte recht, als sie sagte, wenn ich sterbe, wirst Du Dich mit am ersten trösten, denn Dir bleibt das Bewußtsein, mich zärtlich geliebt und alles gethan zu haben, was Du für mich thun konntest, die aber, welche mich gepeinigt haben und mit schuld an meinem Tode sind, werden sich schwer trösten".

„Ich bin überzeugt, am langen Krankenlager eines geliebten Menschen lernen wir in uns eine moralische Kraft entwickeln, die wir vorher oft kaum ahnten. Abgezogen von den Zerstreuungen der Welt und ihren oft eitlen Freuden lernen wir unseren Geist, unser Herz prüfen und kennen. Wir lernen würdigen, was wir vorher gar nicht beachteten; unsere Geduld wird geprüft, oft erst geschaffen. Ja, wir fühlen uns ganz in der Hand Gottes, wenn wir so deutlich sehen, wie wenig wir mit unseren Kräften können, wie wir ihm alles anheim stellen müssen".

Diese Gesinnung frommer Gottergebenheit und philosophischer Ruhe, gepaart mit festem Charakter, blieb ihr, als sie selbst von schweren körperlichen Gebrechen heimgesucht wurde, als sie infolge eines unglücklich geheilten Beinbruchs sich nur noch mühsam, auf einem Stock gestützt, bewegen konnte, ja als sie schließlich noch das Schicksal der Erblindung traf.

Mit erlöschendem Augenlicht schrieb sie die Zeilen: „Geht es nicht vorwärts, so spannt man die Pferde hinter den Wagen, aber heraus aus dem Sumpf muß man sich zu ziehen suchen und nicht weichlich seinem Trübsinn nachgeben".

„Die Heiterkeit folgt hinterher, wenn man der Melancholie gar keinen Vorschub leistet. Man muß mit sich selbst nur kein Mitleid haben, sich selbst gleichsam vergessen, als Null behandeln, in anderen und in ihrem Gedeihen sein Glück suchen. Wer sich stets in den Mittelpunkt der Welt setzt, sein erster Liebhaber ist, nur seine Freude, sein Leid empfindet, nicht in und mit anderen fühlen kann, der wird stets wahrhaft einsam und verlassen sein, wie auch die äußeren Verhältnisse sich gestalten".

„Das Böse ist oft nicht so schlimm, das Schöne nicht so schön, wie es anfangs vielleicht scheint. Wenn es gut ist, wird es Gott fügen, geschieht es nicht, so war es nicht gut".

„Der Kampf mit dem Geschick ist wie das Rennen mit dem Kopf gegen die Wand. Nur wir schaden uns in solchen Fällen. — Wand und Geschick bleiben unverändert. Könnten wir uns früh vernünftig fügen, wie viel Herzweh ersparten wir uns! Wohl dem, in dessen Natur und Willen es gleich anfangs liegt".

„Aeltere Leute sind freilich oft unbillig und zu ungeduldig, sie verlangen, der junge Mensch soll ohne Erfahrung blindlings ihren Ansichten trauen, ihrem Rathe folgen. Nur wo der Schaden zu groß und unverbesserlich ist, sollte man stark warnen, aber immer dabei Wohlwollen zeigen, um nicht den Verdacht zu erregen, daß man nur aus Wunderlichkeit und Tadelsucht rede. Nur das vernünftige, gemüthliche und reife Alter und die bescheidene und ausgezeichnete Jugend können sich gut verstehen, ja sich innig lieben und gegenseitig beglücken". —

Wie sie selbst in diesem Sinne auf die Jugend einwirkte, das bekundet unter anderen ihr Neffe, Hugo Sattig.

Noch als Siebzigjähriger gedenkt er dankbar des Einflusses der außergewöhnlichen Frau, und sein Urtheil gewinnt dadurch an Bedeutung, daß er zu jener Zeit auf vielseitige Erfahrungen zurückblickte, die er sich durch sein arbeitsvolles Leben in wechselnden Wirkungskreisen, als Landsyndicus, als Abgeordneter, als Oberbürgermeister und schließlich als Direktor der kommunalständischen Bank in Görlitz erworben hatte. Er erwähnt in seinen Jugenderinnerungen den anregenden Verkehr, welchen er im Jahre 1826 als Student in Berlin in dem bekannten Sethe'schen Hause, bei Erbkam u. s. f. gefunden hat, aber am meisten fühlte er sich, wie er bekennt, zu seiner Tante Amalie hingezogen. Von ihr berichtet er: „Ihre geistvolle Auffassung des Lebens und der Verhältnisse fesselten, belebten, ja begeisterten mich in hohem Grade. Sie ließ mich die Welt zuerst von einem höheren Standpunkte sehen“ [1]).

Nach dem Verluste ihrer Lieblingstochter richtete sich Amalien's Herz an der Entwicklung ihres ältesten Sohnes, Raimund, auf, der seinerseits mit hingebender Verehrung an der innig geliebten Mutter hing. Ueber ihn schreibt sie am 14. Mai 1829 ihrer Mutter:

„Zu Michaeli kommt Raimund wieder nach Berlin, um hier sein letztes Jahr zu studiren, so Gott will. Er ist fleißig, gut und gescheidt, denn ob einer Mutter Lob schon parteiisch klingt, bilde ich mir doch ein, hier gerecht zu sein, weil seine Lehrer ebenso von ihm denken und sprechen.

Ich kenne sehr reiche Leute, die wohl viel darum geben würden, hätten sie einen Sohn, der von allen, die

[1]) Hugo Sattig, Erinnerungen aus meinem Leben. Als Manuscript gedruckt. Magdeburg 1884. S. 7 u. f.

ihn genau kennen, so geschätzt und geliebt wird, wie Raimund. Ich besitze dies Goldstück und wie wenig oder nichts kann ich arme Frau für ihn thun. Ja, er will immer von mir nichts annehmen, um mir nichts zu entziehen. Was würde sein Vater aus ihm für Wesen machen, hätte er erlebt, ihn so zu sehen. Doch füge ich hinzu, der Herr hat es gegeben, er erhalte es gnädig so, denn ich gehöre nicht zu denen, die ihrer Klugheit so gern zurechnen wollen, was Glück und Gottesgabe war. Aber freuen kann ich mich darüber und dafür dem Höchsten danken".

Aus ihrem ganzen Wesen spricht überall versöhnliche Milde, Ergebung und Bescheidenheit. Als sie aus den Tagebüchern ihre Erlebnisse für ihre Kinder niederschrieb, gab sie ihrer Gesinnung in den Worten Ausdruck:

„Ich habe einen Abscheu davor, Haß in dem Urtheil über Menschen auszudrücken, und ich will hoffen, daß weder Bitterkeit, noch Eitelkeit oder Hochmuth meine Feder leite, und ich mich nicht in ein besseres Licht stelle, als ich verdiene. Von Natur sind gebildete Männer wohl mehr geeignet, tief und gründlich zu beurtheilen, was sich auf höhere Verhältnisse bezieht, und wenn ich daher häufig nur die Meinungen und Ansichten anderer wiedergebe, so geschieht es, weil ich als Frau in vielen Fällen kein Vertrauen in mein Urtheil erwarten darf, und gut thue, es zurückzuhalten".

Sie war weit davon entfernt, Unrecht zu bemänteln oder zu beschönigen, aber sie besaß die Großherzigkeit, über Unrecht, das ihr persönlich zugefügt wurde, zu schweigen.

Die nachfolgenden Aeußerungen über sich selbst vervollständigen das Bild ihres Charakters:

„Das ist gewiß, ich gehöre nicht zu denen Menschen, welche so zu sagen kein Gedächtniß für schwere Beleidigungen haben, heute harte Worte sagen und morgen sich zu Gaste bitten. Solche sehr versöhnliche Naturen, die keine Galle, bloß rasches Blut besitzen, haben Vorzüge vor mir, sind oft sich und anderen nützlicher, aber ich hätte ihnen nicht nachahmen können, da, wie ich fühlte, es ganz außer meinem Charakter lag. Mir ist der Fehler nicht ganz fremd, wenn ich stark lieben konnte, auch stark zu hassen, ohne jedoch dem Hasse That zu geben. Ich scheue mich nicht, zu gestehen, daß ich vieles Leid durch Weisheit, oder selbst nur durch Besonnenheit, mir hätte ersparen, mir vieles echte Glück hätte festhalten können".

„In unserem Charakter haben wir unseren besten Freund und unseren schlimmsten Feind. Am Rande des Grabes muß ich übrigens sagen, daß ich dem meinigen durch seine Geduld und Ergebung, durch seine Kraft des Willens mehr Freude, als Leid verdanke. Daß die gegebenen Verhältnisse, und wie ich sie nahm, nicht mein Glück beförderten, war mir oft ganz klar, und ich opferte es häufig einer vielleicht nur eingebildeten oder öfter noch eingeredeten Pflicht. Doch möchte ich die phlegmatischen, unpoetischen Naturen nicht glücklich preisen. Wenn auch vieles Leid sie nicht ergreifen kann, so haben sie doch auch, möchte ich sagen, moralisch keine Augen für die schönsten Gegenden, keine Empfänglichkeit für die in der Schöpfung so groß und zart ausgestreuten Gaben, für unsern Geist und unser Herz". —

Von den alten Freunden, mit denen die bedeutungsvollste Zeit ihres Lebens sie zusammengeführt hatte, schied einer nach dem anderen in das Jenseits. Die

Kinder wurden selbstständig und verließen das mütterliche Haus, einsamer wurde es um die alte Dame, und die Sehnsucht nach dem Tode spricht sich in den letzten Lebensjahren immer deutlicher aus. Eine glückliche Operation gab ihr zwar das Augenlicht wieder, aber die sonstigen Gebrechen des Alters und schließlich die qualvollen Leiden der Wassersucht lassen den Wunsch nach der ewigen Ruhe nur zu begreiflich erscheinen. Im Gefühle des herannahenden Todes schrieb sie ihrer Schwester:

„Liebste Schwester, hörst Du, daß ich tot bin, so thue mir den Gefallen, dies als ein in meinen Jahren natürliches Ereigniß hinzunehmen und Dir die Freude zu denken, die ich empfinden werde, alle die Lieben wiederzufinden, die ich hier verlor, alle die Aufklärungen Gottes zu erhalten, über die oft unerklärbaren Schickungen dieser Welt." An anderer Stelle äußerte sie: „Mit Ruhe, ja mit Freude sehe ich der Ewigkeit entgegen und hoffe, die Leiden des Sterbens mit Muth und Ergebung zu tragen". —

Mit wehmüthiger Trauer ruhen die Augen auf den vor mir liegenden gebrochenen Schriftzügen ihrer letztwilligen Verfügungen, die auch äußerlich den Stempel der nahe bevorstehenden Auflösung tragen. Noch einmal deutet sie hier den Kampf ihres Lebens an und schließt dann mit stiller Ergebung ab. Hier stehen die Worte:

„Wenn ich durch Menschen viel, entsetzlich viel litt, so fand ich doch auch andere, welche mir in der uneigennützigsten und edelsten Weise beistanden. Ich wunderte mich längst nicht mehr über das Schlechteste im menschlichen Herzen, aber ich habe den Glauben an Menschenwerth gerettet, da ich auch Edles sah".

„Es ist möglich, daß ich noch länger lebe, aber nicht wahrscheinlich. Meine körperlichen Leiden sind so stark, daß ich nur noch mit höchster Anstrengung hier schreiben kann. Mein Hinübergehen in die Ewigkeit erscheint mir als ein sehr glückliches Ereigniß. Mir ahnt eine Glückseligkeit, die ich nicht in Worten auszudrücken weiß". —

„Ueber die gewünschte Einfachheit meines Begräbnisses habe ich die bestimmtesten Befehle gegeben. Meine Asche ist nicht besser, als die eines braven Bauern. Im Leben konnte man mir wohlthun, es mir erleichtern, und die das thaten, werden ihren Lohn in sich finden. Gott möge es ihnen vergelten. Nach meinem Tode weiß ich niemandem Dank, der meinem Leichname eitle Opfer bringt".

„Keins meiner Kinder trauere um mich".

Körperlich seit Jahren vollständig gebrochen, aber bis zum letzten Athemzuge geistig frisch und von außergewöhnlicher Standhaftigkeit und Seelenruhe, erfüllte sich am 20. Juli 1849 ihr letzter Lebenswunsch. An diesem Tage befreite der Tod den erschöpften Körper von irdischen Qualen.

Am 7. Mai 1778 geboren, erreichte Amalie v. Beguelin ein Alter von 71 Jahren.

Beim Rückblick auf ihr Leben und Wirken dürfen wir auf sie die Worte von Goethe anwenden:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder".

II.

Denkwürdigkeiten

von

Heinrich von Beguelin.

Minister vom Stein.

Meine nachfolgenden Aufzeichnungen betreffen einen Zeitraum, in dem Stein eine hervorragende Stellung einnahm. Wenige Menschen sind so, wie ich, in der Lage gewesen, ihn genau kennen zu lernen. Ich habe in verschiedenen Beziehungen zu ihm gestanden; ich habe ihn gesehen, als sich mehrere Fürsten Europa's um ihn bewarben, ich habe ihn gesehen, als er Gesetze diktirte, ich habe ihn gesehen, als er durch einen Fürsten schmachvoll behandelt wurde, der in einem Augenblicke des Zornes vergessen hatte, was er sich selbst und was er seinem Minister schuldig war, ich habe ihn gesehen, als er von demselben Fürsten mit allen Zeichen der Achtung und des Vertrauens aufgesucht wurde.

Mehrere hundert deutsche Meilen habe ich mit Stein zurückgelegt, sechs Monate hindurch bin ich fast Tag und Nacht bei ihm gewesen und drei Jahre lang habe ich unter und mit ihm gearbeitet.

Stein ist von mittlerem Wuchse und von kräftigem Körperbau, sein ganzes Aeußere deutet Kraft an. Sein Kopf ist wohl gebildet, sein Ausdruck sprechend, seine Augen sind glänzend, seine Gesichtszüge wechseln mit seinen Empfindungen. Sein Blick ist sanft und freundlich, ein un-

widerstehlicher Ausdruck von Wohlwollen spielt um seinen Mund, aber im nächsten Augenblicke wird dieser Blick zornig und drohend und kann selbst den Verwegensten einschüchtern.

Er befindet sich, — um einen Ausdruck der Staël zu gebrauchen — ständig im Gedankenfieber. Die Gedanken entstehen und drängen sich in seinem Kopfe mit einer solchen Schnelligkeit, daß die Zunge nicht im Stande ist, sie ebenso rasch wiederzugeben, daher kommt es, daß er in der lebhaften Unterhaltung stottert, sich verbessert und mitunter undeutlich oder mindestens mit einer Schnelligkeit spricht, daß man ihm kaum folgen kann; aber immer ist das, was er sagt, scharf und logisch gedacht.

Er weiß nicht, was Furcht oder Schüchternheit ist, niemals ist er ängstlich, und er scheint das Bewußtsein der geistigen Ueberlegenheit zu haben, die man ihm zugestehen muß. Er liebt sogar die Gelegenheiten, seine Kraft und seinen Muth zu bethätigen; gern geht er der Gefahr entgegen, und gewiß würden niemals Drohungen den geringsten Einfluß auf diesen starken und stolzen Geist ausüben. Bei alledem ist er sanft, theilnehmend und sehr gefühlvoll, freigebig bis zur Uebertreibung, edel in seinem ganzen Thun, fein und würdevoll in seinem Benehmen — so lange ihn seine Heftigkeit nicht fortreißt — ein Freund der guten Gesellschaft und selbst spöttisch, ohne boshaft zu sein.

Fern von aller Frömmelei ehrt er die Religion, seine Sitten sind fleckenlos, seine Rechtschaffenheit und seine Enthaltsamkeit würden jeder Versuchung widerstehen.

Einen besonders hohen Begriff hat er von den Pflichten des Mannes und ist in dieser Beziehung ebenso streng gegen sich, wie gegen andere. Er arbeitet unermüdlich

und gönnt sich, die Zeit der Mahlzeiten eingerechnet, täglich kaum drei Stunden der Erholung. Er liebt und achtet die Wissenschaften und könnte fast als Gelehrter betrachtet werden.

Augenblicklich versteht er, was man ihm sagen will, und er wird deshalb ungeduldig, wenn ihm jemand seine Ideen ausführlich darzulegen versucht. Viele Personen beklagen sich darüber, daß er sie unterbricht und nicht mit Geduld anhört, aber der Grund hierfür liegt darin, daß er im Augenblicke erfaßt hat, was ihm der andere weitläufig auseinander setzen will. Der beste Beweis ist, daß er den Sprechenden niemals unterbricht, wenn man ihm neue Begebenheiten mit allen Einzelheiten vorträgt, und daß er sogar Erzählungen, wenn sie nicht langweilig sind, gern anhört. Jedenfalls achtet er genau auf das, was man ihm sagt und vergißt es nie.

Sein Gedächtniß ist wirklich wunderbar. An einem Vormittage spricht er mit hundert Personen über hundert verschiedene Gegenstände, und jeder könnte glauben, daß er sich auf sein Gespräch besonders vorbereitet hätte. Kein Zweig des Wissens ist ihm unbekannt, und wenn man im Gespräche einen wissenschaftlichen Gegenstand berührt, so ruft er sich augenblicklich ins Gedächtniß zurück, was er darüber studirt und gelesen hat.

In der Philologie, Jurisprudenz, Physik, Botanik, Chemie, Mineralogie, Geognosie, Geographie und namentlich in der Geschichte ist er wohl bewandert. Die englische und deutsche Litteratur kennt er gründlich und auch die italienische und französische recht gut.

Unglaublich ist es, wie er es versteht in allen Theilen der Staatsverwaltung die großen leitenden Ideen mit der

genaueſten Fachkenntniß zu verbinden. Er würde im Stande ſein, ganz allein die Anlegung von Kanälen, Häfen und Chauſſeen zu leiten. Er hat alles geleſen, alles geſehen, alles begriffen und faſt alles ſchon ſelbſt ausgeführt.

Aber ſo vortheilhaft dieſes Bild ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geiſtes ſein mag, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht ſeinen Charakter und die ſtrenge Befolgung ſeiner Grundſätze noch mehr bewundern ſoll. So angenehm ihm der Schlaf iſt und ſo behaglich er ſich bei Tiſche fühlen mag — mit dem Glockenſchlage begiebt er ſich an die Arbeit, und ich habe nicht erlebt, daß er jemals eine Ausnahme gemacht hätte.

Das Pflichtgefühl iſt bei ihm ein innerer Trieb, der ſeinen Geſchmack und ſeine Neigungen beherrſcht. Er zieht die Wiſſenſchaften den Bureauarbeiten vor, — und er lieſt hunderte von Briefen, die ihn langweilen. Die Pflicht befiehlt es ihm, und er kennt keine Einwendungen dagegen.

Ich habe die guten Seiten dieſes großen Mannes der Wahrheit gemäß geſchildert, ich werde auch ſeine Fehler unumwunden eingeſtehen, wiewohl ſie zum Theil nur eine Fortſetzung ſeiner edlen Eigenſchaften ſind.

Der Charakter iſt, wie Necker ſagt, die angeborene Fähigkeit, großartige Gedanken in Handlungen zu überſetzen. Der Heldenmuth, die Vaterlandsliebe, der Tugend-Enthuſiasmus ſind große Gedanken, die jedem nicht ganz erbärmlichen Menſchen zuſagen. Sieht man ſie auf dem Theater dargeſtellt, ſo klatſcht ſelbſt der Schlechte Beifall, aber vielleicht beſitzt nicht einer von den Zuſchauern Charakter genug, um dieſelben Gedanken, die eben erſt ſein Herz erwärmten, in Handlungen zu überſetzen, wenn die Gelegenheit dazu ſich darbietet. Oder wenn er es in

einem Augenblicke aus Ehrgeiz, aus Liebe oder im Sinnenrausche thut, wird er schwerlich zum zweiten Male dieselbe Rolle spielen, wenn er nicht wirklich ein Mann von Charakter ist.

Aber Stein übersetzt nicht bloß seine edlen Grundsätze in Handlungen — er verfolgt auch ein großes Ziel, von dem er niemals abweicht. Dieses Ziel ist das sittliche Wohl der Menschheit, sein Grundsatz die strengste Tugend. Auf dem Throne, vor dem Altare oder im Kreise seiner Familie: er würde immer derselbe sein, immer seinem Ziele nachstreben und nach seinen Grundsätzen handeln. Im Bewußtsein dieses Zweckes und dieser großen Ideen wählt er seine Mittel ohne Bedenken. Er handelt anders, als die gewöhnlichen Menschen, und man wirft ihm Härte vor. Er gleicht dem Sturme, der die Luft reinigt, aber zuweilen auch ein Haus einstürzt.

Die meisten Menschen von beschränktem Verstande fühlen diese Härte, weil sie persönlich von ihr betroffen werden. Sie können sich nicht zu der Höhe der Grundsätze und des Charakters Stein's erheben. Sie reden von ihm, wie von einem hartherzigen Manne, der keinen Widerspruch verträgt, der von anderen Uebermenschliches verlangt, und dessen kaltes Herz allen menschlichen Regungen fremd ist.

Es liegt etwas Wahres in diesem Urtheile. Stein hat zwar ein sehr gefühlvolles Herz und liebt nicht nur die Menschheit im ganzen, sondern ist auch herzlicher Zuneigung für einzelne fähig, aber seine Liebe ist nicht so weichlich, um Fehler zu verzeihen. Er kennt keine freundschaftliche Vereinbarung mit strafbaren Handlungen. Auch seine besten Freunde können überzeugt sein, daß er

über sie ebenso streng urtheilt, wie über alle anderen, soweit ihm seine Leidenschaftlichkeit überhaupt ein Urtheil gestattet. Aus Furcht, gegen ihre Fehler blind zu sein, stellt er bei ihnen noch besonders strenge Nachforschungen an. Dafür gestattet er ihnen den Einfluß, den Vernunftgründe gewähren, und giebt ihnen Recht, sobald er sich überzeugt hat, ohne daß seine Eigenliebe ihn davon zurückhielte. Mit derselben Freimüthigkeit widerspricht er ihnen aber auch, und wenn er auf unhaltbare Einwendungen trifft, so spricht er es oft in unangenehmer Weise aus. Ebenso tritt er unbescheidenen, schwatzhaften und beschränkten Personen entgegen, und ich habe einen Menschen gesehen, der dadurch so eingeschüchtert wurde, daß er sich auf seinen eigenen Namen nicht besinnen konnte.

Stein würde ohne sein inneres Feuer nicht der große Mann sein, der er ist. Dieses Feuer treibt ihn nicht selten, die gesellschaftlichen Formen zu überschreiten, die von Schwachköpfen ängstlich beobachtet werden, aber man darf ihn auch nicht wie einen gewöhnlichen Menschen beurtheilen. Dieses Feuer, das ihn verzehrt, macht ihn äußerst ungeduldig und sehr oft ungerecht.

Er verlangt ein Papier und glaubt es irgend jemandem übergeben zu haben; er verlangt es zurück, man bestreitet den Empfang, — er wird heftig und auffahrend. Indes dieses Papier war die Bittschrift eines Unglücklichen; wenn es ein ihm gehörender Wechsel gewesen wäre, würde er ganz ruhig geblieben sein.

Oefters habe ich mit ihm über Verluste gelacht, die ihn trafen. Niemand würde gewagt haben, in seiner Gegenwart über einen Verlust des Staates zu lachen. Edle Seele, quando ullam invenient parem!

Freilich, er war hartherzig, denn er konnte mit dem kältesten Blute, zehnmal hinter einander, einen übel berüchtigten Menschen, einen langweiligen Schwätzer, einen Ohrenbläser zurückweisen, aber war seine Börse nicht für alle Unglücklichen geöffnet, deren Noth er oft erst mit großer Mühe ermittelte!

Ich hätte gewünscht, daß es ihm möglich gewesen wäre, seine Lebhaftigkeit zu mäßigen, doch das hieße verlangen, daß das Feuer nur leuchte und nicht brenne.

Der einzige Fehler, den ich an diesem außerordentlichen Manne kennen gelernt habe, ist die Leidenschaftlichkeit und Uebereilung in seinen Urtheilen. Die Leichtigkeit, mit der er alles auffaßt und sein inneres Feuer verleiten ihn oft zu einem vorschnellen Urtheile. Sein schnelles Fassungsvermögen läßt ihn allerdings in den meisten Fällen eine richtige Entscheidung treffen, aber mitunter hat die Sache ihre verschiedenen Seiten, und wenn er die hervorstechendste ergriffen hat, so verhindert ihn seine Lebhaftigkeit, die übrigen zu bemerken. Er beachtet allerdings die ihm gemachten Einwürfe, wenn indes derjenige, der sie vorbringt, sich nicht deutlich ausdrückt, oder den Ideengang, den er bekämpfen will, nicht vollständig begriffen hat, so wird Stein ungeduldig und entscheidet.

Ich möchte von ihm sagen, was der Cardinal Retz vom Cardinal Richelieu sagt: Er verlor zu leicht bei Kleinigkeiten, die den großen Angelegenheiten vorhergehen, die Geduld; dieser Fehler jedoch, der aus der Erhabenheit seines Geistes entspringt, ist immer verbunden mit einer Verstandeskraft, die ihn ausgleicht[1]). Dieselbe Uebereilung verleitet ihn oft, über Menschen ungerecht zu urtheilen.

[1]) Dieses Urtheil ergänzen zwei andere Zeitgenossen. Vincke äußerte:

Sein fortwährend thätiger Geiſt kann nicht lange unentſchieden bleiben. Eine falſche Folgerung, vielleicht die Folge einer Schüchternheit, genügt ihm, um denjenigen, der ſie vorgebracht hat, für beſchränkt und unfähig zu erklären. Hin und wieder bringt ihn die Zeit von einem ſolchen vorſchnellen Urtheile zurück, aber es geſchieht ſehr ſelten, weil Stein die Perſonen, die ihm mißfallen, vermeidet. Umgekehrt iſt er leicht für jemanden eingenommen und täuſcht ſich mitunter auch in ſeinen günſtigen Urtheilen. Ein witziger Einfall, eine glänzende Idee genügen, um ihm eine günſtige Meinung von einem Menſchen zu geben; ſie erhält ſich nur nicht lange, wenn ſie keine ſichere Grundlage hat, und er kommt leichter von ſeiner guten, als von ſeiner ſchlechten Meinung zurück.

Noch muß ich zu ſeinen Fehlern gewiſſe Vorurtheile rechnen, gegen die man nicht ankämpfen darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, ihm zu mißfallen. Er hat einige Punkte, bei denen er den Widerſpruch nicht leiden kann, vielleicht weil er fürchtet, überwunden zu werden. Die Zahl derſelben iſt jedoch ſehr klein.

Bei ſeiner offenen und edlen Sinnesart fühlt er ſich gedrungen, denen, die er achtet, vertrauliche Mittheilungen zu machen: andererſeits wird er aus Ueberlegung mißtrauiſch, weil er fürchtet, daß irgend jemand einen Einfluß

„Stein faßte die Sachen großartig auf, nahm von dem Detail wenig Notiz und überſah die Schwierigkeiten, welche dieſes mit ſich brachte, ſelbſt wenn ſie unüberwindlich geweſen wären; er verlangte die Ausführung, ohne ſich darum zu kümmern, wie". Das Urtheil von Friedrich von Raumer lautet: „Ihn erfreute es, das Kühne am Tage einer adminiſtrativen Schlacht ſiegreich durchzufechten, aber jahrelang täglich entſtehende Schwierigkeiten wegzuräumen, ſagte ſeinem kräftigen Geiſte nicht zu. Vergl. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organiſation unter Stein und Hardenberg. S. 147.

auf ihn gewinnen möchte. Hieraus entspringt das eigenthümlichste Verhältniß zwischen ihm und seiner Umgebung. Jeder von ihr ist in einer Beziehung sein Vertrauter, weiß aber in allen übrigen Beziehungen gar nichts. Das Verfahren könnte zweckmäßig erscheinen, aber ich möchte Zweifel dagegen äußern. Die kleine Zahl der Vertrauten — d. h. in Geschäftssachen — wird durch dieses theilweise Mißtrauen verletzt. Sie können sich nicht mit voller Hingebung einem Manne anschließen, dessen ganzes Vertrauen sie zu besitzen glaubten, sobald sie sehen, daß sie ihm verdächtig erscheinen. Noch mehr fürchten sie, daß das Publikum merken möchte, wie sie von manchen Angelegenheiten gar nichts wissen, und um das Gegentheil zu beweisen, mißbrauchen sie das ihnen bewiesene Vertrauen. Ich habe nur sehr wenige gesehen, die sich dieses Fehlers nicht schuldig gemacht hätten.

Sehr komisch ist es, wenn Stein in Gesellschaft von Leuten, die ihn wenig kennen, oder die ihn nicht verstehen, seiner heiteren Laune freien Lauf läßt. So hörte ich die Aeußerung von ihm: „um eine Staatsverwaltung in tüchtigem Gange zu erhalten, müßten alle drei Jahre einige Minister, einige Generale und ein Dutzend Räthe füsilirt werden, — man müßte alle Beamten mit dem fünfzigsten Jahre wegjagen, — er würde lieber Flibustier oder Condottiere, als Staatsminister sein, er fühle eigentlich den Beruf in sich, Abenteurer zu sein" — Scherze, die nichts sind, als eine Hyperbel, und die doch etwas Wahres enthalten. Aber ich habe ehrliche Leute gesehen, die das alles wörtlich nahmen und sich über diesen Menschen und seine Grundsätze entsetzten. Ich bin überzeugt, sie betrachteten ihn im Herzen als einen Nero oder Phalaris.

In der Gesellschaft ist er sehr liebenswürdig, faßt jede Lächerlichkeit ungemein schnell auf und weiß namentlich eingebildete Menschen auf höchst komische Weise tot zu machen. Ein Sekretär, ein alberner und eingebildeter Mensch, war als Courier abgeschickt und überbrachte ihm Depeschen. Stein empfing ihn sehr artig und fragte ihn, wie es in der Provinz gehe. Der Sekretär nahm eine geheimnißvolle Miene an, zuckte die Achseln und sagte mit geziertem Tone: „ach, die — thun ihre Schuldigkeit nicht, sie könnten viel mehr thun." Der Minister fragte, in welcher Beziehung. Der Sekretär, der gar nichts wußte, und der sich nur wichtig thun wollte, kam aus dem Hundertsten ins Tausendste, bis der Minister, indem er die Bewegungen und den Ton des Sekretärs nachahmte, ihm sagte: „Mein Herr, ich sehe, es bleibt nur ein Ausweg, ich werde Sie dem Könige in Vorschlag bringen, damit er Ihnen die Leitung der Verwaltung überträgt. Sie werden die Sachen wieder in Ordnung bringen." Der Sekretär gerieth über diese Anrede so in Verwirrung, daß er sich schleunigst empfahl.

Bei allen großen Eigenschaften Stein's ist es doch sehr zweifelhaft, ob die Natur ihn berufen hat, die Menschen zu regieren. Das innere Feuer, das ihn verzehrt, hindert ihn, mit ruhiger Ueberlegung zu handeln, und indem er die Menschen nur als Instrumente betrachtet, versteht er es nicht, sie zu gebrauchen.

Fest in seinem Zwecke, ist er schwankend in der Wahl seiner Mittel.

Vom Tilsiter Frieden bis zum Schluß des Jahres 1808.

Der König überzeugte sich bald, daß die Männer, die ihn umgaben, nicht befähigt waren, die Staatsverwaltung in einer so stürmischen Krisis fortzuführen und noch weit weniger, einen so zerrütteten und durch die Bedingungen des Tilsiter Friedens so gefesselten Staat neu zu organisiren. So sehr er gegen den Staatsminister vom Stein eingenommen sein mochte, so fühlte er doch, daß dieser allein im Stande war, eine solche Herkulesarbeit zu übernehmen; aber trotz der dringenden Bitten des braven Generals Blücher und des Staatsministers v. Hardenberg konnte er sich nicht entschließen, deshalb Schritte zu thun. Der letztere hat uns bei den besten Absichten sicherlich sehr viel Schaden gethan, aber ich glaube, er hat vieles dadurch wieder gut gemacht, daß er uns den Herrn vom Stein wiedergab.

Der König wollte sich einer abschlägigen Antwort Stein's, die er erwartete, nicht aussetzen. Er ließ deshalb durch Hardenberg an ihn schreiben, und vielleicht hat von allen Unterhandlungen Hardenberg's keine dem Staate, dem Könige und der Menschheit größere Vortheile gebracht.

Stein lag infolge der Gicht und eines dreitägigen Fiebers schwer krank danieder auf seinem Gute in Nassau, als er den Brief bekam, der die Einladung des Königs enthielt; aber er vergaß die Krankheit, wie die Beleidigungen des Königs, bei der kritischen Lage des Staates, dem er aufhelfen sollte, ferner die Gefahr, durch seine Auswanderung seine Besitzungen zu verlieren, ja auch die Möglichkeit wieder schwer zu erkranken, indem er das gesunde Klima Nassau's verließ und sich der ungünstigen Witterung Memel's aussetzte. Er schickte auf der Stelle den Courier mit einem Briefe an den König zurück, worin er versprach, sich nach Memel zu begeben, sobald es sein Gesundheitszustand erlaubte, und reiste auch wirklich vier Wochen später ab. Am 1. Oktober 1807 traf er in Memel ein.

Es scheint angemessen, einen Rückblick auf die Begebenheiten in der Zeit vom Tilsiter Frieden bis zur Ankunft Stein's zu werfen. Bin ich auch nicht Augenzeuge gewesen, so werde ich doch nur das berichten, was ich aus durchaus zuverlässiger Quelle weiß.

Nach der Schlacht bei Friedland waren die Beamten, die Kassen u. s. w. von Memel nach Liebau und Riga abgegangen. Man hätte die Ausgaben für diese kostspielige Reise sparen können, wenn man den Reisenden durch Couriere den Befehl nachgesandt hätte, unterwegs umzukehren, denn sie hatten kaum ihre Reise begonnen, als der Waffenstillstand eintrat, und nachdem Rußland ihn geschlossen hatte, war der Friede unzweifelhaft. Man that nichts, und mehrere tausend Thaler wurden unnütz in Rußland ausgegeben.

Als sich endlich die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens bestätigte, kehrte jeder mit großen Hoffnungen

nach Memel zurück, die bald herabsanken, als man bemerkte, daß die Folgen des Friedens nichts weniger, als tröstlich waren.

Hardenberg hatte sich nach dem Willen Napoleon's zurückziehen müssen, und um sich zu trösten, heirathete er eine Geliebte, die ihn seit zwölf Jahren treulich begleitete. Der König hatte ihm übrigens schon am 19. Juni, mithin vor dem Frieden, die Erlaubniß zur Heirath gegeben. In Frankfurt a./M. war sie Schauspielerin gewesen und zu jener Zeit mit einem Schauspieler Langenthal verheirathet. Sie war sehr hübsch und leidlich liebenswürdig. Hardenberg machte ihr damals den Hof, sie ließ sich scheiden, folgte ihm und nahm ihren Vatersnamen Schönemann wieder an. Er heirathete sie in Riga. Was ihn entschuldigen kann, ist der Umstand, daß er zwei Frauen gehabt hatte, die ihm untreu wurden, weshalb er sich dann in eine Verbindung mit einer solchen Person einließ, die sich übrigens ganz gut aufführte, seitdem sie mit ihm zusammenlebte.

Hardenberg ist jedenfalls ein Mann von achtbarem Charakter; er liebt die Menschen und die Wissenschaften, ist sanft und verträglich, hat das feinste Benehmen, einen edlen und ungezwungenen Anstand und ist gewiß einer der schönsten Männer bei Hofe.

Der König sprach unter dem 14. Juli (1807) sein aufrichtiges Bedauern darüber aus, daß er sich von ihm trennen müsse, versprach ihm auch in der Folge sein Wohlwollen zu bewahren und bewilligte ihm die Zahlung seines Gehaltes auf ein volles Jahr, was bei der damaligen Geldnoth sehr viel war.

Der Minister v. Voß bat nach der Schlacht bei Fried-

land um die Erlaubniß, sich nach Berlin zurückziehen zu dürfen. Seinen Abschied nahm er nicht und ging mit seiner Familie über Kopenhagen, wo ich ihn, so wie den General Geisau sah. Letzterer war ein Mann von Verstand und von vielen Kenntnissen, besonders in der Physik; er hatte aber als Inspektor der Festungen seine Schuldigkeit nicht gethan, und hatte in dem Augenblick den Kopf verloren, als er ihn am meisten brauchte.

Der Minister v. Schroetter war geblieben[1]).

Der König war nach dem Frieden in der größten Verlegenheit. Er wußte nicht, wen er bis zur Ankunft Stein's an die Spitze der Verwaltung stellen sollte, falls dieser überhaupt die ihm gemachten Anerbietungen annahm. Hardenberg empfahl ihm die Räthe, die er selbst gebraucht hatte. Der König nahm seinen Vorschlag an und ernannte eine Art Regentschaft unter dem Titel „Immediat-Commission", die anfänglich nur dazu bestimmt war, die finanziellen Angelegenheiten zu bearbeiten, die aber in der Folge das Ganze leitete.

Ich muß ein Bild von den einzelnen Mitgliedern geben[2]).

Herr v. Klewitz bekam den Vorsitz in der Commission. Er war von guter bürgerlicher Familie und später geadelt. Klewitz war ein gutmüthiger, kleiner Mensch, er hielt sich

---

[1]) Provinzial-Minister von Preußen.

[2]) Die hier mitgetheilte Zusammensetzung der Commission, deren Mitglieder sämmtlich Geheime Finanzräthe waren, ist die ursprüngliche — vergl. Pertz, Stein, II. S. 10 u. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg S. 157. — Später wurde die Commission durch weitere Mitglieder verstärkt und als die „Combinirte Immediat-Commission für sämmtliche Geldoperationen des Staates und die Armeeverpflegungs-Angelegenheit" bezeichnet.

kerzengerade, war sehr zufrieden mit seiner kleinen, übrigens wohl proportionirten Figur, trug die Nase etwas hoch und hörte sich gern selbst sprechen. Er war sanft, menschenfreundlich, kenntnißreich aber oberflächlich, thätig aber schwach.

Herr v. Altenstein, aus einer der ältesten Familien Deutschland's, war Page beim Markgrafen von Ansbach gewesen, trat später in das Finanz-Departement ein und machte unter Hardenberg, dem er aufrichtige Verehrung zollte, seine Laufbahn. Er war ein Mann von rechtschaffener und edler Gesinnung und besaß viele Kenntnisse, die er sich jedoch nur durch eisernen Fleiß erworben hatte. Er arbeitete immer invita Minerva, hatte geringe Anlagen, wenig Gedächtniß und war eigentlich ein ungeleckter Bär. In seinem Kopfe sah es wunderlich genug aus. Er hatte sich auf die Fichte'sche und Schelling'sche Philosophie geworfen und gehörte in dieser Beziehung zu dem imitatorum servum pecus und befand sich nicht selten in derselben Lage wie Arlekin, der, wenn ihn die Menschen nicht verstanden, ausrief: „Gott versteht mich"[1]). Er hatte zu denjenigen Personen gehört, die es für unmöglich hielten, daß die Russen von den Franzosen geschlagen werden könnten, und die lieber nach Kamtschatka gehen wollten, als in Preußen bleiben, wenn der König einen demüthigenden Frieden schlösse.

Herr v. Schön ist der Sohn eines Amtmannes

[1]) Ueber den Antheil Altenstein's an der Stein'schen Reformgesetzgebung vgl. Meier, Reform S. 161. Zwar wird auch hier betont, daß Altenstein nicht selbständig produktiv gewesen sei und sich in der Sphäre theoretischer Allgemeinheiten bewegt habe, Beguelin unterschätzt aber jedenfalls die Bedeutung Altenstein's, der sich auch später noch bedeutende Verdienste um die Unterrichtsverwaltung erworben hat.

bürgerlicher Herkunft und geadelt. Er ist ein Mann von vielem Geist; ich möchte ihn weder einen Unruhstifter, noch einen Exaltirten nennen, und doch wäre er im Stande, durch die Art von geistigen Fähigkeiten, die er besitzt, einen Staat umzustürzen. Er hat gewisse Systeme, von denen er nicht abgeht und wenn darüber das Menschengeschlecht zu Grunde gehen sollte. Diese Systeme haben in der Regel eine glänzende Seite, aber auch eine hinkende.

Uebrigens kann er den Widerspruch nicht vertragen, redet wie ein Diktator, und mit einer Berufung auf Adam Smith oder auf einen Königsberger Professor Kraus[1]) glaubt er jede Erwiderung abgeschnitten zu haben[2]).

Herr Stägemann besitzt als ehemaliger Advokat alle Geschmeidigkeit seines Standes, arbeitet vortrefflich und ist meiner Ansicht nach der beste Kopf in der ganzen Commission. Gewandt und schlau geht er gerade auf seinen Zweck los, läßt die anderen räsonniren und erreicht, was er will. Uebrigens ist er gutmüthig, wohlwollend und liebenswürdig. Ob er in der Wahl seiner Mittel sehr zartfühlend ist, und ob sein Charakter seiner geistigen Kraft gleich steht, weiß ich nicht. Während des Krieges gehörte er zu den Eiferern und zu den falschen Propheten, aber gegenwärtig hat er sich in die Umstände gefügt. Man hat ihm die Handels- und Geldangelegenheiten anvertraut, von denen er nicht viel versteht, er wird sich aber bei seinem scharfen Verstande gut aus der Sache ziehen, und nur der Staat und die Einzelnen werden darunter leiden.

[1]) Professor der National-Oekonomie und Vertreter der Anschauungen von Adam Smith.

[2]) Vergl. die mit dem obigen übereinstimmende Charakteristik Schön's in „Meier, Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg".

Herr Niebuhr[1]), der Sohn des berühmten Niebuhr, eine wahre Encyklopädie und Polyglotte, ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen, gutmüthig, sanft, liebenswürdig, aber von schwankendem Gemüth und noch schwankenderer Gesundheit. Wenn ich sein Gemüth schwankend nenne, so will ich damit nicht sagen, daß er das Unglück nicht mit Fassung ertragen hätte; aber er ist unbeständig. Früher vertraute er den Russen unbedingt, und nach dem Frieden beurtheilte er sie gerade umgekehrt.

Die große Machtvollkommenheit dieser Commission rief Eifersüchteleien hervor, die jedoch nicht zum Ausbruch kamen. Der Minister v. Schrötter war ihr gewissermaßen untergeordnet, wenigstens in seiner Stellung als General-Commissarius[2]). Die Geheimen Finanzräthe v. Schlabrendorff und v. Quast, der erstere Direktor der Staatskassen, der zweite Intendant, wollten Herrn Klewitz, der jünger war als sie, nicht den Vorrang lassen und konnten deshalb ihre Geschäfte mit der Commission nur schriftlich abmachen. Die Commission wünschte ihre Thätigkeit zu zeigen, hatte aber zu wenig Spielraum und Herr Beyme[3]), der die Commission und den Staat regieren wollte, befand sich auf einem so beschränkten Schauplatz,

[1]) Barthold Georg Niebuhr, damals Geh. Seehandlungsrath, lehnte schon im Juli 1807 die Theilnahme an der Immediat-Commission ab, da er sich mit den Schön'schen Anschauungen nicht vereinigen konnte. Pertz, Stein I. S. 588 u. II. S. 14. Im Jahre 1810 trat er als entschiedener Gegner der Hardenberg'schen Finanzpolitik ganz aus der Verwaltung aus und eröffnete als Mitglied der Akademie der Wissenschaften an der damals in Berlin begründeten Universität seine berühmten Vorlesungen über römische Geschichte.

[2]) Ueber die Bedeutung Schrötter's für die Reform-Gesetzgebung, siehe „Meier, Reform" S. 154 u. 386 u. f.

[3]) Seit 1800 Geheimer Cabinetsrath und bis zu Stein's Wiedereintritt von großem Einfluß beim Könige.

daß er nichts thun konnte, um sich bemerklich zu machen. Er verfaßte Cabinetsordres, die nichts als schlecht stilisirtes Geschwätz enthielten, und in denen er seinen Herrn, wie einen Theaterkönig reden ließ.

Bei alle dem hatte man in der Zeit vom Waffenstillstande bis zum 1. Oktober, als Stein ankam, so viel Mißgriffe gemacht, wie irgend möglich war. Ich spreche hier nicht von den politischen Fehlern, die man bei den Verhandlungen mit Frankreich beging; ich hoffe hierüber zuverlässige Memoiren zu erhalten, die ich dann einschalten werde; gegenwärtig rede ich nicht davon, weil ich nicht dabei gewesen bin.

Was die innere Verwaltung betrifft, so schien es, daß man alles Mögliche that, um sich die Gemüther zu entfremden. Man hatte den Hypotheken-Schuldnern ein Moratorium bewilligt, kraft dessen die Gläubiger weder Kapital noch Zinsen fordern konnten; man hatte das Papiergeld herabgesetzt; man hatte alle Minister, außer Herrn v. Schroetter, entlassen, man gab Gesetze über Kassen-Einrichtungen, über Pensionen und Besoldungen und benahm sich überhaupt so, als ob man Herr im Lande gewesen wäre, während die französischen Behörden nicht einmal den Schriftwechsel zwischen den Departements und dem Hofe in Memel gestatten wollten.

Der König hatte im Tilsiter Frieden versprochen, seine Häfen den englischen Schiffen zu verschließen und einen entsprechenden Befehl an die Behörde in Memel erlassen. Bei Mittheilung desselben sagte Herr Beyme: „Hier ist der schriftliche Befehl, aber Sie werden es so machen — dabei hielt er die Hand vor die Augen — und Sie werden nichts sehen.“ Der Erfolg war, daß die

englischen Schiffe in den Memeler Hafen einliefen, und daß die Franzosen es alsbald erfuhren.

Endlich am 1. Oktober traf Stein in Memel ein und wurde noch an demselben Abend von den hervorragendsten Persönlichkeiten begrüßt. Er bat Herrn v. Koeckritz[1]) in einem Billet, den König von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Der König ließ ihn am anderen Morgen um 10 Uhr rufen, ernannte ihn zum Chef des Finanzwesens und des Innern und übertrug ihm zugleich den Vorsitz in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wie im Kriegsdepartement, so daß er alsbald Premier-Minister war. Jeden Morgen sollte er in Civilsachen dem Könige Vortrag halten. An demselben Abende schickte ihm der König den rothen Adler-Orden.

Beyme hatte große Neigung zu bleiben, obgleich er öffentlich ausgesprochen hatte, daß er augenblicklich seine Entlassung einreichen würde, sobald Stein ankäme.

Mehrere Personen, namentlich Koeckritz und Staegemann gingen zu Stein, um ihn zu einer Vereinigung mit Beyme zu bringen. Sie versicherten ihm, daß Beyme sich sehr gern ihm fügen, daß er unter ihm arbeiten, und daß er sich in allen Stücken nach den Wünschen Stein's richten werde. Stein erwiderte unumwunden, daß er sich bereits erklärt hätte und nicht nachgeben werde, weil er nicht aus Eigensinn, sondern aus Ueberzeugung handle.

Am anderen Morgen erhielt Stein, als er sich zum Könige begab, ein Billet von der Königin, worin sie ihn versicherte, daß Beyme in einigen Monaten abgehen werde; bis dahin wünsche der König ihm den Vortrag der unbe-

[1]) General-Adjutant des Königs.

deutenden Angelegenheiten zu lassen, und sie beschwöre ihn, von dem allein sie Rettung erwarte, mit Rücksicht auf sie und ihre Kinder bei dieser Gelegenheit den König nicht vor den Kopf zu stoßen[1]).

Stein war sehr überrascht, daß die ganze Sache noch in Frage gestellt werden konnte und sprach deshalb mit dem Könige, der sich nur sehr ungern entschloß, Beyme zu entlassen, theils weil es scheinen möchte, daß er unter fremdem Einfluß handle, theils um nicht einen Mann zu verletzen, der ihm mit Ergebenheit gedient hatte.

Ich glaube, daß Beyme wirklich dem Könige ergeben ist, aber jeder redliche Mann muß einem so geraden, gerechten und unparteiischen Herrn, wie unser König ist, ergeben sein.

Beyme würde in einer untergeordneten Stellung vortrefflich gewesen sein, aber die mehr als zuvorkommende Art, mit der sich die Minister seinen Anordnungen unterwarfen, hatte ihn zu einer Machtvollkommenheit erhoben, die er nicht zu gebrauchen verstand. Seine Eitelkeit verleitete ihn, alles an sich zu reißen, und zuletzt glaubte er auch alles zu verstehen und ein außerordentlicher Mensch zu sein. Er war höchst selbstzufrieden, urtheilte über alles und duldete keine Widerrede. Für jeden Sonderfall wußte er ein Auskunftsmittel, aber da er keine leitenden Grundsätze hatte, so gerieth er fortwährend in Widerspruch mit sich selbst. Er liebte die Phrasen und nahm nichtssagende Redensarten für tiefgedachte Vernunftgründe.

Stein stellte dem Könige vor, daß er mit einem Menschen von solchem Charakter nicht zusammen arbeiten

---

[1]) Ein Facsimile des Briefes findet sich in Pertz, Stein II. 38.

könne; überdies habe Beyme das Vertrauen des Volkes verloren und schlug deshalb vor, ihn zum Kammergerichtspräsidenten zu ernennen. Der König gab dazu seine Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß Beyme bis zur Rückkehr des Königs nach Berlin bei den Vorträgen zugegen sein solle. Dies geschah; Stein ergriff das Staatsruder, Beyme war bei den Vorträgen zugegen und hielt auch selbst den Vortrag in unerheblichen Sachen.

Stein übersah am ersten Tage die schreckliche Lage, in der sich der Staat und der König befanden. Man hatte sich benommen, als wenn man von einem Tage zum anderen einen deus ex machina erwartete, der uns helfen sollte, und es war in der That ein dignus vindice nodus. Inzwischen hatte man sich verschiedener Hülfsmittel bedient, aber keine wirksamen Maßregeln ergriffen. Stein legte dem Könige den Zustand der Kassen dar und fing damit an, die Bewilligung der Diäten aufzuheben, welche sämmtliche Beamten, die den König begleitet hatten, neben ihrem Gehalte bezogen. Eigentlich befanden sie sich in einer bei weitem günstigeren Lage, als ihre in Berlin zurückgebliebenen Collegen, die keine Zahlung erhielten und fast verhungerten.

Ebenso drang Stein darauf, die Armee auf den Friedensfuß zu setzen[1]). Man verkaufte eine große Zahl von Kavalleriepferden, zog die Feldzulagen ein und vertheilte die Pferde der Marienburger Stutereien. Kurz, statt zu schreien, man müsse binnen kurzem verhungern, wie man es bisher gethan hatte, ergriff Stein die geeigneten Maßregeln, um den Augenblick des Verhungerns zu verzögern.

---

[1]) Vergl. M. Lehmann, Scharnhorst II. 133.

Gleichzeitig stellte er dem Könige vor, daß es unbedingt nothwendig sei, den Verhandlungen mit dem Intendanten Daru ein Ende zu machen, und daß man vergeblich hoffe, ihn zu einem Nachlasse an seinen Forderungen zu bewegen. Entweder handle Daru dabei nach den Befehlen seines Herrn oder er überschreite sie, um sich dessen Gunst zu erwerben. Im ersten Falle stehe es nicht in seiner Macht, uns eine Erleichterung zu verschaffen, im zweiten Falle seien wir nicht im Stande, ihm eine genügende Entschädigung zu geben, um ihn dahin zu bringen, daß er seinen Zweck aufgebe. Man müsse deshalb überhaupt nicht in Berlin, sondern in Paris den Hebel ansetzen, und es würde gewiß auf den Kaiser Napoleon einen sehr günstigen Eindruck machen, wenn der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, an ihn absendete, dessen sanftes, freundliches und bescheidenes Wesen das Interesse des Kaisers für sein und seines Vaterlandes Geschick erwecken werde.

Der König ging darauf ein, und man schickte einen Courier ab, um die Pässe zu fordern, der Prinz reiste aber, ohne die Rückkehr des Couriers abzuwarten, schon am 7. November ab. Er hatte in seinem Gefolge den Major v. Golz, einen klugen und nebenbei schlauen Mann, den Geheimen-Rath v. Roux, der in gutem Rufe stand, der aber die Franzosen nicht leiden konnte, Herrn v. Humboldt[1]) und einen Adjutanten, Namens Hedemann.

Der frühere außerordentliche Gesandte in Paris,

---

[1]) Alexander von Humboldt, der mit Rücksicht auf seine Beziehungen zu den französischen Gelehrten und den Pariser Kreisen als Begleiter gewählt wurde, um eine günstige Aufnahme des jugendlichen Prinzen in Paris zu unterstützen.

General v. Knobelsdorf, war abberufen und Herr v. Brockhausen, Neffe des General-Adjutanten v. Koeckritz, an seiner Stelle zum Gesandten ernannt. Diese Wahl war unpassend, weil Brockhausen ein kalter, steifer, schwerfälliger, pedantischer, eigensinniger Mann, voll vorgefaßter Meinungen ist. Man behauptet, daß er Kenntnisse besitzt; ich weiß es nicht.

Kurze Zeit vor der Absendung des Prinzen hatte die Königin an den Kaiser geschrieben und ihm zu erkennen gegeben, wie sehr sie wünsche, in Berlin ihre Niederkunft abwarten zu können.

Ohne Rücksichten auf diese weiteren Vorbereitungen unterhandelte man mit dem General-Intendanten Daru fort. Man fing damit an, ihn um Festsetzung der Summe zu bitten, die er zu fordern hätte, und nachdem er diesem Wunsche entsprochen hatte, nahm man die geforderte Summe an. Man war aber gänzlich außer Stande zu zahlen und versprach daher, die Forderung in fünf Jahren zu berichtigen. Indeß, das bloße Versprechen genügte ihm nicht, er verlangte deshalb für 50 Millionen Franken Domänen und zur Sicherung der übrigen 50 Millionen behielt er sich die Festungen Stettin, Cüstrin, Glogau, Colberg und Graudenz vor, mit der Bedingung, daß das Land die Besatzungen unterhalten solle.

Es war unmöglich, diese Forderungen zu erfüllen, weil der Unterhalt der französischen Truppen und die Bezahlung der Contributionen die sämmtlichen Einnahmen des Staates erschöpften, und es zeigte sich später wirklich, daß Daru die Befehle des Kaisers überschritten hatte, der die Forderung von Graudenz und Colberg verwarf.

Man gestand die 50 Millionen Domänen zu und

ebenso die Festungen unter der Bedingung, daß in Stettin nur 3000, in Glogau 2000 und in Cüstrin 1500 Mann französischer Truppen gehalten werden sollten, die der König von Preußen zu ernähren, der Kaiser aber zu bekleiden und zu besolden hätte.

In Betreff der inneren Verwaltung fand Stein es lächerlich, große Veränderungen in einem Lande vornehmen zu wollen, über das wir in keiner Weise frei verfügen konnten, aber er fand es angemessen, im Geheimen die künftige Verwaltung vorzubereiten nnd schon jetzt Verordnungen zu erlassen, die der Zeit, dem Geiste der Nation und der bedrängten Lage des Staates entsprachen.

Zu diesem Behufe erließ er das Edikt vom 9. Oktober, durch welches eine wahrhafte Sklaverei gänzlich abgeschafft wurde[1]).

Jeder Gutsbesitzer konnte fordern, daß die Söhne und Töchter seiner Gutsunterthanen ihm für einen mäßigen Lohn dienten, der ebenso, wie ihre Beköstigung, durch die Provinzialgesetze festgesetzt war. Dieses Recht hörte auf.

Jedermann bekam die Befugniß, adlige Güter zu kaufen, mochte er Bürger oder Bauer sein. Jeder Gutsbesitzer durfte mit seinem Gute machen, was er wollte, einen Theil davon verkaufen u. s. f.

Dieses Edikt brachte eine lebhafte Aufregung hervor. Mehrere Gutsbesitzer erhoben ein großes Geschrei darüber, andere bewunderten es und die vernünftigen Leute mußten

---

[1]) Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grund-Eigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend. Pertz, Stein II. 23. Das Gesetz stützte sich auf Vorarbeiten der Immediat-Kommission, erhielt aber durch Stein seine endgültige Fassung.

zugestehen, daß es das sicherste Mittel war, die Industrie und den National-Wohlstand zu heben.

Die ungeheuren Verluste, die der Krieg verursacht hatte, machten es den Grundeigenthümern unmöglich, ihre Hypothekenschulden im Falle einer Kündigung von seiten der Gläubiger zu bezahlen. Die Seltenheit des baren Geldes gab demselben einen übertriebenen Werth und die Gläubiger fingen deshalb an, zu kündigen. Dieses Verfahren würde alle Grundbesitzer ruinirt haben, und man erließ daher vor der Ankunft Stein's ein Edikt, kraft dessen die Gutsbesitzer weder Kapital noch Zinsen zu bezahlen brauchten, wenn sie durch den Krieg gelitten hatten. Hinsichtlich der Zinsen war dies die schnödeste Ungerechtigkeit gegen die Gläubiger, die darüber hätten verhungern können.

Stein machte diesem Mißbrauch ein Ende. Man erließ ein Moratorium hinsichtlich der Kapitalien auf drei Jahre, verpflichtete aber die Gutsbesitzer, die Zinsen pünktlich zu zahlen[1]).

Eine dritte Verordnung erschien über das unter dem Namen Tresorscheine bekannte Papiergeld. Dieses Papier hatte bis zum Anfange des Krieges seinen vollen Werth. Es gab Bureaus, die jedem auf Verlangen den Nominalwerth in Silber auszahlten. Auch während des Krieges ging die Sache gut genug. Die französischen Behörden zwangen jeden Gläubiger, das Papiergeld zu seinem Nominalwerthe anzunehmen und es verlor daher nur sehr wenig. Die Immediat-Commission in Memel beging die Thorheit, eine Verfügung zu erlassen, daß niemand das

[1]) Pertz, Stein II. 46 u. f.

Papiergeld in Zahlung anzunehmen brauche, worauf es denn sogleich im ganzen Königreiche fiel[1]).

Stein traf eine neue Einrichtung. Er verpflichtete jeden, das Papiergeld anzunehmen, aber nicht zum Nominalwerth, sondern nach dem Kurse, der alle 14 Tage bekannt gemacht wurde und der sich alle 14 Tage änderte.

Ich enthalte mich eines Urtheils über diese Operation, die ich keineswegs gebilligt habe. Ich habe gegen die Tresorscheine bei ihrer Einführung protestirt und ihr Schicksal vorausgesagt, ich habe das unüberlegte Verfahren der Immediat-Commission gemißbilligt, und ich billige auch diese letzte Maßregel nicht. Es mag indessen Gründe geben, die hierzu genöthigt haben, und die ich nicht kenne; ich möchte dies sogar annehmen, da ein Mann, wie Stein, diese Anordnung gebilligt hat, und weil ich nicht gesehen habe, daß er außer in dieser Angelegenheit Mißgriffe gemacht hätte.

Noch unter Hardenberg war eine Verordnung veröffentlicht, wonach jedes fremde Fabrikat gegen einen Zoll von 8 pCt. in das Königreich eingeführt werden durfte. Diese Verordnung war ein Meisterstück von Ungeschicklichkeit und Unkunde. Man erließ die neue Verfügung gerade in dem Augenblicke, als unsere Fabriken so stark gelitten hatten, als die großen Fabrikanten ihre Arbeiter nur behielten, um sie nicht Hungers sterben zu lassen und in der Hoffnung, daß nach dem Frieden die Waaren wieder verkäuflich würden. Gerade zu der Zeit, als die Handelsbilanz ganz zu unserem Nachtheile ausfiel, veröffentlichte man eine solche Maßregel. Es war eine stultitia docta.

[1]) Pertz, Stein II. S. 44.

Die großen philosophischen Finanzmänner haben gesagt: wenn wir den Fremden Geld für Seidenzeug geben, so ist dies ein Zeichen, daß dieses Seidenzeug einen größeren Werth hat; man darf daher das Geschäft nicht behindern. Die Immediat-Commission glaubte daher höchst philosophisch zu handeln, nur ließ sie dabei die Zeitverhältnisse ganz außer Acht. Wenn die Fabrikanten schrieen, so antworteten sie ihnen: verhungert, das ist uns gleich, wenn nur unsere philosophischen Principien am Leben bleiben.

Stein, der ein unsinniges Schutzsystem gewiß nicht begünstigte, faßte die Sache kurz und ließ bekannt machen, daß man in den vom Feinde besetzten Provinzen das Edikt gar nicht veröffentlichen würde, wodurch er den Fabrikanten das nöthige Vertrauen wiedergab.

Unterdessen schritten die politischen Unterhandlungen sehr langsam vorwärts. Der Kaiser Napoleon war nach Italien gereist, und der Prinz Wilhelm blieb in Homburg, um seine Pässe zu erwarten. Der General-Intendant Daru ließ von seinen Forderungen nichts ab, und die Couriere, welche zwischen Berlin und Memel hin- und hergingen, blieben 9 bis 10 Tage unterwegs. Stein war ärgerlich über diese Verzögerung, aber dem Könige gefiel es außerordentlich in Memel, wo er ganz bürgerlich lebte und in der Lindenallee spazieren ging, ohne von Zuschauern belagert zu werden. Selbst die Rücksichten auf die Politik, die Stein geltend machte, konnten ihn nicht zur Abreise bewegen und ebenso wenig die ärztlichen Gründe, die Hufeland mit Rücksicht auf die nahe bevorstehende Niederkunft der Königin hervorhob. Endlich stellte Hufeland

dem Könige vor, daß die Königin die Abreise sehnlichst wünsche und daß es ihr Kummer verursachen würde, länger zu bleiben. „Wenn das der Fall ist, so reise ich ab", sagte der König. Er handelte dabei als guter Ehemann, aber er brummte nachher noch oft darüber und verringerte dadurch das Verdienst, das er sich erworben hatte.

Mitte Januar reiste man aus Memel ab und schlug die Residenz in Königsberg auf. Die französischen Truppen hatten sich hinter die Weichsel zurückgezogen, bis auf 200 Mann, die in Marienburg blieben und ein Corps, das die fruchtbare Nogat-Insel besetzt hielt. Die Grenzen des Freistaates Danzig waren festgesetzt und der Marschall Soult nahm in Stettin seinen Aufenthalt.

Am 22. kam ein Courier von Paris an, den der Prinz Wilhelm am 9. Januar abgeschickt hatte. Der Prinz war vom Kaiser freundlich aufgenommen. Er hatte die Besorgniß ausgesprochen, daß man beabsichtige, den König von der Kurmark und von Berlin fernzuhalten, worauf der Kaiser erwidert hätte: „ich habe nie daran gedacht".

Der Minister Champagny hatte viel Theilnahme für Preußen gezeigt, und der Prinz hoffte, schon mit dem nächsten Courier entscheidende und angenehme Nachrichten mittheilen zu können. Zur selben Zeit erschien aber im Journal de l'empire ein Artikel, worin Preußen verschiedene Vorwürfe gemacht wurden, und der eben nicht geeignet war, uns ganz zu beruhigen.

Seit der Ankunft Stein's war unser Verhalten in Bezug auf die Politik vorwurfsfrei. Man äußerte sich nur mit der größten Vorsicht. Herrn Garlick, den früheren Gesandten Englands am dänischen Hofe, der als Privat-

mann in Memel lebte, hatte man, um keinen Verdacht zu erregen, fast genöthigt, sich zu entfernen. Man untersuchte die Schiffe, die in unsere Häfen einliefen, streng, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß sie nicht aus England kämen.

Da Stein bemerkte, daß sich die politischen Neuigkeiten im Publikum verbreiteten und er mehrere Personen im Verdacht hatte, nicht vorsichtig genug in ihren Mittheilungen zu sein, schlug er dem Könige vor, den Vortrag über die auswärtigen Angelegenheiten in einem abgesonderten Cabinet halten zu dürfen.

Auf diese Weise wurden die Herren v. Köckritz, v. Lottum[1]) und Beyme entfernt, und es blieben nur der König, Stein und Herr v. Goltz[2]) gegenwärtig.

Einige aufgefangene Briefe überzeugten Stein, daß der Legationsrath Renfner sich einige Unvorsichtigkeiten in seiner Correspondenz hatte zu Schulden kommen lassen. Er veranlaßte deshalb den König eine Aenderung vorzunehmen und dem älteren Le Coq die wichtigen Arbeiten zu übertragen, während die übrigen Höfe Herrn Renfner blieben. Zugleich wurde die Anordnung getroffen, daß jeder Legationsrath seine Berichte dem Minister erstatten sollte, ohne daß der andere die geringste Kenntniß davon erhielt. Diese Bestimmung kränkte Herrn Renfner aufs tiefste, da er hierdurch die Geschäfte mit der Petersburger Gesandtschaft verlor, die er zwölf Jahre lang gehabt hatte.

Ich werde hier ein kleines Bild von dem auswärtigen Departement geben.

---

[1]) Oberst-Lieutenant, als interimistischer General-Adjutant erst im Juni 1808 ganz beseitigt.

[2]) Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Der Cabinetsminister Graf v. Goltz ist ein kleiner schwächlicher Mann von ungefähr 45 Jahren. Er hat einen sanften, wohlwollenden Charakter und scharfen und gesunden Verstand, aber er ist nicht an seinem Platze. Er hat etwas gedrücktes, ist schwach in körperlicher und moralischer Beziehung, liebt die Bequemlichkeit und die Arbeit strengt ihn an. Wenn ihn eine wichtige Angelegenheit auf Augenblicke aus seiner Lethargie aufrüttelt, fällt er im nächsten Augenblick wieder in dieselbe zurück. Uebrigens hat er den besten Willen, ist seinem Könige und dem Vaterlande ergeben und ist beliebt, weil er seinerseits die Menschen liebt. Seine Kenntnisse sind nur oberflächlich und er hat nichts gründlich studirt[1]).

Der Graf Goltz war bei der Ankunft Stein's der einzige Cabinetsminister. Der König gab dem letzteren den Vorrang und Goltz wurde dadurch genöthigt in allen erheblichen Angelegenheiten die Befehle Stein's zu empfangen. Er fand sich als Philosoph darin und bewies gegen Stein die größte Nachgiebigkeit, inzwischen — manebat alta mente repostum.

Herr Le Coq von der französischen Colonie, ein redlicher und rechtschaffener Mann mit gesundem Urtheil und großem Fleiß, besitzt gerade keine tiefen Kenntnisse, aber er ist dafür bescheiden, gewandt und sehr verschwiegen. Er ist klein, ausnehmend häßlich und sieht wie ein Schneider aus; nichts destoweniger hat er nach einander drei hübsche Frauen bekommen, von denen zwei gestorben sind.

Herr Renfner erhielt seine Bildung auf dem fran-

[1]) Die Charakterschwäche des Grafen Goltz wurde von den Franzosen benutzt, um ihn später als Werkzeug zur Entfernung Stein's zu gebrauchen. Pertz, Stein, II. 244.

zösischen College, war 20 Jahre Gesandtschaftssekretär im Haag und 17 Jahre Rath im auswärtigen Departement. Er besitzt gar keine gründlichen Kenntnisse, aber die Litteratur und besonders die französische ist ihm bekannt; er versteht englisch und italienisch, wenn auch nur oberflächlich. Von schwachem Charakter, ist er gleichzeitig eingebildet, eitel, furchtsam und unverschämt.

So lange ihm das Glück lächelte, nahm er eine Art Berühmtheit in Anspruch, spielte den Einflußreichen und machte sich dadurch lächerlich. Die Gesellschaft und das Spiel sind ihm nothwendige Bedürfnisse. In der Gesellschaft erzählt er alte Geschichten, die gewöhnlich mit den Worten, „als ich im Haag war", anfangen und die er mit einem lauten Gelächter schließt. Beim Spiel benimmt er sich wie ein Wahnsinniger, wirft die Karten hin und schwört jeden Abend, nie wieder zu spielen. Uebrigens ist er als Vater und Gatte achtungswerth. Er hat das Unglück gehabt, seinen einzigen, viel versprechenden Sohn zu verlieren und besitzt seit dieser Zeit nicht mehr seine frühere Heiterkeit. Im Kartenspiel sucht er seinen Kummer zu töten.

Von dem jüngeren Le Coq und Herrn Roux wage ich nicht zu sprechen, weil ich sie nicht genau genug kenne.

Der russische Hof versprach sich für das Schicksal Preußens zu interessiren, aber er that nichts für uns. Aus Gefälligkeit gegen Frankreich erklärte er im Dezember 1807 England den Krieg und hätte wenigstens als Gegenleistung die Räumung Preußens fordern können; aber er that auch das nicht. Selbst die Auslagen, die Preußen während des Krieges gemacht hatte, bezahlte er nur sehr langsam und versuchte sogar, sich ihrer ganz zu entledigen.

Der Graf Tolstoy berührte Memel, als er sich auf den Gesandtschaftsposten nach Paris begab und hielt sich dort zwei Tage auf. Er versprach unsere Interessen wahr zu nehmen, und es scheint auch, daß er sein Möglichstes gethan hat. Bald darauf kam Caulincourt, der sich als Gesandter nach Petersburg begab, durch Memel, aber er wechselte daselbst nur die Pferde und bewies hiermit genügend, daß ein besseres Verhältniß zwischen Frankreich und Preußen noch nicht hergestellt war. —

Die Provinzen befanden sich in der traurigsten Lage. Das reiche und fruchtbare Schlesien hatte schon seit mehreren Jahren viel gelitten, weil die Leinwand, sein Haupt-Handelsartikel, wegen der Seekriege keinen Absatz hatte. Mit dem November 1807 wurde es zum Kriegsschauplatz. Die Festungen Glogau, Breslau, Schweidnitz, Neiße, Cosel und Glatz wurden belagert und eingenommen, es hatte eine feindliche Armee von 60 000 Mann zu erhalten und eine Contribution von 30 Millionen Franken zu zahlen. Die Provinz strengte alle ihre Kräfte an, sie zu zahlen, um nur die fremden Truppen nach dem Frieden los zu werden; aber dessen ungeachtet verließen die Truppen das Land nicht, und die Einwohner geriethen in Verzweiflung.

Als die Contributionen nicht gezahlt wurden, bemächtigten sich die französischen Behörden am 1. Oktober 1807 von neuem aller Staatseinkünfte. Eine große Zahl von Beamten und Pensionären bekam gar kein Gehalt. Sie wandten sich an den König und beriefen sich auf ihr Recht und auf seine Verheißungen. Der arme König erkannte vollkommen an, wie begründet ihre Forderung war, aber er war außer Stande, sie zu befriedigen.

Das unglücklichste Loos traf die Beamten und Pen-

sionäre im Großherzogthum Warschau. In Gemäßheit des Tilsiter Friedenstraktates hatte man sie an den König von Sachsen verwiesen[1]). Der König von Sachsen erklärte in einem Publicandum vom 2. Oktober 1807, daß er nichts für sie thun würde. Die Unglücklichen blieben in dem fremden Lande ihrem Schicksal überlassen und starben vor Hunger, nachdem sie alles erduldet hatten, was der Haß gegen Preußen den Polen eingab. Es ist dies keine bloße Redensart. Mehrere von ihnen sind zu mir gekommen, um ihre Klagen vorzubringen; sie fielen aus Mangel an Nahrung ohnmächtig nieder, und ich mußte ihnen erst durch Brot, in Wein getaucht, einige Kräfte wiedergeben. Die Mehrzahl war zu arm, um das Land zu verlassen, welches sie verabscheute und wo sie schon Monate lang in Todesgefahr geschwebt hatten. Man hatte ihnen alles genommen, was sie besaßen und verweigerte ihnen jede Hülfe.

Ich habe einige gesehen, die zu Anfang des Winters mit ihren Familien in die Wälder geflohen waren, wo sie in Erdlöchern wohnten und von Wurzeln lebten, wenn der Vater, der an den Wegen bettelte, nicht genug Almosen erhielt, um Kartoffeln zu kaufen. Ein Kind nach dem anderen starb vor Hunger und Kälte. Der Vater machte mit seinen Händen das Grab und benetzte es mit seinen Thränen. Das ist die Geschichte nicht von einer, sondern von hundert Familien.

Wollte ich von denen sprechen, die nur die Bequemlichkeiten des Lebens verloren haben, die sich auf eine

[1]) Durch den Frieden von Tilsit erhielt der König von Sachsen das neugeschaffene Großherzogthum Warschau, das aus den polnischen Gebietstheilen Preußens gebildet war. Die Sächsische Regierung jagte damals über 7000 Beamte mit ihren Familien erbarmungslos fort. Pertz, Stein II. 91.

einzige dürftige Mahlzeit für den ganzen Tag beschränken mußten, die in Krankheitsfällen sich die Hülfe des Arztes und Apothekers versagen mußten, die gezwungen waren, ihren Kindern jeden Unterricht zu entziehen und das allernothwendigste Hausgeräth zu verkaufen, oder die aus Kummer und Gram oder infolge schlechter Behandlung oder durch den plötzlichen Uebergang zu einer durchaus ungewohnten Lebensweise gestorben sind, so würde ich von Tausenden zu sprechen haben.

Die göttliche Gerechtigkeit wird einst den verruchten Menschen, welche die erste Ursache dieses Elends gewesen sind, dieses entsetzliche Bild vorhalten, und wohin sie sich auch wenden mögen, es wird sich ihren Blicken zeigen.

Die Kurmark, die Neumark und Pommern haben ebenfalls gelitten, aber im ganzen nicht so viel, weil der Feind hier keinen Widerstand fand. Sie waren ein erobertes Land, aber mit Ausnahme einiger Gegenden in Pommern, nicht Kriegsschauplatz. Andererseits sind diese Provinzen weniger reich als Schlesien und sind daher durch die Contributionen und durch die Anwesenheit der fremden Truppen, die schon 15 Monate dauert, ganz erschöpft.

Ost- und Westpreußen waren der eigentliche Schauplatz aller Schreckniſſe des Krieges. Hier wurden die Aecker, die Städte und die Dörfer bald von den Russen und Preußen, bald von den Franzosen zu Grunde gerichtet. Alle Leiden des Krieges, ansteckende Krankheiten, Viehseuchen waren die Folge. Zwei Drittel der Pferde Westpreußens starben hin und die Volkszahl verminderte sich um den fünfzehnten Theil. Und nun denke man sich den König eines solchen Landes, der acht Jahre lang den Krieg vermieden hatte, weil er sein Elend kannte, der sich gegen

seinen Wunsch und gegen seine Ueberzeugung zum Kriege hatte fortreißen lassen, der Männern sein Vertrauen schenkte, die er für rechtschaffen und weise hielt, der Generale an die Spitze seiner Truppen stellte, die er selbst — und eigentlich auch die übrigen — für kriegserfahren hielt, weil sie unter Friedrich II. berühmt waren, der seine Festungen Männern anvertraute, die ihm eidlich gelobten, sie nicht zu übergeben! Dieser König, der in seinen Erwartungen auf die schmachvollste Weise getäuscht ist, muß jetzt die Klagen und Vorwürfe seiner Unterthanen hören, die dem Hungertode nahe sind.

Gerade die Großen haben den König am meisten mit ihren Bitten bestürmt, und in dieser Zeit, da alle Welt gegen den Egoismus in Reden zu Felde zieht, habe ich nur zu viel Beispiele gesehen, wie diese ansteckende Krankheit herrscht und vor allem in der Klasse von Menschen, die noch jetzt die Vorrechte genießen will, welche ihre Vorfahren durch ritterlichen Geist und durch ihre Thaten verdienten.

Es wäre unerfreulich, die Namen solcher Menschen zu nennen, ich will vielmehr einige anführen, die wieder mit der Menschheit aussöhnen.

Zuerst muß ich bei Stein anfangen, der in dieser Zeit des Mißgeschickes die Seelengröße besaß, das Staatsruder zu ergreifen. Dem Oberstlieutenant v. Gneisenau gab der König ein wohlverdientes Gehalt von 2400 Thalern; er schlug es aus, aber der König blieb beharrlich und ermäßigte es zuletzt auf 1800 Thaler. Die Gräfin Henkel nahm eine Pension, die sie bis dahin erhalten hatte, nicht mehr an. Der Apotheker Flittner lieh der Thierarzeneischule und der Pepinière 6000 Thaler ohne Zinsen. Dies sind einige Beispiele, deren ich mich gerade erinnere. —

Zur Zeit als Stein in Memel ankam, konnte man die Armee in drei Klassen theilen. Die aktiven Offiziere standen auf Kriegsfuß und wurden sehr gut bezahlt. Die übrigen, welche in Preußen waren, warteten auf die Gelegenheit bei der Bildung neuer Regimenter wieder einzutreten und bezogen die Hälfte ihres früheren Gehaltes. Diejenigen, welche sich in den von den Franzosen besetzten Provinzen befanden, und die Gefangenen erhielten nichts und waren bettelarm.

Stein erhielt den Vorsitz in der zur Reorganisation des Heeres ernannten Commission[1]). Er setzte alsbald die Armee auf den Friedensfuß und ließ eine große Menge unnützer Pferde verkaufen, wodurch er eine bedeutende Ersparniß bei den Ausgaben bewirkte[2]).

Die eben erwähnte Commission bestand aus dem General-Major v. Scharnhorst, dem Oberstlieutenant v. Gneisenau, dem Major v. Grolmann, dem Oberst v. Massenbach und dem Major v. Bronikowsky[3]), letztere beide von der Kavallerie[4]). Der König hatte auch den Oberst-Lieutenant Borstell[5]), der sich beim General Blücher in Pommern befand, kommen lassen und ernannte ihn zum

---

[1]) Stein nahm an den Berathungen der Militär-Reorganisations-Commission theil, Pertz, Stein II. 9, an deren Spitze Scharnhorst stand. Vergl. Lehmann, Scharnhorst II. 8 u. f., wo der Wirkungskreis der Commission und die Charaktere der einzelnen Mitglieder am eingehendsten geschildert sind.

[2]) Lehmann, Scharnhorst II. 133.

[3]) Flügel-Adjutant.

[4]) Zu der Commission gehörte auch gleich anfangs der Oberst-Lieutenant v. Lottum, der nach der bestehenden Einrichtung, an Stelle des Vorsitzenden, als einstweiliger General-Adjutant den Vortrag über die Commissionsberathungen beim König hatte. Lehmann, Scharnhorst II. 26.

[5]) Flügel-Adjutant.

Mitgliede der Commission. Borstell stieß aber vielfach auf Meinungsverschiedenheiten in der Commission, da er den alten Formen huldigte. Der Streit wurde immer heftiger, und zuletzt setzte der General Scharnhorst dem Könige die Lage der Dinge in einer Privataudienz auseinander.

Der König war dem Oberst-Lieutenant Borstell persönlich gewogen und nahm den General v. Scharnhorst anfänglich sehr kalt auf, aber Scharnhorst blieb ruhig, vertheidigte sich mit triftigen Gründen und überzeugte zuletzt den König. Infolge dieser Audienz nahm Borstell an den Berathungen der Conferenz nicht mehr Theil, und an seine Stelle trat der Oberst-Lieutenant v. Götzen von der Kavallerie[1]).

Der Zweck der Commission war, die Mißbräuche im Militärwesen zu untersuchen und Mittel zur Abhülfe vorzuschlagen. Dazu waren Männer von rechtschaffener Gesinnung, freiem Urtheil und großer geistiger Kraft erforderlich, denn es handelte sich darum, Uebelstände zu beseitigen, die tief eingewurzelt und mit dem persönlichen Interesse von Tausenden verwachsen waren.

Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Götzen waren dieser Aufgabe vollkommen würdig. Die beiden anderen kenne ich nicht genug, um über sie zu urtheilen, doch behauptet man allgemein, daß wenigstens Bronikowsky das Gute mit Eifer will, daß er niemals aus Eigensinn streitet, und daß er nachgiebt, sobald man ihn überzeugt hat[2]).

---

[1]) Graf Götzen im März 1807 zum General-Gouverneur von Schlesien ernannt, organisirte dort mit Muth und großem Geschick die Vertheidigungsmittel der Provinz.

[2]) Massenbach, Lottum und Bronikowsky gehörten zu den Gegnern der Militärreformen, ebenso wie Borstell, der auf ihre Veranlassung in die Commission berufen war. Später fanden Scharnhorst, Gneisenau

Die Commission hat Großes gewirkt, sie hat eine sichere Grundlage geschaffen. Ihre Hauptdenkschriften enthalten folgenden Plan:

Es soll künftig eine aktive und eine Reserve-Armee geben. Wer nicht Soldat werden will, wird auf eine Reihe von Jahren Mitglied der Reserve-Armee, wenn er im Stande ist, sich ganz auf seine Kosten zu equipiren und sich während der Uebungszeit zu ernähren. Ist dies nicht der Fall, so wird er Mitglied der aktiven Armee.

Der Dienst ist in der aktiven Armee, ebenso gut, wie in der Reserve-Armee, auf eine gewisse Zeit beschränkt. Die Reserve-Armee wählt ihre Offiziere bis zum Capitän selbst, der König ernennt die Stabsoffiziere.

Der Adel hat kein Vorrecht mehr, jeder Soldat kann avanciren. Das Avancement erfolgt durch Wahl.

Um Offizier zu werden, muß man ein Examen bestehen, und um in den Generalstab einzurücken, sogar ein sehr strenges Examen.

Stockprügel und die Strafe des Spitzruthenlaufens hören ganz auf. Die Militär-Jurisdiktion findet bei nicht dienstlichen Straffällen nicht statt u. s. f.

Man sieht leicht, wie sehr dieses System allen Unwissenden mißfallen mußte, die kein anderes Verdienst hatten, als ihr Dienstalter, ihre vornehme Geburt, Familienverbindungen oder Intriguen.

Neben dieser Commission ernannte der König noch eine Untersuchungscommission, die das Benehmen der Generale und der anderen commandirenden Offiziere wäh-

---

und Götzen noch an Boyen, der zuletzt, am 31. Januar 1808 in die Commission berufen wurde, eine wesentliche Unterstützung. Lehmann, Scharnhorst II. S. 10 u. f.

rend des Krieges prüfen sollte[1]). Auf vielen lasteten schwere Anschuldigungen, namentlich auf den Festungscommandanten und auf den Generalen, die capitulirt hatten. Diese Herren vertrauten auf die Gutmüthigkeit des Königs und hatten die Dreistigkeit, ihm zu schreiben, sich zu rechtfertigen und sogar — als sicheres Zeugniß für ihr gutes Verhalten — um Belohnungen zu bitten. Aber der König war zur Zeit von rechtlichen und thatkräftigen Männern umgeben, die ihm die Folgen einer solchen Nachgiebigkeit vorstellten. Ich nenne nur Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Goetzen.

Der Graf Lottum, damals interimistischer General-Adjutant, neigte sich dem alten Systeme zu, liebte keineswegs diese Neuerungen und zog die minder strengen Wege vor. Er betrachtete alles im einzelnen und konnte sich nicht bis zu einem freieren Umblicke erheben. Das Detail verstand er vortrefflich und urtheilte über jeden einzelnen Fall richtig, wodurch er sich unter den Militärs viele Bewunderer erwarb. Er war dienstwillig, sanft und von feinem Benehmen, aber ohne alle Thatkraft; er begriff deshalb nicht, wie man neue Pläne machen könne und glaubte, daß sie nur aus einer unüberlegten Neigung zu Veränderungen entständen. Er hatte übrigens auch etwas von einem Intriganten. Der Minister Graf Schulenburg brachte ihn in seine Umgebung, und er machte sein Glück, ohne sich Feinde zu erwecken. Nach der Entfernung des Oberst Kleist übernahm der Graf Lottum den Dienst und die Vorträge als General-Adjutant[2]). Sein sanftes

[1]) Pertz, Gneisenau I. 336 u. f. Lehmann, Scharnhorst II. 40 u. f.
[2]) Vergl. Lehmann, Scharnhorst II. 26.

Wesen gefiel dem Könige, und seine Hinneigung zu halben Maßregeln mißfiel ihm nicht.

Der General Lecoq, welcher die Festung Hameln übergeben hatte[1]), schrieb an den König und verlangte die Herstellung seines guten Rufes. Man antwortete ihm, daß ein Kriegsgericht darüber entscheiden werde.

Der Oberst von Massenbach, der den Fürsten von Hohenlohe zu der Prenzlauer Kapitulation veranlaßt hatte[2]), bombardirte den König mit Eingaben und suchte die Schuld auf andere zu wälzen; das ging zuletzt so weit, daß er zu verstehen gab, der König sei der allein Schuldige und werde seine Krone verlieren, wenn man nicht den Staat nach seinem Plane reorganisirte. Der König antwortete ihm, daß er sich nicht in die Angelegenheiten der Staatsverwaltung zu mischen, noch Sophismen aufzustellen habe, die schlechten Schriftstellern entlehnt seien — was hier wirklich der Fall war — es handle sich in Betreff seiner lediglich darum, ob er seine Pflicht erfüllt habe oder nicht, und ob er an der Prenzlauer Kapitulation schuld sei; ein Kriegsgericht werde darüber entscheiden, und werde er schuldig befunden, so habe er seine Strafe zu gewärtigen. Er habe den Ausgang abzuwarten und den König nicht weiter mit seinen Eingaben zu belästigen. —

Die Beziehungen zu Frankreich nahmen keine günstigere Wendung. Die Schritte, die man that, brachten nicht vorwärts. Der Prinz Wilhelm war in Paris sehr gut aufgenommen worden; aber man vermied es, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, und unser Gesandter von

[1]) Pertz, Gneisenau I. 342.
[2]) Vergl. Lehmann, Scharnhorst II. 46.

Brockhausen hatte seit sechs Monaten noch keine Privat-audienz erhalten können. Obgleich man sich alle Mühe gab, die Contributionen zu bezahlen, räumten die französischen Truppen doch nicht das Land, und der König bezog keine Einnahme aus den von ihnen besetzten Provinzen. Man machte einen Ueberschlag der wirklichen Einnahmen und Ausgaben und fand, daß man im Monat Juni (1808) gar nichts mehr haben würde, und daß man ganz auf die Einkünfte der Provinz Preußen bis zur Weichsel beschränkt war. Aber diese Einkünfte waren sehr gering.

Die Häfen waren geschlossen, und man hatte daher keine Einnahmen aus den Seezöllen zu erwarten. Das Salz fehlte gänzlich und warf daher auch nichts ab.

Die Städte hatten so viel gelitten, und die Lebensmittel waren so überaus theuer, daß der Verbrauch sich auf das Nothwendigste beschränkte, weshalb auch die Accise nicht viel einbrachte. Endlich waren auch die Bauern und Pächter so heruntergekommen, daß man selbst auf die Zahlung der Domänenpachtgelder und der Grundzinsen nicht mit Sicherheit rechnen konnte. Aber, selbst wenn alle Abgaben pünktlich eingingen, reichten sie zum Unterhalte des Hofes, des Heeres und aller Beamten, die einen kleinen Emigrantenstaat bildeten, nicht hin. Man hatte noch zwei Monate Zeit, bis die Katastrophe eintreten mußte.

Man hoffte freilich noch auf die Erstattung der für Rußland gemachten Vorschüsse, aber das Land, und nicht der König, hatte sie zu fordern. Ueberdies besaß Rußland selbst kein Geld und zog deshalb die Sache in die Länge. Der Kaiser hatte eine Liquidations-Commission ernannt, aus den Staatsräthen Fuchs, v. Bühler u. a. bestehend, die in Memel ihren Sitz aufschlug. Preußischerseits waren

zu Mitgliedern der Commission ernannt: der Geheime Finanzrath v. Bose, ein sehr redlicher, gebildeter, fleißiger, aber kränklicher Mann, und der sehr thätige und befähigte Geheimrath v. Stein.

Diese Commission hat allein an der Revision der Rechnungen sechs Monate gearbeitet, ehe sie den Rechnungsabschluß machen konnte, weil die Russen die Sache absichtlich verzögerten.

Der Minister Stein überzeugte sich leicht, daß der finanzielle Zustand des Landes schleunige Abhülfe fordere, und schlug dem Könige eine Verminderung des Heeres vor. Sie erfolgte. Viele Offiziere erhielten einen vorläufigen Abschied mit halbem Gehalt, man beurlaubte die Mannschaften, die sich dazu meldeten, man beschränkte die Lieferungen, verkaufte (wie bereits mehrfach erwähnt) eine große Anzahl von Pferden und verminderte jede Schwadron auf 100 Pferde.

Auch der König schränkte sich ein, entließ mehrere Köche und ließ des Mittags nur vier, abends nur zwei Schüsseln reichen.

Die überflüssigen Beamten erhielten den Abschied, und die im Dienst verbleibenden mußten sich ebenso, wie die aktiven Militärpersonen, eine Herabsetzung des Gehaltes gefallen lassen, die nach Maßgabe des Diensteinkommens 5 bis 50 Procent betrug.

Stein hatte die Sache damit in Gang gebracht, daß er selbst die Hälfte seines Gehaltes aufgab.

Diese Sparsamkeit war sehr nothwendig, aber sie konnte den Bankrott nur etwa um sechs Wochen verzögern.

Um den fortwährenden Unterhandlungen ein Ende zu machen, beschloß Stein (im Februar 1808) selbst mit

unbedingter Vollmacht nach Berlin zu gehen und mit dem General-Intendanten Daru endgültig abzuschließen. Vor seiner Abreise traf er aber noch eine neue Anordnung in Betreff der Scheidemünze.

Die in Pommern und in den Marken im Umlauf befindliche Scheidemünze hatte früher in Ostpreußen keine Geltung, aber nach den Kriegsunfällen nahm man sie an.

Die Franzosen ließen in Berlin diese unterwerthige Münze schlagen; ihre Masse vergrößerte sich täglich, und Preußen wurde förmlich damit überschwemmt, da nicht nur die Berliner Scheidemünze, sondern auch die Münze aus den an den König von Sachsen und an Westfalen abgetretenen Landestheilen, wo sie keinen Cours mehr hatte, sich dorthin zog, während das gute Silbergeld verschwand[1]).

Stein verbot urplötzlich den Königlichen Kassen in Preußen, die pommersche und märkische Scheidemünze anzunehmen. Er rief dadurch viele Klagen hervor und verursachte denen, die gerade solche Münze besaßen, erhebliche Verluste.

Die Folge dieser Maßregel war, daß auch die preußische Scheidemünze um mehr als 30 Procent fiel, weil die Leute bei dieser Gelegenheit bemerkten, wie gefährlich es sei, ein Zahlungsmittel zu besitzen, dessen innerer Werth nicht seinem Nennwerthe entspricht.

Vor der Abreise Stein's bestimmte der König, daß der General Scharnhorst in Gemeinschaft mit dem Grafen Lottum die Vorträge in den Militärangelegenheiten halten sollte und zwar so, daß der erstere die Militärbildungs-

[1]) Die Franzosen hatten in der kurzen Zeit vom Dezember 1806 bis November 1807 in Berlin für 2 779 959 Thaler Scheidemünze geprägt. Pertz, Stein II. 110.

anstalten, die Organisation, die Artillerie, die Festungen, das Beförderungswesen u. s. w., der letztere aber die Verpflegungs- und Ausrüstungssachen zu bearbeiten hatte.

Stein machte ferner vor seiner Abreise dem Könige den Vorschlag, daß der Geheime Finanzrath v. Klewitz statt seiner dem Könige vortragen solle, behielt sich aber dabei vor, daß Klewitz ihm in allen erheblichen Angelegenheiten einen ausgearbeiteten Bericht nach Berlin schicken müsse, dem er dann sein Gutachten behufs der Königlichen Entscheidung beifügen würde.

Stein hatte anfänglich die Absicht gehabt, Herrn v. Klewitz an Beyme's Stelle zum Cabinetsrath vorzuschlagen. Letzterer wußte nichts von der getroffenen Einrichtung und glaubte, während der Abwesenheit des Ministers allein die Vorträge halten zu können. Er war daher sehr erstaunt, als er am Morgen nach Stein's Abreise Herrn v. Klewitz eintreten sah, der ihn um die Erlaubniß bat, ihn zum Vortrage beim Könige begleiten zu dürfen, da er den herkömmlichen Gebrauch bei dieser Gelegenheit nicht kenne.

Beyme benahm sich dabei ganz klug. Er gestand ihm, daß er durchaus nichts von dieser neuen Einrichtung wisse, daß er aber sehr erfreut sei, mit ihm gemeinschaftlich den Immediat-Vortrag halten zu können.

Stein reiste am 29. Februar 1808 bei strengster Kälte ab, nachdem er sich eben erst von einem schweren Gichtanfalle erholt hatte. Herr Staegemann begleitete ihn nach Berlin.

Es scheint mir angezeigt, an dieser Stelle zunächst das Verhalten der Menschen Stein gegenüber während seines neuen fünfmonatlichen Ministeriums zu besprechen.

Die Noth, in der sich das Land befand, hatte die

Menschen gezwungen, einen Mann von Stein's Charakterkraft herbeizuwünschen.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß der Mensch im Unglück seine eigene Schwäche eingesteht. Die Furcht entlockt ihm dieses Eingeständniß, das Selbstbewußtsein wird dadurch verletzt, aber die Hoffnung auf ruhige Zustände und die Selbstsucht bringen die Eigenliebe zum Schweigen. Die Leute verlangten aber für dieses Opfer ihrer Eigenliebe das Unmögliche von einem Manne, der durch die Macht des Auslandes und durch das Elend des eigenen Landes überall gehemmt wurde.

Hätte man die Lage der Dinge klar übersehen, so würde man zunächst die großen Fehler in Rechnung gebracht haben, die seit dem Abgange Stein's bis zu seinem Wiedereintritt begangen waren. Man würde sein planvolles und ruhiges Verfahren und die Kraft, mit der er einen aller Hülfsmittel beraubten Staat aufrecht erhielt, bewundert haben, aber man verlangte Wunder von ihm, man war verdrießlich über die Geldopfer, die man bringen mußte, und die früher einflußreichen Personen sahen mit Mißbehagen, daß man sich um sie nicht bekümmere, sondern bloß den neuen Minister aufsuchte. Sie bildeten nach und nach, und anfänglich ohne sich selbst darüber klar zu werden, eine Gegenpartei, die so viel wie möglich im Geheimen seine Stellung zu untergraben suchte.

Die Häupter der Partei hatten ihre Agenten, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Sie waren zu klug und zu vorsichtig, um den Minister geradezu anzugreifen; im Gegentheil, sie lobten ihn überall und sprachen nur ihr Erstaunen darüber aus, wie Stein gewisse Personen mit seinem Vertrauen beehren könne.

„Wie ist es möglich", sagten sie, „daß der Minister einen Mann, wie Herrn v. Schön, benutzen kann, der mit seinen philosophischen Ideen den Staat umstürzen möchte, oder Herrn Altenstein, der nur Franken kennt und zwischen seinem Vaterlande und Preußen keinen Unterschied zu machen weiß, oder Herrn Staegemann, dessen Rechtlichkeit nicht unbedingt anerkannt wird, und der alles verspricht, um sich nur die Gunst des Ministers zu erhalten, oder den gelehrten Niebuhr, der Pläne entwirft, so viel man haben will, dem es aber ganz gleich ist, ob sie sich ausführen lassen! — Man sieht ja schon die Folgen dieser Projekte. Die ungeheuren Verluste an der Scheidemünze und an den Tresorscheinen, sind sie nicht ein genügender Beweis? und das arme Volk, das schon so viel erduldet hat, soll auch noch diesen Verlust tragen!"

Die älteren unter den höheren Beamten liebten Herrn v. Stein gar nicht, theils wegen der Veränderungen, die er schon vorgenommen hatte, noch mehr aber aus Furcht vor späteren Umgestaltungen. Sie faßten sogleich diese Reden auf und fügten mit Wohlgefallen noch hinzu: „warum hat der Minister nicht ganz einfach das Verfahren Friedrich's II. befolgt?" und verloren sich dann in eine lange Erzählung der finanziellen Maßregeln, die Friedrich ergriffen hatte.

Gewöhnlich wurde ein solches schlecht aufgefaßtes und schlecht wiedergegebenes Stück Geschichte beifällig aufgenommen und mit dem Ausrufe: „ja, warum folgt man nicht solchem Beispiel!" geschlossen.

Ich will den Minister Stein nicht ganz freisprechen. Er hat namentlich in der Geldwirthschaft große Mißgriffe gethan. Er verstand von diesem Geschäftszweige wenig und

vertraute dabei zu viel auf Leute, die noch viel weniger davon verstanden.

Er hatte nicht die Gabe, die Menschen zu gewinnen, er lobte und tadelte öffentlich, und unglücklicher Weise wechselte sein Urtheil über Menschen oft, bloß weil er zu rasch im Urtheilen war, ohne sie vorher erprobt zu haben. Dennoch war er der einzige Mann, der das Schiff in den Hafen führen konnte.

Die Verhältnisse lassen sich kurz in dem Ausspruch zusammenfassen: Stein's große Eigenschaften waren nicht dazu gemacht, von aller Welt erkannt zu werden, aber seine Fehler bemerkte jeder.

Als Stein nach Berlin kam, erwarb er sich leicht die Achtung der französischen Behörden. Sie bewunderten seinen Scharfblick, seine Arbeitsfähigkeit, seinen Takt, seine Art, die Dinge aufzufassen. Er traf mit dem General-Intendanten Daru eine Uebereinkunft, die dem Kaiser Napoleon vorgelegt werden sollte. Sie betraf die Räumung des Landes und die Mittel, durch welche Frankreich hinsichtlich der bedungenen Contribution sicher gestellt werden sollte.

Stein verstand es, sich zusammenzunehmen und seine Abneigung gegen die Franzosen zu verbergen; er schien sogar von seinem früheren Franzosenhaß zurückgekommen zu sein, rühmte mir mehrere von ihnen, und ich glaube, er würde seine früheren Ansichten ganz verändert haben, wenn der Kaiser seinen Vertrag gut geheißen hätte. In der festen Ueberzeugung, daß die Ratification nicht ausbleiben könne, verweilte er in Berlin, um sie abzuwarten und dann dem Könige den abgeschlossenen Vertrag zu überbringen.

In dieser Zwischenzeit hatte er außer der Beantwortung der Berichte aus Königsberg fast nichts zu thun. Er empfing deshalb viele Leute bei sich und ging oft in Gesellschaften. Man gewöhnte sich daran, ihn zu sehen und zu hören, und der Zauber, der ihn umgeben hatte, verschwand.

Es könnte hierin ein Widerspruch mit meiner früheren Aeußerung gefunden werden, daß Stein in der Gesellschaft äußerst interessant ist, aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar.

Stein begann sofort, als er in Berlin eintraf, die Unterhandlungen, legte seinen Plan vor und zeigte eine solche Geschäftskenntniß, daß Daru gestand, niemals einen so geistreichen Mann gesehen zu haben. Er war ununterbrochen in seinem Arbeitszimmer thätig, sprach nur sehr wenige und erschien nur auf Augenblicke in den großen Gesellschaften.

Bald darauf erfuhr man, daß die Convention dem Kaiser zugesandt sei, und man schloß daraus, daß Stein in einigen Tagen zu stande gebracht habe, womit bis dahin niemand vorwärts kommen konnte. Er hätte jetzt auf der Stelle nach Königsberg abreisen sollen, — aber er blieb.

Die preußischen Behörden benutzten diese Gelegenheit, in einigen Fällen seine Entscheidung einzuholen. Er hätte sich in eine Verwaltung, die von den Franzosen durchaus abhängig war, gar nicht mischen sollen, aber er befolgte auch diese Klugheitsregel nicht, und die Franzosen, die auf ihre Machtvollkommenheit sehr eifersüchtig waren, brachten es bald dahin, daß er sich durch einen Befehl, den er gegeben hatte, und der wieder aufgehoben wurde,

bloßgestellt sah. Dadurch sank sein Ansehen. Auch der Courier aus Paris kehrte nicht zurück.

Es kam zwar die Nachricht an, daß der Kaiser mit der Convention zufrieden gewesen sei, aber Herr v. Champagny hatte keine weiteren Befehle erhalten. Inzwischen reiste der Kaiser nach Bayonne, und man wartete vergeblich auf die Ratification.

Stein spielte eine sehr peinliche Rolle. Nach den großen Hoffnungen, die er bei Hofe erregt hatte, schämte er sich gewissermaßen, nach Königsberg zurückzukehren und Berlin zu verlassen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Die Kabale seiner Feinde fing an zu triumphiren und griff eifrig alles auf, was ihm schaden konnte.

Da er in dieser Zeit der Erwartung viele Menschen sprach und sich nicht in der Laune befand, seine Ausdrücke zu mäßigen, so gab er oft Gelegenheit zu einer scharfen Kritik seiner Reden, die aus einem muthigen und furchtlosen Herzen kamen.

Man machte ihm auch zum Vorwurf, daß er sich bei den Vorarbeiten zu der Convention des Herrn Staegemann bedient habe, der zwar klug und geschmeidig, aber auch unbeständig und leichtsinnig, seine Abende in Schauspielerkreisen verbrachte, daselbst mehr mittheilte, als er hätte thun sollen und sehr befreundet mit einem gewissen Schultz war, welcher als Verfasser der Theater-Kritiken der Theater-Schultz hieß, sich in den Clubs und Kaffeehäusern umhertrieb und alles ausschwatzte.

Um das Unheil voll zu machen, gerieth ein Brief des Herrn Sack, der General-Commissar des Königs in Berlin und Stein's genauer Freund war, in die Hände der französischen Behörden.

Man hatte von den Ständen Geld verlangt, um in der Kurmark einige Feldlager zu errichten. Sack schrieb an die Stände und ermahnte sie, sich mit aller Kraft dieser Forderung der Franzosen zu widersetzen. Der Brief wurde verrathen und Daru sprach davon, Herrn Sack erschießen zu lassen. Um ihn zu retten versprach Stein, die verlangte Summe sogleich zahlen zu lassen und veranlaßte die Stände dazu, indem er ihnen als Unterpfand preußische Pfandbriefe versprach.

Sack rettete sich und ging nach Königsberg, aber dies alles war nicht dazu angethan, um die Franzosen günstiger zu stimmen oder die Hoffnungen der Preußen zu beleben.

Sack's Abgang wurde sehr bedauert. Er ist der edelste Mann von der Welt, kenntnißreich und unermüdlich bei der Arbeit, aber ihm fehlte mitunter die nöthige Schlauheit, die besonders in einem aller Hülfsquellen beraubten Staate und in einer so unsicheren Lage, wie die unsrige, nicht entbehrt werden kann.

Man mußte einen anderen General-Commissar ernennen, und Stein schlug dazu den Minister v. Voß vor. Durch die Wahl eines so hoch gestellten Mannes wollte er den französischen Behörden, die mit ihm verhandelt hatten, eine Höflichkeit erweisen. Der König genehmigte sie, und Stein reiste unmittelbar darauf (26. Mai) nach Königsberg zurück.

Die Wahl, die Stein getroffen hatte, beweist seine Unparteilichkeit, weil er durchaus kein Freund des Ministers v. Voß war[1]), aber sie that ihm Schaden. Die gutgesinnte

[1]) Vergl. Stein's ungünstiges Urtheil über Voß. Pertz, Stein II. 318.

Bürgerschaft mißtraute Herrn v. Voß, der nicht für einen guten Patrioten galt und in dem Rufe stand, sich nur mit seinen Interessen zu beschäftigen und Kornwucher zu treiben, was ihm eines Tages sogar der vorige König vorgeworfen hatte. Dagegen betrachtete ihn der hohe Adel als eine Stütze seiner Gerechtsame und liebte ihn aus denselben Gründen, aus denen er Stein haßte. So hatte denn Stein durch diese Wahl auf der einen Seite die Hoffnungen seiner Feinde genährt und auf der anderen das Vertrauen seiner Anhänger geschwächt.

Herr v. Voß ist übrigens, um gerecht zu sein, ein Mann von vielem Verstande und geschäftskundig. Er hat es verstanden, durch verbindliches, mit Würde gepaartes Wesen die französischen Beamten zu gewinnen, aber unglücklicher Weise hielt er sich die Hälfte seiner Zeit in Havelberg auf, wo er Probst des Domcapitels ist, und die Geschäfte erhielten dadurch eine um so nachtheiligere Verzögerung, als die Räthe, die ihn vertraten, zum größten Theil schwache und beschränkte Menschen waren.

Als Stein nach Königsberg kam, fand er die Zahl seiner Feinde nicht vermindert. Nicht jede Pflanze gedeiht in jedem Boden, so passen auch die verdienstvollsten Menschen nicht für jede Lage.

Unser König war gewiß so ehrenwerth, gerecht und unparteilich wie möglich, — an der Spitze des Ministeriums stand der aufgeklärteste und charakterfesteste Mann — aber der König war unentschlossen, und der Minister ließ sich durch leidenschaftliche Hitze fortreißen. Concordia res parvae crescunt; bei uns dagegen herrschte Zwietracht.

Es gab zwei Parteien im Heere und noch mehr Parteien in der Civilverwaltung. Einige unbesonnene

Aeußerungen, die Stein über das Militär gethan hatte, waren durch übelgesinnte Berichterstatter weiter erzählt und ausgeschmückt worden. Die Offiziere beschlossen deshalb, beim Könige Genugthuung zu fordern. Man wählte dazu einen Tag, an dem der Feldmarschall v. Kalkreuth ein großes Fest in seinem Garten gab[1]). Glücklicher Weise wiederholte sich die Fabel von den Mäusen. Keine wollte der Katze die Schelle umhängen, niemand ergriff das Wort, und einige verständige Personen legten die Sache bei[2]).

Die Gegenpartei triumphirte, daß die Unterhandhandlungen Stein's in Berlin gescheitert waren. Der Kaiser Napoleon hatte den Vertrag nicht unterzeichnet.

Der Gedanke, von den französischen Behörden getäuscht und vor den Augen des Volkes bloßgestellt zu sein, das er regieren sollte, und das ihm bis dahin das vollste Vertrauen bewiesen hatte, verleitete den Minister zu dem allergrößten Mißgriffe. In dem Glauben, daß der Kaiser die Absicht habe, Preußen zu vernichten, da er die Convention nicht unterzeichnete, ergriff Stein den Gedanken eines Massenaufstandes gegen Frankreich. Wahrscheinlich war dieser Gedanke, der ihm in hitziger Aufwallung durch den Kopf fuhr, nur durch den Zorn eingeflößt[3]). Er war viel zu verständig, um einen solchen

---

[1]) Kalkreuth gehörte zu den Hauptstützen des alten Systems und schadete der guten Sache auch später noch durch seine ausgesprochenen französischen Gesinnungen.

[2]) Vergl. Pertz, Stein II. 190.

[3]) Beguelin, damals bereits von Stein getrennt, hatte hiernach keine Kenntniß von den geheimen Rüstungsplänen, die Stein, Scharnhorst und Gneisenau im Sommer 1808 im Hinblick auf die Erfolge des spanischen Aufstandes gegen Napoleon und in der Hoffnung auf thatkräftigen Beistand von Oesterreich entwarfen, aber auszuführen gehindert wurden. Vergl. Pertz, Gneisenau I. 426, Lehmann, Scharnhorst II.

Gedanken bei kaltem Blute zu hegen, denn wenn er ihn wirklich gehabt hätte, und wenn er ernstlich geglaubt hätte, daß ein so kleiner Staat wie Preußen, ohne Waffen, ohne Geld, ohne Kraft, gerade zu der Zeit, als er jegliches Ansehen verloren hatte, den ersten Anstoß zu einer Erhebung Europas geben könnte, so würde er einen bestimmten Plan entworfen und sich Agenten ausgesucht, seine Absichten aber geheim gehalten haben.

Statt dessen sieht man ganz deutlich, daß er gar keinen Plan hatte, und daß er in dem unglücklichen Briefe an den Fürsten Wittgenstein[1]) nur seiner Mißstimmung in einem leidenschaftlichen Augenblicke Luft machte[2]).

Der beste Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht ist, daß der Fürst Wittgenstein die reine Null in der Welt ist, der nicht einmal einem Bürgermeister von Hamburg etwas Uebles hätte zufügen können, selbst wenn er es gewollt hätte, geschweige denn die Franzosen aus Deutschland vertreiben. Hierzu kommt noch, daß ihn Stein im höchsten Grade verachtete und mir noch vor Jahresfrist sehr üble Dinge von ihm erzählte[3]).

Ich weiß sehr wohl, daß hierdurch der Fehler Stein's noch vergrößert wird, indem sein Verfahren den Beweis mangelnder Ueberlegung liefert, aber andererseits beweist

---

185 u. f. Die nachfolgende Schilderung in den Denkwürdigkeiten entspricht also nur in soweit den thatsächlichen Verhältnissen, als sie einen Beitrag zu den an sich bekannten Folgen der Stein'schen Unvorsichtigkeit bei seinen Mittheilungen an den Fürsten Wittgenstein liefert. Diese Handlungsweise war bei Stein's sonstiger Umsicht wohl geeignet, an wirklich ernsten, planmäßigen Absichten des Ministers zweifeln zu lassen.

[1]) Ober-Kammerherr des Königs.

[2]) Der Wortlaut des Briefes findet sich in Pertz, Stein II. 231.

[3]) Fürst Wittgenstein wurde, wenigstens später, auch sehr ungünstig von Scharnhorst beurtheilt. Lehmann, Scharnhorst II. 315.

es, daß er sicherlich nicht an eine Revolution gedacht hat, und daß jener Brief nur in der Leidenschaft des Augenblicks geschrieben ist, die sich allerdings bei einem Minister nicht entschuldigen läßt.

Der unglückliche Brief wurde einem gewissen Koppe anvertraut, der sich früher in der Umgebung des Generals Grafen v. Walmoden-Gimborn, des Schwiegervaters von Stein befand. Letzterer hatte ihn bei der Seehandlung in Berlin angestellt[1]). Koppe war ein sehr schöner, kluger und gewandter Mann und sprach geläufig mehrere Sprachen. Die Gunst, in der er bei dem Minister stand, hatte einigen Einfluß auf seinen Charakter, und nach meinen eigenen Beobachtungen glaube ich gern, daß man ihm nicht Unrecht thut, wenn man ihn beschuldigt, sich unvorsichtig der wichtigen Aufträge gerühmt zu haben, die ihm anvertraut waren. Genug, er wurde von französischen Gendarmen festgenommen, die den Brief Stein's an den Fürsten Wittgenstein bei ihm fanden.

Glaubwürdige Leute haben mir erzählt, daß Koppe noch einen zweiten, ungleich wichtigeren Brief bei sich hatte, dessen Geheimhaltung ihm aufs dringendste empfohlen war. Er hatte ihn in seine Reisemütze eingenäht, und da wurde er nicht gefunden, aber gerade die besondere Mühe, die er sich gab, diesen Brief zu verbergen, hatte ihn in Betreff der übrigen Papiere, die er bei sich führte, nachlässiger gemacht.

Koppe wurde als Gefangener nach Spandau gebracht, wo er mehrere Verhöre zu bestehen hatte. Später wurde

[1]) Koppe, damals Assessor, war mehrfach als Courier zu vertraulichen Sendungen benutzt. Unter anderem hatte er auch den Vertrag zwischen Daru und Stein am 9. März nach Paris überbracht.

er nach einer anderen Festung, und zuletzt nach dem Schlosse Joux in Hochburgund geführt. Er war in der That aufs äußerste bloßgestellt, denn Stein hatte in seinem Schreiben an den Fürsten Wittgenstein sich ganz auf Herrn Koppe als einen in den Plan eingeweihten Vertrauten bezogen[1]).

Dieser Brief erschien bald darauf in den französischen Zeitungen, von Bemerkungen begleitet, die nichts Gutes verhießen. Der Fürst Wittgenstein befand sich in einer äußerst üblen Lage in Hamburg. Er wurde mehrmals vernommen, und verleugnete Herrn von Stein, wie einst Petrus Jesus Christus verleugnet hat. Ich glaube nicht, daß der Hahnenruf ihn bewegen wird, in sich zu gehen[2]). So viel ist sicher, daß der Fürst Wittgenstein, der gegenwärtig behauptet, nur in sehr entfernter Beziehung zu Stein gestanden zu haben, ihn mit Visiten überschüttet, oft auf die zudringlichste Weise bis zum späten Abend aufgesucht hat und in den Gesellschaften nicht müde wurde, zu warten, bis Stein Zeit hatte, mit ihm zu sprechen. — Ich versichere hier nur, was ich selbst Tag für Tag wahrgenommen habe.

Um sich ganz rein zu waschen, schrieb er einen Brief an den Grafen Goltz, worin er sich von Stein vollständig lossagte, ihm gute Lehren giebt und den Hof bloßstellt. — So handeln kleinliche Seelen, wenn sie glauben, sich in Gefahr zu befinden, so drohen Pygmäen dem toten Riesen, vor dem sie eben noch zitterten.

[1]) Stein erbat nur die Rückantwort durch Koppe oder einen anderen Vertrauten. Daß Koppe etwa mündlich in den Plan eingeweiht war, geht hieraus nicht hervor. Vergl. d. Wortlaut, Pertz, Stein II. 232.

[2]) Vergl. über den weiteren Verlauf des Verhältnisses zwischen Stein und dem Fürsten Wittgenstein Pertz, Stein II. 329.

Als Stein den ihn betreffenden Artikel in den französischen Zeitungen gelesen hatte, hielt er seinen Rücktritt vom Ministerium unter den obwaltenden Umständen für politisch nothwendig. Er suchte deshalb seine Entlassung nach, aber der König ertheilte sie nicht und meinte, er könne die Sache sich selbst überlassen, da keine amtlichen Schritte gethan seien. Um aber dem Kaiser Napoleon keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, bewog man den König, dem Minister Stein das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu nehmen. Konnte man doch auch wirklich nicht erwarten, daß die Franzosen geneigt sein würden, noch ferner mit Herrn v. Stein zu unterhandeln.

Man behauptet auch, daß der Kaiser Alexander, der um diese Zeit durch Königsberg kam und nach Erfurt reiste, es übernommen habe, die Angelegenheit beizulegen, und daß der Kaiser Napoleon gegen ihn geäußert habe, er verlange nichts weiter, als daß Stein sich nicht ferner mit den auswärtigen Angelegenheiten befasse. Da ich um diese Zeit dem politischen Schauplatze fern stand, kann ich die Wahrheit nicht verbürgen und mag nicht unerweisliche Vermuthungen aufstellen, obgleich ich guten Grund zu der Annahme habe, daß die Feinde Stein's in Berlin und in Königsberg ihm bei den französischen Behörden schlimme Dienste geleistet und das Uebel so viel wie möglich vergrößert haben. Dies war auch die eigene Ansicht Stein's.

In Erfurt, wohin sich der Graf Goltz in Begleitung des Herrn Staegemann begeben hatte, wurde die Convention (am 8. Oktober) abgeschlossen, der zufolge die französischen Truppen den 18. November das Land mit Ausnahme der Festungen Stettin, Cüstrin und Glogau räumen

sollten, die als Unterpfand bis zur Zahlung der rückständigen Contribution in ihren Händen blieben.

Die Contribution betrug monatlich eine Million Thaler. Die Einkünfte sollten vom 8. September 1808 an für Rechnung des Königs von Preußen erhoben werden und auf Abschlag der Contribution in die französischen Kassen fließen.

Stein nahm bald darauf (den 24. November) seinen Abschied und kehrte nach Berlin zurück.

Man behauptet, der Marschall Davoust habe dem Könige geschrieben, er werde das Land nicht eher räumen, bis Stein entlassen sei. Ob dies richtig sei, weiß ich zur Zeit nicht, da ich Herrn v. Stein darüber nicht befragen mochte.

Der König ernannte Herrn v. Altenstein zum Finanzminister, und den Grafen Dohna zum Minister des Innern. Die Wahl von Altenstein wurde durch den ehemaligen Minister v. Hardenberg in Anregung gebracht, denn Stein hatte Herrn v. Schön vorgeschlagen. Ich halte die Wahl, die der König traf, für die bessere, und beziehe mich auf das, was ich über den Charakter beider Männer gesagt habe.

Der Graf Dohna stammt aus einer sehr angesehenen Familie und ist des Namens würdig, den er trägt. Er ist allgemein geachtet und beliebt, sanft, thätig, mäßig und ordentlich. Er war zuletzt Kammerpräsident in Marienwerder, wo er sich die Achtung und Liebe aller erwarb; er steht im kräftigsten Mannesalter und hat ein einnehmendes Aeußere — aber zum Minister des Innern in der jetzigen Zeit ist er nicht gemacht. Er besitzt weder glänzende geistige Fähigkeiten, noch eine schnelle Fassungsgabe, er ist

peinlich in seinen Arbeiten und findet oft an unbedeutenden Kleinigkeiten Anstoß. Ich fürchte, daß ihm die nöthige Thatkraft fehlt. Es ist möglich, daß ich mich irre; die Zukunft wird es lehren.

Ehe ich weiter gehe, muß ich einen Blick auf die gesammte Staatsverwaltung vom Beginne des Krieges bis zur Gegenwart und auf den Geist, der unser Verfahren geleitet hat, werfen.

Seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs hat sich in unserer Politik eine Unentschlossenheit gezeigt, die sich nicht entschuldigen läßt, und da unentschlossene Charaktere immer die Mittel lieben, die ihnen noch eine weitere Wahl lassen, so haben wir gleichzeitig zwei Cabinetsminister gehabt, von denen der eine das Bündniß mit Frankreich wünschte, der andere es verabscheute.

Wir haben gegen die Besetzung von Hannover Einspruch erhoben und sie doch zugelassen, und zuletzt selbst diese Provinz angenommen. Wir sind im Jahre 1805 bewaffnete, aber ruhige Zuschauer der Kämpfe zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich gewesen und haben entwaffnet, als die Gefahr dringend wurde. Wir haben im Jahre 1805 die Hülfe Rußlands zurückgewiesen und wollten 1806 den Kampf mit Frankreich allein bestehen.

Wir sind mit einem außerordentlichen Vertrauen auf unsere eigene Kraft ins Feld gerückt, ohne unsere Festungen in Vertheidigungszustand zu setzen, ohne einen Punkt zu haben, wo sich unsere Truppen wieder sammeln konnten und ohne die Stärke und Stellung des Feindes zu kennen. Selbst unser Angriffplan wurde fortwährend geändert, und unsere Magazine waren daher nie da, wo die Truppen sich befanden.

Der erste Unfall, den wir erlitten, hatte das Verderben des Königreichs zur Folge. Unsere Lage war keineswegs so verzweifelt, wie die Lage Friedrich's II. nach dem Ueberfalle bei Hochkirch, oder nach den Schlachten bei Collin und bei Kunersdorf, aber der Geist Friedrich's fehlte.

Die Russen unterstützten uns schlecht und ließen die Bewohner Preußens alle Schreckniſſe des Krieges fühlen, ehe sie noch den Feind gesehen hatten. Endlich setzte der Tilsiter Friede diesem unglücklichen Kriege ein Ziel. Man hielt ihn für die Krisis, die den Kranken gerettet hätte, aber bald zeigte sich ein schleichendes Fieber, und man erkannte, daß die Kraft des Kranken nach und nach sich aufzehrte.

Damals erschien Stein. Er belebte wieder die Hoffnung und erwarb sich das Vertrauen aller Gutgesinnten, aber in der Hitze eines leidenschaftlichen Augenblicks beging er einen Fehler und fügte uns dadurch ein Unheil zu, das sich nie wieder gut machen läßt.

Der Erfurter Vertrag war ein Meisterstück von Ungeschicklichkeit[1]). Gerade zu der Zeit, als Napoleon seine Truppen (für Spanien) brauchte, verpflichteten wir uns zu einer Contribution von 30 Millionen Thalern, in dreißig Monaten zahlbar, damit die Truppen das Land räumen sollten, und traten noch drei Festungen als Unterpfand ab[2]). Das Land ist durchaus nicht im Stande dreißig

[1]) Die Genehmigung zum Abschluß des Vertrages hatte der schwache Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Goltz, durch die Franzosen eingeschüchtert, schon am 29. September im Geheimen vom Könige erwirkt, ohne daß Stein hiervon rechtzeitig unterrichtet war, oder vom Könige zu Rathe gezogen wurde. Pertz, Stein II. 246.

[2]) Vergl. S. 20 u. f.

Monate hindurch, eine Million Thaler zu zahlen; es ist zu Grunde gerichtet, und der Handel liegt ganz danieder.

Hat man in gutem Glauben gehandelt und gedacht, die eingegangenen Verpflichtungen halten zu können, so hat man einen schlagenden Beweis von vollständig mangelnder Einsicht gegeben, denn selbst eine Anleihe ist unmöglich, wenn die Staatspapiere 40 bis 50 Procent unter pari stehen. Hoffte man, daß in dem Zeitraume von dreißig Monaten irgend ein glückliches Ereigniß uns von unserer Verpflichtung befreien werde, so war es lächerlich, so viel zu versprechen, — da Napoleon gerade zu der Zeit veranlaßt war, seine Truppen für andere Zwecke zurückzuziehen — statt lieber jenes glückliche Ereigniß abzuwarten, nachdem man bereits, ohne die Zeit des Krieges zu rechnen, anderthalb Jahre gewartet hatte. Denn weshalb will man, wenn dieses glückliche Ereigniß eintritt, noch vorher die letzten Hülfsquellen des armen Landes erschöpfen, weshalb unnütze Anstrengungen machen und den letzten Blutstropfen auspressen, um zuletzt doch zu gestehen, daß man die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen kann und so das vollständige Verderben noch beschleunigen.

Mit dem Abzuge der Franzosen erwachten neue Hoffnungen. Der Mensch ist so geneigt, auf eine bessere Zukunft zu hoffen, und in dem Augenblicke, da ihm die drückende Last abgenommen wird, hält er sich für befreit auf immer. Ungeduldig erwartete man von einem Tage zum anderen die Rückkehr des Königs und hoffte von dieser Rückkehr die Erleichterung der Leiden, die man ertrug.

Der König wurde so geliebt, wie es ein König nur werden kann. Sein Unglück erweckte lebhafte Theilnahme,

der Geist des Volkes war gehoben, und überall erwachte der Patriotismus. Wäre der König nach Berlin gekommen, er hätte alles von seinen Unterthanen erlangen können. Sein Unstern hat ihn ewig gehindert, thatkräftig zu handeln. Er kam nicht zurück, sondern reiste statt dessen nach Petersburg[1]). Man machte noch den Versuch, diese Reise zu entschuldigen, man erklärte sie für einen politischen Plan, aber auch nach seiner Rückkehr blieb der König in Königsberg und schien seine Unterthanen westlich der Weichsel zu vergessen.

Die Beamten, die kein Gehalt bekamen, hatten gehofft, daß sich mit der Rückkehr des Königs ihr Schicksal entscheiden würde; statt dessen sahen sie sich verlassen und vergessen. Eine große Anzahl von armen Pensionären hatte während der französischen Besatzungszeit ihre Pension erhalten, mit dem Abzuge der Franzosen fielen ihre Pensionen weg. Die Fabrikanten, Künstler und Handwerker, hatten unter der französischen Verwaltung etwas verdient, unter der neuen fiel dies fast ganz fort.

Von Königsberg erhielt man nur Befehle, die Mißmuth erregen mußten. Sie liefen alle darauf hinaus, die Lasten des Volkes zu vermehren und neue Opfer zu fordern.

Die Opfer waren sehr greifbar, die Vortheile, die man dagegen versprach, sehr ungewiß, und die Vortheile, die man gewährte, ganz nichtssagend.

Ehe ich den Beweis für diese Behauptung liefere, muß ich noch von der Bildung der neuen Verwaltung und

---

[1]) Ueber die nachtheiligen Folgen dieses Besuches auf die weitere Gestaltung der preußischen Politik vergl. Pertz, Gneisenau I. 465. M. Lehmann, Scharnhorst II. 244 u. f.

von den Personen sprechen, welche die ersten Stellen darin einnahmen.

Als Stein nach dem Scheitern seiner Unterhandlungen mit dem General-Intendanten Daru nach Königsberg zurückkehrte, benahm er sich nicht mehr mit der ihm sonst eigenen Ruhe, die ihm alle Herzen zugewendet hatte[1]).

Ich habe es bisher vermieden von mir selbst zu reden und werde es auch jetzt nur beiläufig thun, aber die Liebe zur Wahrheit und die Unparteilichkeit erfordern es.

Schon mehrmals habe ich erwähnt, daß Stein neben seinen großen Eigenschaften eine Lebhaftigkeit und Ungeduld, fast könnte ich sagen, eine leidenschaftliche Hitze — obgleich nur für das allgemeine Beste — besaß, wodurch er sich und dem Lande schadete. So lange ich bei ihm war, hatte ich das Glück diese Lebhaftigkeit zu mäßigen, und ich kann wohl sagen, daß ich einen günstigen Einfluß auf ihn ausübte, indem er mich mit seinem Vertrauen beehrte und von meiner Liebe zu ihm und zum Vaterlande überzeugt war. Dennoch konnte ich nicht immer erreichen, was ich wünschte, sonst würde ich die verderblichen finanziellen Maßregeln, die unserem Credit unendlich schadeten, verhindert haben. Es war ein Uebelstand, daß ich der einzige blieb, der dem Minister gelegentlich aus Ueber-

[1]) Auch Niebuhr beklagt in einem Briefe den Wechsel, der sich in Stein's Gemüth seit der Reise nach Berlin vollzogen habe. Vergl. Pertz, Stein II. 328: „Seine Ansichten wurden schief; da habe ich feurige Worte geschrieben und seine frühere Liebe trat wieder aus ihrer Verhüllung hervor. Aber die Dauer der Entfernung mochte sie schwächen, oder war es der Einfluß, unter den er damals gerathen zu sein scheint? Seit dem Frühling verloren seine Briefe den Athem der Vertraulichkeit; wir blieben im Geschäftsverhältniß, und wer weiß, ob sich das frühere hergestellt hätte, wenn wir wieder zusammengekommen wären? Denn etwas Mysteriöses muß in der Zwischenzeit mit ihm vorgegangen sein."

zeugung widersprach, und daß infolge dessen die anderen, die ihm niemals widersprachen, ihm mehr zugethan oder wenigstens ergebener schienen, obwohl sie es im Herzen keineswegs waren, wie das die Folgezeit gelehrt hat.

Es ist wahr, er kehrte immer wieder zu mir zurück, ja er bekannte sogar seinen Irrthum, wenn der Erfolg meine Anschauungen bestätigte, aber ich sah doch mit Schmerz, daß er bei allen Angelegenheiten, in denen ich seine Ansichten nicht theilte, lieber mit seinen Jaherren arbeitete. Dieses Verhältniß veranlaßte mich, nicht mit ihm nach Königsberg zurückzugehen. Zum Besten des Landes hätte ich bei ihm bleiben sollen, — ich berufe mich in dieser Beziehung auf alle Gutgesinnten[1]).

Mißgestimmt über das Fehlschlagen seiner Unterhandlungen ließ sich Stein nach seiner Rückkehr nach Königsberg vollends gehen. Zuerst neigte er sich ganz auf die Seite des Herrn v. Altenstein, der ihm wirklich ergeben war, und versprach ihm, dem Könige seine Ernennung zum Minister vorzuschlagen. Später wurde er anderen Sinnes, trat in nähere Beziehungen zu Herrn v. Schön, in dessen Charakter er einige Aehnlichkeit mit seinem eigenen zu finden glaubte, versprach ihm, was er zuvor Herrn

[1]) Beguelin hat hier wohl vor allem die Folgen des unglücklichen Briefes von Stein an den Fürsten Wittgenstein im Auge, wenigstens findet sich in einer späteren Notiz Amalien's über die übereilte Trennung ihres Mannes von Stein übereinstimmend mit dieser Auffassung die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Beguelin das Absenden des unheilvollen Briefes verhindert haben würde, wenn er sich damals noch als Vertrauter in der Umgebung des Ministers befunden hätte. Amalie beruft sich ferner darauf, daß auch Gneisenau ihr gegenüber diese Ansicht getheilt habe, und schließt die Bemerkung mit dem Urtheil: „Ich bin überzeugt, diese beiden Charaktere (Stein und Beguelin) hätten, so verschieden sie waren, zu beider Glück, ja zu dem von Tausenden sich nahe bleiben sollen, weil der eine just hatte, was dem anderen fehlte."

v. Altenstein versprochen hatte und schlug ihn bei seinem Abgange wirklich dem Könige vor[1]).

Glücklicherweise gab der König auf Hardenberg's Empfehlung dem Herrn v. Altenstein den Vorzug, denn Schön würde den Staat ins Verderben gestürzt und alle Herzen dem Könige entfremdet haben.

Stein brachte noch die Ernennung Beyme's zum Großkanzler in Vorschlag, was auf der Stelle angenommen wurde. Dieser Vorschlag gereicht dem Charakter Stein's zur Ehre, da er Beyme durchaus nicht liebte, aber es ist schwer, diese Wahl mit den Urtheilen in Uebereinstimmung zu bringen, die er früher über ihn fällte. Zu seiner Rechtfertigung gab er an, daß Beyme wenigstens eine gewisse Charakterfestigkeit besitze, die den beiden anderen Ministern fehle, und die um so günstiger wirken werde, als der König ihm persönlich wohl wolle. Der König schrieb auch wirklich an Beyme: die größte Freude, die er seit langer Zeit empfunden habe, sei die, sein Großkanzler-Patent zu unterzeichnen. Beyme ging nach Königsberg und nahm seinen Platz im Ministerium ein, Stein dagegen zog sich nach Berlin und dann nach Brünn in Mähren zurück.

Das Ministerium war jetzt aus dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen v. Goltz, dem Finanzminister v. Altenstein, dem Minister des Innern Grafen v. Dohna und dem Großkanzler Beyme (als Justizminister) zusammengesetzt. An der Spitze des Kriegsdepartements standen als Chef der Militär-Angelegenheiten der General v. Scharnhorst und als Chef der Verpflegungs-Angelegenheiten der Oberst Graf Lottum.

---

[1]) Pertz, Stein II. 294.

Diese verschiedenen Verwaltungszweige wurden wieder in besondere Abtheilungen unter der Oberleitung Geheimer Staatsräthe getheilt: eine Abtheilung der direkten und indirekten Steuern, eine Abtheilung des Cultus, eine Abtheilung der inneren Polizei u. s. f. Die Kammern in den Provinzen erhielten den Namen Regierungen, die Regierungen den Namen Oberlandesgerichte.

Man ernannte drei Oberpräsidenten, welche administrative, executive und consultative Funktionen auszuüben hatten. Man erließ auch eine große Menge neuer, sehr weitschweifiger, oft verworrener und mitunter sich widersprechender Reglements. So brachte man eine Menge Veränderungen in den Formen hervor, aber das Land wurde dadurch nicht erleichtert, das Elend nahm zu, und die neu eingerichteten Regierungsbezirke wurden darum nicht reicher, obgleich man zugeben muß, daß sich die Geheimen Staatsräthe selbst nicht vergaßen und sich ein Gehalt von 5000 Thalern aussetzten, obgleich sie sämmtlich bemittelte Leute waren. Dafür wiesen sie auch die armen Beamten, die gar kein Gehalt bekamen und fast verhungerten, schnöde zurück und bewiesen ihnen, daß der Staat nichts für sie thun könne, und daß man lernen müsse, ohne Klagen zu sterben.

Um sich einen Begriff von der trostlosen Lage unserer Finanzen zu machen, muß man folgende Berechnung anstellen. Als der König den Thron bestieg, fand er einen leeren Schatz und 25 Millionen Schulden, aber ein Land, das viele Hülfsquellen besaß, werthvolle Domänen und einen lebhaften Handelsverkehr. Die Mobilmachung des Jahres 1805 hatte viel gekostet, und der Staat blieb die Verpflegungskosten schuldig. Unser Benehmen gegen die

Engländer veranlaßte sie, unsere Schiffe wegzunehmen und unsere Häfen zu schließen. Das eine kostete unseren Kaufleuten mindestens 15 Millionen Thaler, das andere vernichtete unseren Handel. Die Folgen des Krieges 1806, die Besetzung des Landes durch die Franzosen, die Contributionen, welche sie von den Städten und Provinzen vorweg erhoben, vernichteten einen großen Theil der vorhandenen Capitalien. Die toten Capitalien, d. h. Häuser und andere unproduktive Immobilien sanken auf die Hälfte ihres Werthes. Es giebt keine Stadt, die nicht tief in Schulden steckte.

Als man vor den Franzosen aus Berlin flüchtete, nahm man die Capitalien der Bank und der Seehandlung mit und verbrauchte sie zu den Kriegskosten, obgleich sie Privatleuten gehörten. Nach den Bestimmungen des Tilsiter Friedens wurden die in Polen angelegten Bankcapitalien Eigenthum des neuen Landesherrn — auf Abrechnung der Contribution — so daß die Bankgläubiger keine Zinsen erhielten und wenig Hoffnung hatten, daß der Staat ihnen jemals das Capital wieder erstatten könne. Was die Seehandlungs-Capitalien betrifft, so wußte man gar nicht, was daraus geworden war.

Die Tresorscheine, deren Werth keine andere Grundlage hatte, als das heilige Versprechen des Königs, sie gegen bares Geld einzulösen, wurden bei den Königlichen Kassen nicht angenommen. Es befanden sich drei Millionen Thaler im Umlauf.

Die Kurmark war seit alter Zeit Gläubigerin des Staates, der ihr statt der Zinsen verschiedene Einkünfte überwiesen hatte. Sie hatte auch ihrerseits Gläubiger, die sie nicht befriedigen konnte.

Welche ungeheure Schuldenlast! welche Mittel sie zu bezahlen! und bei dieser Lage verpflichtet man sich, 30 Millionen zu entrichten!

Die Lage der Privatleute war ebenso schrecklich. Der Gutsbesitzer war durch die Contributionen, die Lieferungen und durch die Einquartierungen erschöpft. Bei den Hausbesitzern war es ebenso, außerdem verloren ihre Grundstücke den halben Werth, und nur mit Mühe konnten sie einen Theil derselben für die Hälfte des früheren Preises vermiethen. Der Besitzer von Staatspapieren bekam keine Zinsen und fürchtete das Capital selbst zu verlieren, für welches man ihm 50 Procent bot. Der Fabrikant sah sich aus Mangel an Absatz genöthigt, seine Arbeiter zu entlassen. Der Kaufmann verkaufte nichts oder nur auf Credit. Der Beamte besorgte täglich, seinen Abschied zu erhalten, und viele von ihnen hatten schon seit Jahren kein Gehalt bekommen.

Ich habe hierbei nicht einmal erwähnt, welche Capitalien erforderlich wären, um die Industrie wieder zu beleben, um die Häfen, die Kanäle, die großen Straßen, Chausseen, die öffentlichen Gebäude, die Brücken u. s. f. im Stande zu halten.

Der Staat war jedoch nicht ohne alle Hülfsquellen. Er besaß und besitzt auch jetzt noch Domänen, aber so werthvoll sie sein mochten, sie brachten kein Geld.

Die Contributionen mußten in Silbergeld oder in Münze bezahlt werden. Jedermann wollte Silbergeld haben, und demzufolge war es die einzige gesuchte Waare, während die Pfandbriefe, trotz ihrer unbedingten Sicherheit, 30 bis 50 Procent verloren.

Man hatte gehofft, im Auslande eine Anleihe ab-

schließen zu können und glaubte thörichter Weise, daß fremde Nationen uns Capitalien leihen würden, zu einer Zeit, in der unsere sichersten Papiere den dritten Theil ihres Werthes verloren. In dieser Hoffnung hatte man die Schwäche, auf die Vorschläge jedes unbedeutenden Geschäftsmannes einzugehen, wenn er nur Geld zu schaffen versprach. Ich erinnere mich, daß man mit einem Glogauer Juden Lichtenstadt und mit einem anderen Manne, dessen Namen ich vergessen habe, die aber beide zusammen nicht 3000 Thaler hätten aufbringen können, über Millionen unterhandelte, die sie dem Staate zu verschaffen versprachen.

Nach allen Handelsplätzen wurden Unterhändler ausgeschickt, aber man bekam nicht einen Groschen. Der Graf Wittgenstein[1]) bemühte sich in Hamburg und besonders bei dem Kurfürsten von Hessen, eine Anleihe aufzunehmen; ebenso der Präsident v. Vincke. Niebuhr reiste im Dezember 1807 nach Amsterdam in der Hoffnung, dort Geld zu erhalten, aber vergebens[2]).

Was den preußischen Credit vollends vernichtete, war, daß sich öfters drei preußische Darlehnssucher in derselben Stadt befanden, der eine im Auftrage des Staates, der andere für die Stände einer Provinz und der dritte für irgend eine Stadt. Wenn die Sache nicht so sehr traurig gewesen wäre, hätte man darüber lachen können.

Als sich die Staatsbehörden endlich überzeugten, daß sie im Auslande keinen Credit fänden, mußten sie auf andere Mittel sinnen, die in Erfurt eingegangenen Ver-

---

[1]) Gemeint ist jedenfalls der Fürst Wittgenstein. Vergl. Pertz, Stein II. 73 u. 113.

[2]) Pertz, Stein II. 51. Die Holländische Anleihe kam erst unter Hardenberg 1810 zu stande. Vergl. Ranke, Hardenberg III. 164.

bindlichkeiten zu erfüllen. Man erwartete irgend einen zusammenhängenden Plan, der uns zeigen sollte, wie der Finanzminister unsere Verpflichtungen zu lösen gedächte. Vor allen Dingen kam es darauf an, den Staatscredit zu heben, um ein Steigen unserer Papiere zu bewirken. Ich weiß nicht, ob man an einen solchen Plan auch nur gedacht hat, aber so viel ist sicher, daß das, was man that, das Gegentheil hervorbrachte. Man suchte nur Schutzmittel auf, um jeden Monat die Contribution zusammenzubringen, weshalb sich auch allmonatlich dieselbe Verlegenheit in verstärktem Maße einfand.

Der König gab sein goldenes Geschirr her, womit die erste Million bezahlt wurde. Sodann erließ man eine Verordnung, wonach jeder sein Gold- und Silbergeschirr und seine Edelsteine gegen Papierscheine an die Münze verkaufen oder dafür eine Stempelabgabe von 6 Groschen für das Loth Silber und von 19 Thalern für die Mark Goldes entrichten sollte. Schon 14 Tage vor dem Erscheinen dieses Erlasses bekam man Kunde davon, und sehr viele Leute verkauften bei Zeiten ihr Geschirr oder schickten es außer Landes.

Die Verordnung erregte allgemeinen Unwillen, ich kann aber nur ihre Form tadeln, denn die Nothwendigkeit rechtfertigte die Maßregel, und es war doch nur ein totes Capital, das man in Umlauf setzte. Man würde den Zweck erreicht haben, wenn man alles Silbergeschirr des Landes gekauft und mit Silbergeld bezahlt hätte. Unmittelbar würde der Staat dabei freilich nichts gewonnen haben, aber man hätte einige Millionen Thaler in Umlauf gesetzt und den Credit gehoben. Statt dessen wollte der Staat gegen sogenannte Münzscheine kaufen, und erlaubte

denjenigen, die nicht verkaufen wollten, ihr Geschirr stempeln zu lassen. Und was war die Folge? Man verkaufte den vierten Theil des Silberzeuges gegen Münzscheine und bezahlte mit ihnen die Stempelabgabe für die übrigen zurückbehaltenen Dreiviertel. Der Staat gewann dabei den vierten Theil des Silbergeschirrs, aber die übrigen drei Viertheile blieben unverwerthet, der Vortheil war sehr gering, und die Unterthanen beklagten sich bitter, daß man ihnen ihren letzten Werthschatz fortnehme.

Eine weniger schroffe, aber unendlich lächerliche Maßregel war eine Lotterie-Anleihe, die sich auf eine Million Thaler belaufen sollte. Die Idee war in dem Kopfe des Seehandlungs-Direktors, Geheimen Finanzrath Labaye entstanden, der sich mindestens für einen kleinen Necker hielt und auch bei anderen etwas galt, weil sich der verstorbene Minister Struensee seiner bedient hatte. Er war in der That eine gute Arbeitskraft, um die Gedanken jenes bedeutenden Mannes auszuführen, aber er täuschte sich, wenn er sich selbst zu eigenen Plänen befähigt hielt. Seine Anleihe kam nicht zu stande, weil der Gewinn sehr zweifelhaft schien, und die Rückzahlung des Capitals bei einer Regierung, die keine einzige ihrer Verpflichtungen erfüllen konnte, mehr als unsicher war.

Auszüge aus Briefen von Beguelin an seine Frau.

Memel, den 5. October 1807.

Du weißt, daß ich Dir gesagt habe, lieber als Schande zu theilen, nehme ich den Abschied, und Schande war zu erwarten, wenn Herr v. Stein, der einzige Trost des Landes nicht an das Ruder kam. Jetzt ist es so weit, und nun nehme ich meinen Abschied nicht, ob ich gleich bereit bin, mein Gehalt mir kürzen zu lassen. Ich werde nun mit Freude und Hoffnung unter einem Manne arbeiten, den ich ebenso liebe, als verehre und bewundere. Er ist Chef des ganzen Civile geworden, hat den Vorsitz in den auswärtigen Angelegenheiten und bei der Militär-Organisations-Commission. Das Militär bekommt eine ganz andere Gestalt. Jedermann ist Soldat gewisse Jahre, jeder kann avanciren, das Verdienst allein entscheidet. Es giebt Linientruppen und Miliz. Letztere bilden die, die nicht Soldaten von Profession sein wollen. Unterschied des Adels hört bei dem Avancement im Militär ganz auf, — ich hoffe auch beim Civil — Stockschläge, Spitzruthen u. d. m. werden ganz abgeschafft. Nur diejenigen, die dreimalige Excesse begangen, kommen in die Classe derer, die durch körperliche Strafen zu bessern sind, und werden mit dem Degen gefuchtelt. Die Compagnie-Chefs ziehen nichts von der Compagnie [1]), und im Kriege wird das Militär besser besoldet als im Frieden. Gneisenau hat diese Pläne gemacht, viel Widerspruch gefunden, wie Du denken kannst, ist aber doch endlich durchgedrungen.

[1]) Vergl. die alte Compagnie-Wirthschaft. Lehmann Scharnhorst II, 137. In derselben Quelle finden sich die ausführlichsten Mittheilungen über die ganze Militär-Reorganisation.

Ich habe sehr viel zu thun, aber die aller interessantesten Geschäfte, sehe alles, was geschieht und bin in dem Falle, die Quellen der Handlungen ganz genau zu prüfen. Das macht die Arbeit zur angenehmsten Unterhaltung. Zwar sehe ich so gut, wie irgend einer unsre mißliche Lage in Ansehung der politischen Verhältnisse ein, jedoch hoffe ich viel von den Maßregeln, die man ergreifen wird. Vorher war der Kranke in den Händen der Pfuscher, aber nunmehr in den Händen eines großen Arztes, folglich kann man hoffen.

Willst Du wissen, was ich bin, ich weiß es selbst nicht. Ich bin ein maître Jacques, Kutscher, Koch, allerlei. Ich habe eigentlich den schönsten Posten. Mein Zimmer ist neben dem des Ministers; alles Wichtige, was ihm vorkommt, theilt er mir mit, berathschlagt, discutirt, fordert meine Meinung. Ich mache Memoires, schriftliche Bemerkungen und dergl.

Herr von Zastrow[1]) wird nun wohl nicht mehr herankommen; der Kaiser hatte ihn vorgeschlagen, jedoch der König ihn verbeten und gesagt qu'il avait eu des torts envers lui. Der Graf Goltz[2]) ist schwach, aber gut, jedoch Schwäche paßt für die jetzigen Umstände nicht. Es gehört jetzt viel Geist oder viel Dreistigkeit dazu, einen oberen Posten anzunehmen.

Memel, den 6. October 1807.

Von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr abends arbeite ich und sehe keinen Menschen, außer in Geschäften. Der Minister beschränkt sich lieber in der neuen Wohnung, damit ich nur neben ihm wohnen kann und nicht in einer anderen Etage. —

Wenn ich es recht bedenke, so ist das erlittene Unglück ein rechtes Geschenk des Himmels; ich erkenne Gottes Hand. Wir tappten im Dunklen ohne dies! Jetzt wird Tugend und Rechtlichkeit die Oberhand haben, Dummheit und Schelmerei sich verbergen.

Gneisenau hat einen Offizier weggejagt, weil er einer Wirthstochter eine Ohrfeige gegeben hatte. —

---

[1]) General Zastrow war nach Stein's erster Entlassung Minister des Auswärtigen und sehr franzosenfreundlich gesinnt. Er hoffte jetzt Kriegsminister zu werden. Pertz, Stein II. 81. Pertz, Gneisenau I. 143.

[2]) Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Es wird alle Unterthänigkeit aufgehoben, der Bauer wird Eigenthümer, jeder wird Güter kaufen, dismembriren, parzelliren und die Dienste reluiren können, kurz, alle meine schönen Ideen hoffe ich in kurzem realisirt zu sehen. Weißt Du aber, woran es fehlt: an tüchtigen, begabten Männern.

Herr v. Stein will mir das Accise-Departement und das Salz-Departement bei der Immediat-Commission verleihen. Denke Dir die Wuth Beyer's[1]) unter mir zu stehen. Aber mit dem ..... habe ich kein Mitleiden, er ist schuld an des armen Lebius[2]) Tode, das will ich ihm nachtragen, so lange ich lebe. Ich habe es auch dem Minister gesagt, denn ich handle nicht hinterlistig. Es hatten dienstfertige Geister die armen Lebius'schen Kinder aus dem Hause schmeißen wollen; ich habe mein Ansehen gebraucht und declarirt, daß, wer ihnen ein Haar krümmte, es mit mir zu thun hätte. Das hat Herr v. Stein erfahren und mir sehr gedankt. —

Ein sehr schönes Mädchen aus Marienburg läßt er aus Marienburg nach Königsberg kommen, um ihre Unschuld, der (von den Franzosen) sehr nachgestellt wird, zu retten. Um nicht mißverstanden zu werden, will er sie nicht sehen. Ich habe den Auftrag. Um ebenso ritterlich zu sein, habe ich declarirt, daß ich sie auch nicht sehen wolle und mache die Sache schriftlich ab. Der Minister bezahlt alles für sie[3]).

Ohne Datum.

Der russische Ambassadeur, Graf Tolstoi, ist heute nach Paris hier durchgegangen. Er geht über Elbing, um den Marschall Soult zu besuchen. Er ist sehr gut intentionirt für uns, und ich hoffe, daß er uns auch nützlich sein wird. —

Was Amüsement heißt, habe ich verlernt. Vom Morgen bis in die Nacht bin ich auf meiner Stube. Besuche, die ich erhalte,

[1]) Geheimer Ober-Finanzrath.

[2]) Lebius findet sich bis zum Jahre 1804 im Hof- und Staatshandbuch und zwar zuletzt als Haupt-Kassen-Rendant in Warschau.

[3]) Aus den betreffenden Briefen an den Kammer-Assessor Mauwe in Königsberg geht hervor, daß Beguelin das junge Mädchen, Flora Leßmann, durch Mauwe's Vermittlung in der Familie des Kriegsrathes Prentzel in Königsberg unterbrachte.

sind meine einzige Unterbrechung. Gneisenau besucht mich täglich; heut ist er vor- und nachmittags jedesmal zwei Stunden bei mir gewesen.

Memel, den 13. October.

Meine Arbeiten bestehen nicht so sehr im Decretiren und Expediren, als im Prüfen der allerwichtigsten Gegenstände, im Abgeben von Gutachten u. d. m. Ich arbeite schlechterdings den ganzen Tag; habe ich angefangen, so will ich endigen. Der Minister kommt um 11 Uhr vom Könige, um 3 Uhr sind die Cabinetsordres fertig. Den Nachmittag um 4 Uhr bin ich wieder bei der Arbeit; bei jeder Frage ist alles fertig; Herr v. Stein erstaunt selbst und ist mit allem zufrieden. Meine Belohnung ist die ausgezeichnetste Behandlung. Unaufhörlich kommt er zu mir, heute schon, als ich noch zu Bette lag. Um 1 Uhr (werde ich) mit ihm spazieren gehen, um 6 Uhr wollte er bei mir Thee trinken, jetzt ist er bei der Prinzessin Wilhelm[1]) zum Geburtstage, um 9 Uhr werden wir zusammen essen. Nun denke Dir diese Intimität mit einem Manne, der jetzt schlechterdings alles ist, und den, eine Viertelstunde zu sprechen, alle anderen Menschen so viel geben. Ich bleibe aber in der Fremden Gegenwart stets in den äußeren Schranken und das macht, daß er sich mit mir gehen läßt. Die Hauptsache aber ist, daß er weiß, daß ich ihn wie mein Leben liebe, und das thue ich wahrlich. —

Memel, den 17. abends.

Herr v. Stein hatte einen Ruf vom russischen Kaiser bekommen und ihn abgelehnt. Ich sagte ihm, er möchte das dem Könige melden. Er wollte schlechterdings nicht. Nun mache ich einen Brief, lese ihn ihm vor und sage: „das würde ich dem Könige schreiben an Ihrer Stelle.“ Er sagte nichts. Eine Stunde darauf kam er zu mir, bat sich den Brief aus, schrieb ihn ab und ließ ihn abgehen. Einige Stunden nachher erhielt er eine eigenhändige, so schmeichelhafte Antwort darauf, daß ich mich entsetzlich

---

[1]) Schwägerin des Königs, die durch ihren edelsinnigen Muth bekannte Prinzessin Marianne. Pertz, Stein II. 94 u. f.

freute[1]). Ich sagte in der Hitze: „nun, ist mein Rath zu verachten?“ Er lachte und erwiderte: „Sie sehen auch, wie folgsam ich bin“.

Die Königin hat ebenfalls ein ungeheures Zutrauen zu dem Minister, überhaupt ist er das Orakel, und Du kannst Dir denken, welche Freude mir das macht. Alle zwei oder drei Tage speist der Minister bei dem Könige und ist öfters des Abends dort zum Thee. Um 6 Uhr trinkt gewöhnlich Gneisenau bei mir Thee, wozu der Minister Stein auch zuweilen kommt. Um 9 Uhr essen wir Abendbrot, gehen noch eine Stunde im Saal spazieren und dann jeder zu Bette.

Memel, den 26. October 1807.

Was sagst Du zu den Neuerungen? zu dem Edicte vom 9. October[2])? Nun kommt bald eines wegen des Militärs in eben dem Sinne und wegen der Schulen und wegen der Medicinal-Angelegenheiten. Wir überspringen Jahrhunderte! —

Memel, den 29. October 1807.

Herr v. Stein ist enthusiasmirt von der Königin und Gneisenau ebenfalls; beide stimmen darin überein, daß sie die respectabelste Frau von der Welt wäre. —

Erzähle doch dem Dr. Welper[3]), daß Herr v. Stein oft von seinem Bruder und von Hotho[4]) mit einer solchen Achtung spricht, daß ich wirklich ihn nie habe von anderen so sprechen hören. Er liebt sie ordentlich wie intime Freunde und macht oft Vergleiche, die anderen nicht behagen würden. — Ueberhaupt, ich bleibe dabei, es wird jetzt das Reich der ehrlichen Leute entstehen und der Patriotismus wird in dem Herzen der Menschen sich gründen.

---

[1]) Wortlaut des Königl. Handschreibens siehe Pertz, Stein II. 36.

[2]) Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend.

[3]) Beguelin's Hausarzt in Berlin.

[4]) Kaufmann und Fabrikant in Berlin, einer der näheren Freunde der Beguelin'schen Familie, der als Curator einer Handlungsschule in amtlicher Beziehung zum Accise- und Handlungs-Departement gestanden zu haben scheint. Adreß-Kalender der Königl. Preuß. Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam 1807.

Memel, den 4. November 1807.

Was aus mir werden wird, weiß ich noch nicht, aber wenigstens nicht weniger, als ich gewesen bin. Der neue Organisationsplan ist beinahe fertig, und ich finde ihn sehr gut. Bitten werde ich um keine Stelle, aber ich habe vielen Grund, zu glauben, daß mir eine gute wird angeboten werden. — Gneisenau kommt fast täglich zu mir.

Memel, den 5. November.

Memel ist mir so zuwider, daß mir Polkwitz als Paradies erscheint. Ich bin ordentlich verstimmt. Hätte ich den Minister Stein nicht und die Geschäfte, ich hielte es nicht einen Tag aus.

Dem Prinzen Wilhelm habe ich, ohne ein Buch, lediglich aus dem Kopfe ein Memoire über den Handel, zu seiner Instruction bei der Reise[1]), auf Verlangen gemacht. Das ist ihm sehr angenehm gewesen, ich habe aber einen Tag und eine halbe Nacht daran gearbeitet.

Memel, den 19. November 1807.

Die Menschen wollen wissen, ob wir nicht bald von hier weggehen. Ich sage, ich weiß nichts, aber die Sache ist die: Die K(önigin) hat an den K(aiser) geschrieben und ihn gebeten, in Berlin Wochen halten zu können[2]); dann dürfen aber keine Fremden in Berlin sein. Es kommt also alles darauf an, was der Courier aus Paris für Antwort bringt. Außerdem hat der Prinz Wilhelm sehr dringende Briefe mitgenommen, eine Antwort kann aber nach meiner Rechnung von heute an höchstens in drei Wochen hier sein. Man will deshalb nicht nach Königsberg gehen, in der Hoffnung, daß man wird in einem Zuge nach Berlin kommen. Sollte der Courier diese Hoffnung vereiteln, so werden wir wahrscheinlich den 20 künftigen Monats nach Königsberg (übersiedeln). So stehen die Sachen, aber sage nichts davon. Niebuhr reist in Geschäften mit

---

[1]) Reise des Prinzen Wilhelm nach Paris zu den diplomatischen Unterhandlungen mit Napoleon.

[2]) Vergl. S. 127.

seiner Frau d. 21. d. M. nach Amsterdam und von da nach Paris[1]).

Gneisenau hat mir einen Brief an Dich gegeben, ich werde ihn Dir mit nächster Gelegenheit schicken.

Memel, den 24. November 1807.

Gneisenau's Kaltblütigkeit wünschte ich mir. Er hat vierzehn Monate seine Frau nicht gesehen und meint, das sei ihm ganz einerlei. Er wird mit uns nach Berlin reisen und will nicht den Umweg über Schlesien machen, auch seine Frau nicht nach Berlin kommen lassen. Er liebt keine andere und versichert, seine Frau sei bloß seine Freundin. Er lacht über meine Sehnsucht und weiß das nicht mit meinem Ernste in den Geschäften zu vereinigen.

den 7. December.

Ich bin wüthend; dem Eigensinne eines Mannes haben wir es zu verdanken, daß der Courier den Kaiser in Paris nicht trifft. Wären wir in Königsberg gewesen, so war es nicht so. Alles ist ärgerlich. Herr v. Stein meint, er würde es nicht lange so aushalten. Das hat nichts zu sagen, ich werde ihn besänftigen, aber hole es der Kuckuck, ich kann es ihm nicht verdenken. Hufeland[2]) wird die Sache medicinisch angreifen[3]). —

Memel, den 8. December 1807.

Ich habe ein ungeheures Vertrauen zu Gott und befinde mich sehr wohl dabei. Ich weiß, daß ich in jeder Lage von ihm abhänge, daher bin ich bei Widerwärtigkeiten gar nicht so furchtsam, aber auch im Glück nicht aufgeblasen und handle, so viel ich kann, nach Grundsätzen.

Ich ging im October (1806) mit, weil ich aufgefordert wurde, ich ging im Juni (1807) zurück, weil man mich gern weghaben wollte. Ich entsagte meinem Gehalte, weil es mit meiner Pflicht nicht übereinstimmend war. Ich trennte mich im September (1807) von allem, was mir lieb und theuer war, um mit einem Manne zu gehen, für den ich meine Liebe und Anhänglichkeit laut geäußert hatte, als andere sich zurückgezogen hatten, und nunmehr sind die

[1]) Pertz, Stein II. 51.
[2]) Der bekannte Leibarzt des Königs.
[3]) Vergl. S. 131.

Menſchen, die viel pfiffiger, als ich zu ſein dachten und es auch waren, und die mich gewiß nach dem Frieden ausgelacht haben, in dem Falle, daß ſie denken, der ſchießt den Vogel ab, und im Grunde habe ich nichts gethan, als nach meiner Ueberzeugung gehandelt. Es thut mir aber ſehr wohl, daß ich dabei weiter komme, als die, die immer an ihre Perſon gedacht haben. Daher laß uns nur immer ſo fort leben.

Memel, den 18. December 1807.

Dein Vater hat bei dem Miniſter Stein den Vogel abgeſchoſſen. Ich habe ihm einige Memoires gezeigt, die er gemacht hatte, nun will er Deinen Vater zu Gott weiß was allem machen. Herr v. Stein kommt expreß zu mir, um etwas von Herrn Cramer zu leſen und dann ruft er immer aus: „wie klug, wie geſcheidt, da ſehen Sie, das iſt ein practiſcher Mann und Kopf, der ſieht die Sachen richtiger an, als alle hohlbäuchigen Präſidenten und Räthe. Warum hat man einen ſolchen Mann nicht (ſchon) lange gebraucht. Schreib' ihm nur, er ſoll mir recht viel ſchreiben, denn ich muß ſchlechterdings immer etwas von ihm vorzeigen. Er will ſogar über Glogau zurückreiſen, um Deinen Vater perſönlich zu ſprechen, kurz, er iſt ſo enthuſiasmirt von ihm, wie ich es noch nicht erlebt habe. Er will durchaus, ich ſoll ſeine Schriften drucken laſſen, und das iſt nicht vorübergehend, ſondern er kommt immer wieder darauf; und auch gegen alle anderen ſagt er, wenn er etwas beweiſen will: „ja, da iſt der Cramer, der kluge Mann, der giebt auch der Sache recht und der verſteht es gewiß". Dein Vater iſt weitläufig, und der Herr v. Stein, der ſonſt ſo ungeduldig iſt, wird gar nicht ungeduldig, ſondern lieſt alles mit der größten Aufmerkſamkeit.

Uebrigens will ich mich zwar nicht ſelbſt loben, aber die Sache, die Dein Vater vertheidigt, iſt das, was ich lange vorher behauptet habe, und wo man mir von allen Seiten widerſprach. Jetzt werde ich bald Widerſacher finden. Ich habe gegen die Dummheit der alten einfältigen Practiker geeifert, nun iſt es mit denen zu Ende, aber nun ſtemme ich wieder gegen die, die das Kind mit dem Bade ausſchütten wollen. Daß es ſoweit kommen würde, habe ich freilich nicht geahnt.

d. 25. December 1807.

Ich versichere Dich, es geschieht das Unmögliche. Dem Herrn v. Stein könnten die Berliner und alle Preußen dereinst eine Statue setzen, und sie vergelten es ihm nicht. Letzt ist er über einen Gedanken um 2 Uhr morgens aufgestanden, arbeitete ihn aus, und um Mittag war der Courier weg. Und kein Gegenstand entwischt ihm; er beschäftigt sich mit allem. Zufällig heut Abend spreche ich mit ihm von Mißbräuchen der Hof-Apotheke. Wie ich nur anfange, zählt er mir alle vor, als wäre er dort Provisor gewesen, und hat schon den ganzen Plan, sie aufzuheben, im Kopfe. — Die Menschen sagen, es ist schwer mit ihm fertig zu werden; das ist nur in sofern wahr, als sie zu dumm für ihn sind und er immer voraussetzt, daß sie alles wissen sollen. Diese Verbindung des Details mit den großen Ansichten kommt gewiß nicht wieder in der Welt vor.

Königsberg, den 20. Januar.

Gneisenau hat den Abschied gefordert[1]). Er fürchtete sich vor mir, darum hat er das Stückchen von Memel aus ausgeführt, wo er noch geblieben war; ich habe den Auftrag bekommen, ihn umzustimmen und werde ihm das Capitel ordentlich lesen . . .

den 26. Februar 1808.

Ich wollte den Brief zumachen, als ich eben erfahre, daß der Minister Stein nicht morgen, sondern Montag früh erst reist, folglich Freitag Abend spät ankommen wird, so kann ich also noch mit Dir plaudern. Ich bin so bei den ersten drei Seiten schrecklich gestört worden, denn unaufhörlich kommen Missive von drüben oder Besuche ohne Ende, worunter Herr v. Unruh nie fehlt, vorzüglich um sich zu überzeugen, wie es mit meiner pretiösen Gesundheit geht. Er will gern Geheimrath werden und kann nicht begreifen, wie man jetzt andere Dinge im Kopfe habe, als Titel vergeben. Doch das bin ich vollkommen gewohnt, jeder hat seine Welt, das allgemeine Interesse ist eine manière de parler. Letzt schrieb ich unserem Legationsrath in Wien, der wegen Kreuz und Uniform geschrieben, er sollte an Brot und nicht an dergleichen Eitelkeiten denken.

[1]) Pertz, Gneisenau I. 334.

den 27. Februar 1808.

Wenn Du Gelegenheit findeſt, ſo erzähle doch Sack[1]), daß mir der M(iniſter) S(tein) geſagt hat, er wolle mir die Seehandlungswohnung geben, wenn ſie nicht zu einem Staatsgebrauche nothwendig wäre. — Wenn nur die Sache abgeſchloſſen wird, das iſt jetzt mein einziger Gedanke, weil er damit verbunden iſt, mit Dir wieder vereinigt zu ſein. —

Wenn ich recht nachdenke, ſo glaube ich gewiß, daß Herr v. Stein abſchließen wird, denn niemand weiß beſſer als er, wie nöthig es iſt, und wie das Land ausgeſogen wird; und glaubte er nicht zu reussiren, ſo würde er die Reiſe nicht machen. Denn reussirt er nicht, ſo iſt ſeine Popularität verloren. Die Menſchen urtheilen nach dem Erfolge, und dann würde jeder ſagen, nun er kann auch nicht mehr leiſten, als die anderen, obgleich er gewiß ſchon viel Gutes gethan hat.

den 2. März.

Einen größeren Abſtand habe ich nie erlebt von der größten Thätigkeit zum vollkommenen Nichtsthun. Ich pflege unterdeſſen meine Geſundheit. Wenn ich, wie ich hoffe, bis zum 1. Juni lebe, ſo reiſe ich mit Urlaub von hier nach Pyrmont. — Herr v. Stein hat einen rührenden Abſchied von mir genommen. Ich hoffe, bald wieder bei ihm zu ſein. Er ſagte mir, ſobald er in Berlin mit jemandem geſprochen haben würde, wolle er mir ſchreiben. Entweder würde er ſeinen Endzweck erreichen, und dann müßte ich ihm gleich nachkommen, ſobald Hufeland es erlaubt, oder er bliebe ſonſt lange, dann müßte ich auch zurück; ich erwarte daher ſeine Briefe, die in 12 Tagen hier ſein werden. Zu itziger Zeit liegen die Würfel ſo, daß man eigentlich nicht 8 Tage vorher einen Plan machen muß.

den 8. März 1808.

Ich bin einſamer als jemals und harre mit Ungeduld auf den Ausgang der itzigen Kataſtrophe. Meine Einſamkeit, das ſchlechte Eſſen und die Ungewißheit und meine Ungeduld ſind ſchuld, daß ich noch immer nicht ganz geſund bin. Ich bin geſtern

[1]) Geh. Finanzrath, damals Commiſſar für die Finanzverhandlungen mit Daru in Berlin.

mit Gneiſenau zu Fuß nach Struenſee gegangen, bin aber ſtets um 6 Uhr wieder zu Hauſe, weil ich mich der Abendluft nicht ausſetzen will, damit das Fieber nicht wiederkehrt. Hätte ich nur eins meiner Kinder bei mir! ich hoffe jedoch, bald mitten unter Euch zu ſein. Ich wünſchte ſehnlichſt zu erfahren, daß der Miniſter in Berlin bliebe, damit auch ich aus dieſer fatalen Gegend fortkomme. Ich kann mich mit dem Klima ſo wenig, wie mit den Sitten hier vertragen. —

Die Treſorſcheine ſtehen ſehr niedrig, man will ſie gar nicht annehmen. Leider trifft alles mit dieſen Maßregeln ein, was ich geſagt habe; es geht mir darin, wie der Kaſſandra.

Morgen wird hier ein großes Concert zu einem wohlthätigen Zweck gegeben. Der Prinz Radziwill, Fr. v. Knobloch, v. Corff u. ſ. f. ſingen und ſpielen; den 18. wird das neue Theater eröffnet und den 20. iſt die Stadt erleuchtet. Ich wollte, daß die Menſchen etwas anderes thäten, als Fêten geben, vorzüglich bei der großen Theurung.

Ich würde gewiß hypochondriſch, wenn mein Zuſtand lange währte, im ganzen hat es aber auch ſein gutes, denn ich habe nie ſo den Werth des häuslichen Lebens empfunden als itzt, da ich es entbehre. Es kann ſich niemand auf etwas mehr freuen, als ich auf Dich und meine Kleinen. Alles übrige ſcheint mir Nebenſache zu ſein.

Wenn die Sache übel abläuft und ich dem Staate nur zur Laſt fallen ſollte, dann ziehen wir hin, wo wohlfeil zu leben iſt. Ich werde mich in alles finden, nur aus dieſer ungewiſſen Lage heraus, die 17 Monate währt.

den 10. März.

Das Militär wird ſehr reducirt. Man hat den Soldaten anheim geſtellt, unbedingten Urlaub zu nehmen. Es giebt Compagnien, wo nur drei oder vier Mann erklärt haben, bleiben zu wollen. Auch viele Officiere nehmen vorläufig ihren Abſchied. Es geſchieht gewiß alles Mögliche. Der König beſchränkt ſich außerordentlich und geht mit dem Beiſpiel ſtrenger Oekonomie voran.

Neuenburg a. d. Weichsel.
Montag, den 28. September 1812.

Sei ohne Sorge, ich werde mich würdig bezeigen und gewiß thun, was in der Welt möglich ist, meinem Vaterlande nützlich zu sein, uneingedenk, was die Menschen, die in täglicher Sorglosigkeit sich befinden, urtheilen werden. —

Empfiehl mich dem Herrn Staatskanzler gehorsamst und suche, ohne es merken zu lassen, zu verhindern, daß nicht viel neue Gesetze gegeben werden und vorzüglich nicht vorläufige oder gar Verheißungen enthaltende. Dieses Uebel ist ein Hauptgrund, der unsere Administration verhaßt macht und den edelsten Mann schiefen Urtheilen aussetzt. — Ich höre jetzt die Stimmung in der Provinz. Wozu vorläufig bekannt machen: das und jenes wird geschehen, um nachher es zu modificiren oder gar nicht auszuführen.

Die Unterthanen wissen nicht, woran sie sind, die Collegia lachen und haben keine Achtung vor den oberen Behörden. Man wundert sich, daß unser Credit so schlecht steht; ich begreife nicht, wie er noch so gut ist, da man so wenig thut, ihn zu consolidiren. Hat Herr Staegemann nur daran gedacht, welche Engagements den 1. October erfüllt werden müssen? Man verspreche wenig, man erfülle das Versprechen heilig, man bringe Klarheit und Ordnung in die Finanz-Administration, und der Credit wird sich heben. Das würden meine Hauptkünste sein, wenn ich diese gefährliche Administration führen sollte, aber mein Wort müßte so viel gelten als ein Wechsel von Levy. Dann läßt sich viel machen.

Einer Verordnung, die die competenten Behörden geprüft und der sie zugestimmt haben, werden sie Eingang zu verschaffen suchen, glauben sie aber, daß ein einzelnes Individuum sie veranlaßt hat, so sprechen sie mit Achselzucken davon, auch ohne sie zu kennen.

Preußisch Mark, den 29. September 1812.

Der Herzog von Bassano ist, wie ich höre, nach Moskau berufen, ich werde daher diese große Reise antreten müssen. Ich schone meine Gesundheit sehr, denn ehe ich das Geschäft nicht

beendigt, gehöre ich weder mir, noch meiner Familie; ist es beendigt, dann, wie Gott will.

Ich habe erst noch heute meine Convention durchgelesen und unparteiisch geprüft; ich wünsche, daß die, die sie tadeln, auftreten möchten und sagten, was sie daran aussetzen. Der Kaiser konnte den ganzen Contributionsrest auf einmal verlangen; aber gesetzt, es wäre bei den Cédules geblieben — was für ruhige Zeiten sehr vortheilhaft war — so müßten wir monatlich eine halbe Million Franken und Zinsen bezahlen. Nun frage ich, würde deshalb der Krieg unterblieben, oder würden während der Durchmärsche Requisitionen erlassen sein? Ich fordere also jeden auf, sich eine bessere Convention unter den gegebenen Umständen zu erdenken.

Hätte der Kanzler mir nicht den gegenwärtigen Auftrag gegeben, jedem anderen legte ich lieber meinen Posten zu Füßen und würde in ein Comptoir als Buchhalter getreten sein, denn die Reise mit allen ihren Unbequemlichkeiten ist nichts, aber die centnerschwere Last, die auf meinem Herzen ruht, ist schrecklich. Wenn nun alle meine Bemühungen fruchtlos sind, welchen scharfen Urtheilen werde ich nicht ausgesetzt sein, und auf wie wenig Unparteilichkeit dürfte ich rechnen! —

Nach dem, was ich bis jetzt gesehen, hat man viel gelitten, jedoch bei weitem weniger, als ich gedacht, und ich bin überzeugt, daß wenn wir jetzt in den Zustand der Ruhe und des freien Handels übergingen, in drei Jahren keine Spur des Krieges mehr vorhanden sein würde.

Königsberg, den 2. October 1812.

Ich weiß nicht, wer das schiefe Urtheil über mich gefällt hat und nach genauer Beobachtung erfahren haben will, daß ich tadelte, aber aus Furcht mich zu verbrennen, die Sachen gehen ließe. Nicht ein einziges Beispiel würde gegen mich sprechen. Ich zeige die Nachtheile, aber ich werde die Schranken nie übertreten, denn ich bin überzeugt, daß alles aus der Achse gehoben wird, wenn jeder einzelne nach seinem Kopfe handeln will.

So lange ich das Münzwesen allein gehabt habe, ist es gut gegangen, und hätte ich es behalten, so würden noch ansehnliche

Einnahmen entstanden sein. Die Herren v. Bülow und Hoffmann[1]) haben mir schriftlich meine Befugniß streitig gemacht, ich habe es der höheren Entscheidung anheimgestellt. Ich habe den Plan zu einer Staatsbuchhalterei eingereicht und mich erboten, sie ohne Kosten zu organisiren; es ist dabei geblieben. Ich habe den Plan zu einer Bank-Revision gemacht, mehr durfte ich nicht thun; thäte ich mehr, so würde mit Recht gesagt werden können, daß ich meinen Standpunkt vergesse.

Wenn ich fürchtete, mich zu verbrennen, würde ich die Commentare über des Herrn v. Oelssen[2]) Kassenrevision gemacht haben? würde ich mich dazu hergeben, alle die Ausweise von Herrn Staegemann zu fordern, die er mir zwar nicht giebt, weswegen ich aber seine Freundschaft verscherze.

Als ich bei dem Accise-Departement stand, liebte mich jeder; Struensee[3]) besuchte mich auf dem Lande und wohnte drei Tage bei mir; wie sehr mich Stein geliebt, beweisen seine Briefe, und jetzt noch beten mich die Unterofficianten an[4]). Wenn jetzt der Fall anders ist, so kommt es daher, weil ich nicht will, daß ein jeder von dem Skelett das wenige Fleisch noch abreiße! — Was ich sage, bleibt unter uns, denn ich will in Deiner Achtung hochstehen, aber nicht prahlen.

Zerebetani[5]), den 7. October 1812.

Morgen gedenke ich in Wilna, 6 Meilen von hier einzutreffen. Bis Stallupönen ist es gegangen, aber meine heutige Fahrt ist gräßlich gewesen, und größtentheils habe ich Deinen Essig vor die Nase gehalten und meinen Gefährten ermahnt, zu rauchen. Menschen sieht man nirgends, außer Soldaten, die Dörfer, oder vielmehr ihre Gerippe, sind ganz leer. In Gum-

[1]) Mitglieder des Finanz-Collegiums.

[2]) Geheimer Staatsrath im Finanz-Ministerium.

[3]) Staatsminister und Chef des Accise- und Zoll-Departements. Nach seinem Tode im Oktober 1804 wurde Stein sein Nachfolger.

[4]) In Ersch und Gruber, Encyklopädie der Wissenschaften, Artikel „Beguelin" wird besonders hervorgehoben, „daß er in allen dienstlichen Verhältnissen insonderheit von seinen Untergebenen geschätzt war".

[5]) Später ist der Name „Zebertany" geschrieben. Auf den besten Karten findet sich nur der ähnlich klingende Ort Shebertony.

binnen habe ich Herrn v. Schön[2]) besucht, der sich ausnehmend freute, mich zu sehen. Er ist der alte, nur etwas gemäßigter. Er sprach viel von der jetzigen Administration. Vieles übertrieb er, und ich widerlegte ihn, aber einiges war wahr. Unter anderem sagte er mir, daß sehr häufig die Departements-Chefs der Regierung schrieben, daß sie letztere auf verschiedene Dinge unbeschieden lassen müßten, indem sie auf drei- oder viermalige Anfragen selbst keine Resolution erhalten hätten. Ich sagte ihm, das bewiese bloß den sehr üblen Willen derjenigen, die so schrieben.

Nachdem er sich satt geredet, erinnerte ich ihn daran, daß er mir in Königsberg gesagt, Herr v. Hardenberg würde ein viel besserer Administrator sein, als Herr v. Stein und habe mehr Verstand. Er wollte es leugnen und behauptete, nicht er, sondern vielleicht Herr v. Altenstein, habe das gesagt; ich gab ihm mein Wort, daß er es gewesen, und zog daraus den Schluß, daß entweder damals, oder jetzt die Leidenschaft ihn sprechen ließ.

Wilna, Freitag.

Gestern Abend bin ich hier angekommen, nachdem mir unterwegs über den Anblick und die Gerüche oft schlimm geworden. Einen jungen, kranken Offizier habe ich in den Wagen genommen und seine Collegen mit Wein, Brot und Käse tractirt; sie waren wie im Himmel. Es jammerte mich, nicht auch die Soldaten tractiren zu können, die mit sehnsuchtsvollen Blicken zusahen. —

Endlich fanden wir hier einen Gasthof, von dessen Schmutz auch die lebhafteste Phantasie sich keinen Gedanken machen kann. Das Dienstmädchen brachte die Suppe, stank aber so vom Schmutz, daß wir einen Betteljuden von der Straße nahmen, um das Essen zu besorgen, indem der Kerl, obgleich voller Läuse im Bart, noch das reinlichste Wesen war, das wir auftreiben konnten. — Kurz, es ist hier wie in der Hölle des Dante, wo die Verdammten sich im Kothe wälzen. Wie ist es möglich, sich um ein solches Land zu streiten!

Krusemarck glaubt nicht, daß wir werden zum Kaiser reisen dürfen, indem es niemanden verstattet worden, ich werde indessen

[2]) Schön war im Juni 1809 aus Königsberg nach Gumbinnen als Regierungspräsident versetzt.

ſo viel als möglich darauf dringen. Von der Politik weiß ich gar nichts, ausgenommen, daß ſich unſere Truppen mit Ruhm bedeckt haben, daß der Herzog von Tarent[1]) darüber einen Bericht an den Kaiſer erſtattet hat — und daß die Ruſſen uns über den Hals kommen werden.

Wilna, den 13. October 1812.

Der geſtrige Tag war ſehr poſſierlich. Du mußt wiſſen, daß hier Quartiere gar nicht zu haben ſind, und wir in einem ſo ſcheußlichen Loche wohnten, wo wir vor Ekel krank werden mußten. Nach vieler Mühe bekamen wir eine Wohnung bei einer Jüdin, wohin wir geſtern ziehen wollten. Sobald man wußte, daß wir unſere mephitiſche Wohnung verließen, kamen zwei Franzoſen, um hineinzuziehen und wir verſprachen, um 2 Uhr ſie zu räumen. Das geſchah, die Sachen wurden weggefahren, und wir gingen zu Fuß. Dicht vor der neuen Wohnung kommt der Diener vom General Kruſemarck und ſagt: „Sie können Ihre neue Wohnung nicht beziehen, es findet ſich, daß ein Gouverneur ſie längſt in Beſchlag genommen und den Augenblick angekommen iſt. Der Gouverneur wird Ihnen aber ein Einquartierungsbillet beſorgen. Das war ein Donnerſchlag; nun waren wir mit Wagen und Sachen auf der Straße. Zum Unglück kam noch ein würtembergiſches und badiſches Regiment an, das einquartiert werden mußte. Wir ſpeiſten beim General Kruſemarck, der uns verſicherte, wir würden auch nicht eine Kellerſtube bekommen, es ſei eine reine Unmöglichkeit. Die Verlegenheit nahm mit der anbrechenden Nacht zu. Was geſchieht: ein Jude, ohne die hier nichts geſchieht, erbietet ſich, uns das Bittinghof'ſche Palais, was durch ein Wunder ſeit einer Stunde leer ſtand, zu ſchaffen, wenn wir ein Einquartierungsbillet darauf bekommen könnten. Der Feldjäger Fintelmann läuft aufs Bureau, erzwingt ein Billet, wir ziehen abends ein und beſitzen das ſchönſte Palais in Wilna, Kronleuchter, Statuen, Gemälde, alles Mahagoni und Seide, in der ſchönſten Gegend und im Mittelpunkte der Stadt. In dem vorigen Neſte mußte ich

[1]) Marſchall Macdonald, Commandeur des 10. franzöſiſchen Corps, dem das preußiſche Hülfscorps unter York zugetheilt war, welches anfangs vom Generallieutenant v. Grawert geführt wurde.

einen Ducaten täglich Miethe geben und hier werde ich mit drei Louisd'or Trinkgeld wahrscheinlich abkommen. Nur wie lange die Freude dauern wird, ist eine Frage, denn die Wohnung ist zu prächtig. Kommt ein Prinz oder Marschall, so bin ich verloren, wie der dormeur éveillé in Tausend und einer Nacht.

Wir haben das schönste Frühlingswetter, es kann aber unmöglich gesund sein. Die Gegend kenne ich gar nicht, denn ich bin so beschäftigt gewesen, daß ich nicht einen Augenblick mich zerstreuen konnte.

Die schönen polnischen Damen speisen oft bei dem Herzoge v. Bassano und bei Herrn Bignon[1]), sie haben mitunter hübsche Tournure. Der Onkel der Herzogin v. Reggio[2]) (Mr. de Couci), der sie zurückbegleitet hat und bald nach Frankreich zurückreisen wird, hat sich erboten, Dir einen Brief von mir mitzunehmen. . .

Die Theurung ist hier ungeheuer, für die kleinste Flasche schlechtesten Weins 8 Franken. Das Essen ist bei den Restaurateurs schlecht. General Krusemarck bittet uns oft, es thut mir aber leid, ihm lästig zu fallen, vorzüglich wegen des Weines.

Meine Memoires sind bereits abgegangen, und ich erfahre, daß man sie sehr gut gefunden. Ich wünschte, daß die Herren in Berlin jetzt sagten, was man thun solle, so aber schweigen sie, und nachher werden sie sagen, wir würden anders gehandelt haben. Wie gern wollte ich Klewitz und die anderen Tadler hier haben, sie würden Wasser in ihren Wein gießen; aber das ärgert mich, daß sie, ohne einmal die Umstände zu ahnen, darüber urtheilen.

Heute Abend bin ich bei dem Herzoge (Bassano) gebeten, das fängt um 10 Uhr an, morgen früh soll ich Conferenz bei ihm haben. Bei Herrn v. Bignon bin ich heute gewesen; der läßt ein Theater bauen. Der Wiener Chargé d'affaires, der dänische und amerikanische Gesandte sind nach Wilna eingeladen. — Es ist hier geräuschvolle Freude, schreckliches Elend, Pracht und Schmutz, schöne Damen und ekelerregende Juden, alles zusammen. Schauderhaftes Marionettenspiel!

---

[1]) Damals Commissar der französischen Regierung in Wilna, früher in gleicher Eigenschaft in Berlin.

[2]) Marschall Oudinot, Herzog von Reggio.

Wilna, den 19. October 1812.

Ich muß nun hier harren und weiß gar nicht wie lange, denn der Träger meiner Memoires kann aufgegriffen sein oder werden. Vor einigen Tagen war mir bange, daß wir alle dasselbe Schicksal haben würden. Das Klima bekommt mir gar nicht, aus meiner schönen Wohnung bin ich verdrängt, kurz meine Lage ist so unangenehm, als sie nur sein kann, — doch um gerecht zu sein, muß ich gestehen, daß Tausende hier mich noch beneiden können. Sonntag habe ich wieder bei dem Herzoge von Bassano gespeist; eine arme Frau war dort, deren Güter ruinirt und deren Mann nach Sibirien geschleppt worden. Sie sah sehr interessant aus, es war aber das Bild des Jammers. Sie war in der Gesellschaft, um Hülfe zu suchen.

Ich bin entsetzlich trübe gestimmt und habe schon nach Königsberg gehen wollen, bis zur Zeit, wo die Antwort ankommen kann; ich scheue aber die Kosten und noch mehr die schiefe Auslegung. Fällt die Antwort günstig oder ganz ungünstig aus, so ist mein Abwarten unnütz, und ich könnte heute abreisen; nur für den Fall einer Rückfrage kann meine Gegenwart von Nutzen sein. Wenn ich aber bedenke, daß die Correspondenz mit Escorte geschieht, die vielleicht vier Meilen des Tages machen kann, so werde ich ganz melancholisch. Gestehe selbst, daß es zum Verzweifeln ist, eine Familie, die man liebt und eine Menge angefangener Geschäfte, kurz alles, was Herz und Kopf interessirt, im Stiche zu lassen, um in diesem verfluchten Neste Cour zu machen und zu harren auf eine Antwort von 100 Meilen bei der unsichersten Communication. Wenn ich zurückkomme, bin ich aus dem Faden heraus, muß mich erst wieder belehren lassen und wohl gar den Vorwurf hören, daß ich die Sachen wohl anfinge, aber nicht beendigte, da ich doch erst seit fünf Vierteljahren den jetzigen Wirkungskreis habe und während dieser Zeit zweimal in Paris und Amsterdam, einmal in Dresden, einmal in Schlesien und nunmehr in Wilna gewesen bin. Wie ist es möglich, auf diesem Wege ein Geschäft zu verfolgen. —

Es ist schändlich, daß man ein so kostbares, neues Collegium

conſtituirt und Fremde hineingezogen hat, Süvern[1]), Schmedding[2]) u. ſ. f. Hätte man die Geiſtlichen gelaſſen, denen man einige hundert Thaler Zulage gab, ſo koſtete das Ganze nicht den fünften Theil des Jetzigen, und was wird geleiſtet? Sie wiſſen nicht, was ſie machen ſollen, daher geben ſie Verordnungen, die nicht gehalten werden, daß man die Kirchen während des Gottesdienſtes ſchließen ſoll, daß man am Sonntag nicht arbeiten darf u. a. m. Dies alles iſt wieder in Vergeſſenheit gerathen, und ſo ſtößt man auch hier auf Aerzte, die darüber deliberiren, wie man dem im hitzigen Fieber liegenden Kranken das Hühnerauge abſchneiden ſoll. Wenn man für dieſes weggeworfene Geld Staatsſchuldſcheine aufkaufte und verbrennte, würde man den Menſchen den Glauben mehr ſtärken, als das ganze Departement für den Cultus thun wird. —. . . . . .

Ich kann mich irren, aber ich glaube nicht, daß ſich Napoleon wieder erholt.

Wilna, den 26. October 1812.

Ich habe Dir zwar geſtern auf offenem Wege geſchrieben, da ich aber heute mit einem Lieferanten, der nach Königsberg geht, Gelegenheit habe, ſo benutze ich dieſelbe, um Dir einiges zu ſagen, was nicht gut offen geſchehen kann. Seit 8 Tagen ſind wir in einer verzweifelten Lage, indem die Ruſſen uns ſehr nahe ſind. Man wollte zwar die Verlegenheit verbergen, jedoch war ſie leider nur zu ſichtbar. Die Nachrichten lauteten, die Koſaken wären in Oszmiana, in Orani, in Lida, und ein Corps käme von Polozk. Hier haben wir ungefähr 9500 Mann, aber dieſe meiſt polniſchen Rekruten ſind höchſt unzuverläſſig. Die ganze Garniſon beſetzt die Anhöhen um die Stadt, der Lärm und die Unruhe iſt ſehr groß.

[1]) Profeſſor und Staatsrath im Cultus-Departement, im übrigen als einer der treueſten Patrioten bekannt. Vergl. Pertz, Stein II. 121, 257 u. 274 und Pertz, Gneiſenau II. 117. Von ihm rührt die Unterſchrift zu Bildern von Stein her: „Des Guten Grundſtein, des Böſen Eckſtein, der Deutſchen Edelſtein".

[2]) Bis 1806 Kriegs- und Domänenrath in Münſter, dann bei der Reorganiſation der Verwaltung vom Miniſterium des Innern als Staatsrath in die 3. Sektion für Cultus und Unterricht berufen. Er war ein eifriger Vorkämpfer der Ultramontanen.

Alle vornehmen Polen sind in größter Angst, denn wahrscheinlich würde Wilna verbrannt werden, wenn die Russen kämen, auch ist hier viel Gesindel, dem nicht zu trauen ist.

Meine Lage ist sehr übel, denn alles hat hier Pferde, womit wenigstens bis zum Niemen geflüchtet werden kann; ich habe keine, und wenn ein Unglück kommt, erhalte ich keine, ich werde daher wahrscheinlich noch heute vier Stück kaufen. Wohl ist niemandem zu Muthe. Der Onkel der Herzogin von Reggio, Mr. de Couci, erzählte mir, daß vor ein paar Nächten die Damen die Herzogin in der Nacht hätten wecken lassen und sie beschworen hätten, wenn sie flüchtete, sie davon zu benachrichtigen. Gestern ist der Graf Clam-Martiniz, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg[1]) von Brzesc angekommen, hat aber große Umwege machen müssen. Der General ist äußerst besorgt, und in der That ist es kein Spaß, denn das Allergnädigste würde eine Reise nach Sibirien sein. Dagegen bemerke ich, daß der Tresor noch nicht weggeschickt ist, indessen würde das auch als Signal angesehen werden und die Unruhe aufs Höchste bringen.

Von meinen Landsleuten werde ich angefeindet, da ich ihnen den größten Dienst erwiesen habe, und werde beneidet, ob ich gleich in Gefahr stehe, von den Kosaken gespießt oder verbrannt zu werden. Das kann den Menschen von der Eitelkeit der Welt heilen. Wäre die Convention nicht geschlossen, so möchte ich sehen, wie es mit dem preußischen Staate stände. Der Beweis ist da. Von der preußischen Grenze sind die Dörfer verheert, von Kowno bis Wilna, zwei Tagereisen, sind das Posthaus in Zebertany[2]) und Rositzky[3]) und einige Häuser in Zyzmory die einzigen, die stehen, alles übrige ist zerstört, Menschen sieht man nicht, und hier sind die Forderungen unerschwinglich. Meine undankbaren Landsleute hätten verdient, die Tollköpfe vom Tugendbunde zu Sachwaltern zu haben, dann würden sie jetzt empfinden, was Elend und Noth ist.

[1]) Schwarzenberg, der 1812 das österreichische und später auch noch das sächsische Hülfscorps befehligte, mußte sich im Oktober vor der verstärkten russischen Truppenmacht aus Volhynien in das Großherzogthum Warschau zurückziehen.

[2]) Shebertony?

[3]) Soll vermuthlich Rumszyszki heißen.

Wilna, den 6. November 1812.

Ich stehe in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem badenschen General Harrant[1]). Er sagte mir letzt, die deutschen Dikasterien würden nie die Franzosen kennen lernen; er müsse lachen, wenn er dutzendweise Aufträge erhielte mit der Floskel, es würde ihm leicht sein, dieses oder jenes so vorzustellen, daß es bewilligt würde. Meine Convention war ihm bekannt, er erklärte: il n'y a pas de prophète dans son pays. Auch der österreichische General Rothkirch ist ein sehr gutmüthiger Mann von gutem Umgange. Man besucht sich gegenseitig in der Mittagsstunde und sieht sich des Abends in den Assembleen.

Es ist unrecht von meinem Freunde Heydebreck, daß er sich mit Rivallière überworfen hat. Es ist nicht abzusehen, warum man nicht ehrlich sein kann, ohne unpolitisch zu sein; ich gebe zu, daß es oft Ueberwindung kostet, und daß man sich ärgert; aber muß der Soldat für das Vaterland sterben, so kann der Geschäftsmann doch wenigstens für dasselbe sich ärgern. Man würde mit den Heydebreck'schen Formen hier nicht weit, oder vielmehr sehr weit kommen.

Wilna, den 3. November 1812.

Viele glauben, daß, wenn der Kaiser kommt, die meisten sich werden entfernen müssen, und daß Wilna nach Königsberg gerückt werden wird. Heute früh bin ich auf der Universität gewesen, um die Bibliothek zu sehen, die nichts Merkwürdiges enthält. Der Bibliothekar, Professor Groddeck, führte mich herum. Du kannst Dir eine Idee von der Theurung machen, wenn Du hörst, daß ein solcher Mann, in der Art wie Biester, dreihundert Ducaten Miethe in gewöhnlichen Zeiten zahlen muß. Ich habe wollen Garnier's Bemerkungen über Adam Smith kaufen, die in Paris etwa 12 fr. kosten; dafür sollte ich $13\frac{1}{2}$ Silberrubel geben, und so ist es mit allen Artikeln.

Den 9. November.

Herr Benoit vom Herzoge v. Bassano hat das Faulfieber bekommen, das ist die Folge des hiesigen Aufenthaltes. Hier wohnen

[1]) Berichte von Harrant aus Wilna werden erwähnt in Oncken, Oesterreich und Preußen I. 21.

zu zwei und drei Judenfamilien in einer kleinen Kellerſtube im fürchterlichſten Schmutze; die Soldaten, die dort einquartiert werden, müſſen erkranken, es würde mich nicht wundern, wenn die Peſt hier ausbräche. Noch heute behauptete man, es ſei nicht möglich, die Abſcheulichkeit des Ortes zu übertreiben. In der That, jede Minute wird man von Entſetzen und Grauen ergriffen.

Den 10. November.

Der Major Scheel, der zur großen Armee ſtoßen ſollte, hat die Erlaubniß nicht erhalten und hat hier ein kleines Corps von Portugieſen, Deutſchen und Polen zum Einexercieren bekommen. Es giebt nichts Auffallendes in der Welt mehr. —

Eben, da ich ſchreibe, iſt ein fürchterlicher Brand in Wilna, das Geſchrei, das Stürmen iſt abſcheulich, man wird zuletzt gleichgiltig. Letzt iſt ein Edelmann mit drei Söhnen gehenkt worden; ein holländiſcher Offizier hat von Kauen hierher acht Leichen gefunden. Der Feldjäger Greuhm iſt auf der Straße auf einen todten Menſchen gefallen; das ſind unſere Amüſements!

III.

Denkwürdigkeiten

von

Amalie von Beguelin.

Tagebuchauszüge aus den Jahren 1810—1813.

Nicht um der Welt von meiner für sie unbedeutenden Person zu sprechen, mache ich diese Auszüge aus meinem Tagebuche, welche ohnedies sehr unvollkommen sind, da oft Mangel an Zeit oder Drängen wichtiger Ereignisse mich am Aufzeichnen bedeutender Gespräche oder Begebenheiten verhinderten. Oft traute ich auch meinem Gedächtnisse zu viel Kraft zu, wenn die Dinge stark und eingreifend meinen Geist und mein Gemüth erschütterten.

Weit entfernt zu glauben, daß meine Ansichten und Urtheile stets richtig gewesen seien, gebe ich gern zu, daß ich, wie andere, irren konnte, und Beschränktheit des Geistes, Mangel an Erfahrung und Menschenkenntniß den Gesichtspunkt wohl verrückten, aus welchem ich alles hätte beurtheilen können und sollen. Welcher wahrhaft aufrichtige Mensch wird wohl behaupten, nie sich getäuscht, nie thöricht gehandelt zu haben?

Aber wenn man nach 10 bis 20 Jahren Gefühle und Handlungen betrachtet, wo Ruhe und Wahrheit jede Leidenschaftlichkeit verdrängt hat, und man dann noch der Meinung ist, daß es ganz so war, wie man es damals beschrieb, so kann man, wenn man sonst wahrhaftig ist, der Darstellung trauen, wie ich glaube.

Ich weiß, daß diese Hefte wohl geringen Werth außer dem der Wahrheit haben, allein sie sind für mich eine Beschäftigung, um die Leiden des Körpers darüber zu vergessen und finden vielleicht noch später einiges Interesse. Es ist mein Abschied für diese Welt.

Indem ich meinen Kindern hier eine Uebersicht von manchen vielleicht unklaren Begebenheiten und Erfolgen meiner Handlungen zu geben im Begriff stehe, will ich ihnen zugleich das mittheilen, was unter meinen Augen geschah, ich genauer beobachtete, und wovon die Ursachen vielleicht wenig gekannt sind.

Wenn es mir gelang, mit der reinen Absicht für das Gute, mit dem Enthusiasmus für das Wohl des Vaterlandes diesem zu nützen, wenn ich meinen eigenen Vortheil gänzlich auf die Seite schob und mich dem nach meinem Charakter Schweren unterzog, der mir so werthen Freiheit entsagte, um nur einer höheren, vielleicht irrigen Idee von Pflicht zu folgen, so habe ich nie, weder auf Anerkennen meiner Opfer, noch auf äußeres Glück gerechnet.

In den Gräbern liegen meine Zeugen, und zu den Abgeschiedenen kann ich meine Blicke wenden.

Menschen, deren Leben und Wirken mitunter wichtig und folgenreich war, genießen häufig nicht die Frucht, zu der sie halfen die Saat legen. Doch versäumte mich auch nicht die Gunst des Glückes, und mein war die Schuld, wenn ich es aus Nichtachtung vernachlässigte.

Ich glaube nicht Phantast gewesen zu sein, aber zum Enthusiasmus war ich leicht zu führen und dieser war dann bei mir dauernd und mächtig. Was ich unternahm, führte ich aus, sobald ich glaubte, auf dem rechten Wege zu sein. Wie oft ich darin irrte, wer kann das sagen?

Anstrengungen und Schwierigkeiten schreckten mich nicht ab, aber da ich nicht eigensinnig war, wohl Vorstellungen, daß anderer Wohl dadurch gefährdet werden könne.

Es schien mir immer leichter, eigenes Glück, als das anderer aufs Spiel zu setzen, und nur da, wo Männer wie Gneisenau und Beguelin mir begreiflich machten, daß man um das Wohl oder Wehe von Tausenden, um der Gerechtigkeit einer guten Sache willen nicht alle schonen könne, ergriff mich mit allen geistigen Kräften, mit Begeisterung und heißer Vaterlandsliebe das, was so viele wirksam und folgenreich durchführten. Ist man selbst durchdrungen von einer Sache und fern von allem eigenen Vortheil, dann spricht man auch mit Kraft, Gott giebt die Worte ein, und sie dringen von Herzen zum Herzen, beleben und überzeugen.

Hätte ich nichts als eine einfache, gute Hausfrau und Mutter sein wollen, hätte ich gewußt und bedacht, daß man fast nie unbeschädigt, vollends als Frau, in die Speichen des Schicksalsrades eingreift, so hätte ich, wenn auch getäuscht in manchen meiner Hoffnungen, wie dies Tausenden geschieht, wenn auch nicht ganz ohne Stürme, doch viel ruhiger durchs Leben gehen können.

Von Gott auf einen anderen Platz gestellt, hätte ich vielleicht — und zu meinem Wohl — nichts Bedeutendes erzeugt. Nicht die höhere Stellung giebt das höhere Glück. Als Feldmarschall sagte mir Gneisenau tief trauernd, ich bin nicht mehr glücklich, und als Hauptmann war er frohsinnig und heiter.

Es klingt vielleicht anmaßend, mir eine Wichtigkeit zuzurechnen, die jetzt kaum ein Sterblicher noch mir zurechnen würde, und doch ist mir, als spräche ich von einem

Dritten, als gehöre es nur zur Sache, als gehe es mich längst nichts mehr an.

Wahrhaft und gerecht, wie ich mich bestrebe zu sein, werde ich absichtlich gewiß nicht die Verdienste anderer schmälern, meine Fehler nicht verkleinern und mich dem strengen Urtheil oder der Nachsicht hingeben.

Andere anzuklagen, werde ich mich hüten, so viel ich kann, da man selten die Entschuldigungsgründe zugleich anführen kann. Ja, ich habe in meinen Tagebüchern alle Stellen zu vernichten gesucht, wo tiefes Schmerzgefühl zu Bitterkeit und Verachtung mich hinriß. Zeit und Erfahrung gaben Ruhe und Nachsicht.

Ich war, so viel ich mir bewußt bin, nie eitel auf äußere Ehrenbezeugungen und das, was man Einfluß nennt, der mir nur dazu gegeben schien, dem Guten Bahn zu brechen und der Wahrheit Gerechtigkeit zu verschaffen. Nie hätte ich mich wider meinen Charakter gebeugt, um Einfluß zu erlangen oder zu bewahren.

Wenn ich nicht die gewöhnliche Eitelkeit meines Geschlechtes besaß, mich weder für schön hielt, noch Werth darauf legte, so besaß ich doch wohl nichts destoweniger eine gute Portion davon, nur in anderer Gestalt. Schmeicheleien, meinem Charakter, meinem vermeintlichen Verstande gesagt, fielen, von interessanten Menschen geäußert, bei mir nicht auf die Erde, und ich hörte mich gern loben, wenn ich dann auch wohl dachte und sagte, das ist zu viel. Wenn Gneisenau äußerte, wie er mich genau beobachtet und bewundert habe, wie ich langsam und sicher alles gebaut, wie ich eine ewige Ausdauer und Geduld hätte und nie meinen Zweck aus dem Auge verlöre, um das Gute zu bewirken, so vergaß ich, daß dies auch nur das Urtheil

eines vielleicht befangenen Menschen war, weil ich mit ihm in der großen Sache übereinstimmte, zu einer Zeit, wo der Enthusiasmus regierte. Zeit und Erfahrung haben mich gelehrt, wie wenig ich jene Lobreden verdiente, wie höchst unvollkommen ich die Pflichten erfüllte, zu denen Gott mich berufen hatte, und wie mir wahre Demuth zukommt.

Früher ließ ich mich oft zu leicht für oder wider Menschen einnehmen, besonders, wenn mein Mann dies Urtheil fällte, dem ich in früheren Jahren Unfehlbarkeit zutraute. Das, was menschliche Schwachheit und Leidenschaftlichkeit thut, konnte ich einst noch nicht begreifen.

Aufgewachsen und in die Ehe mit dem Gedanken getreten, mit der Ueberzeugung, daß der Mann der Führer, Rathgeber und Schutzherr meines Lebens sein sollte, pflegte ich so lange, bis mein Gatte es mir selbst untersagte, ihn immer als Orakel zu citiren.

„Sage doch, ich glaube, ich finde dies so, aber nicht immer, mein Mann findet dies so. Du machst mich dadurch lächerlich", äußerte er einst.

Mir wurde es wirklich schwer, diesem Befehle zu folgen; ich erschien mir so unbescheiden und anmaßend, sollte ich von mir und meinen Meinungen und Ansichten so frei herausssprechen, daß ich lieber schweigend unbedeutend erscheinen wollte, als so decidirt aufzutreten.

Einige Jahre, in denen äußere Verhältnisse drückend einwirkten, vorzüglich das Jahr 1805 und 1809, verlebte ich auch so, daß ich und mein ganzes Leben mir und gewiß auch anderen völlig unbedeutend erschien. Kummer und Kränklichkeit hatten mich gebeugt und mein Geist schien tot zu sein.

Die Bekanntschaft eines geistreichen Portugiesen (von Pinheiro Ferreira), der lange im Gefängniß der Inquisition geschmachtet hatte, überhaupt reich an Erfahrung und an gediegenem Wissen war und uns oft besuchte, da er, wie damals Beguelin, die Mineralogie mit Eifer trieb, war mir sehr nützlich.

Dieser ernste Mann zeigte mir zuerst den Vortheil der gehabten Leiden, was ich damals (1805), 26 Jahre alt, freilich noch nicht ganz fassen konnte. Der Mensch strebt so sehr nach dem, was er Glück nennt, der Widerwille, ja Abscheu gegen Mühseligkeiten und Schmerz ist ihm so natürlich, daß er erst sehr reif in der Schule des Lebens geworden sein muß, um die Leiden getrost hinzunehmen, ja ihr Gutes auffinden zu können und sie ergeben zu tragen.

Auch der Minister vom Stein, welcher Beguelin, der ihm das statistische Bureau eingerichtet hatte, einige Zeit und auf der Reise in Preußen stets in seiner Nähe hatte, wirkte für mich viel Gutes. Leider entzog sich mein Mann durch grenzenlose Sehnsucht nach seiner Familie, wie Gneisenau glaubte — es war vielleicht auch eine gewisse angeborene Unruhe und Verlangen nach Abwechselung — diesem Verhältniß, daß in jeder Art und für alle Theile nützlich war und nicht ohne großen Schaden aufgelöst wurde.

Schon 1803 lernte ich den damaligen Hauptmann v. Gneisenau kennen. Er hatte früher in Löwenberg, dann in Jauer in Schlesien gestanden und befand sich gleichzeitig mit uns in Landeck. Beim Bademeister waren des Morgens kleine musikalische Versammlungen. Wenn ich nicht kam, holte er mich dahin ab. Damals war er noch glanzlos.

Beguelin führte ihn mir zu als einen genialen, ausgezeichneten Mann, denn sobald er einen solchen fand, mußte ich ihn kennen lernen. Erst im Kriege 1807 lernten wir uns genauer kennen, als er die Vertheidigung Colbergs als Major übernahm[1]).

Diese Männer hatten jeder in seiner Art auf mich und mein Schicksal einen großen Einfluß. Es war die Macht großer Geister. Sie belebten und erhoben mich, sie lehrten mich, daß ich Kräfte besäße, die ich entwickeln müsse. Der erste theilte mir seine Philosophie, seine gereiften Erfahrungen, seine Weisheit mit, so weit ich damals fähig war, sie schon zu fassen, der zweite belebte mich mit dem Anblick seiner Geistes- und Charakterstärke, seiner erhabenen Ideen, und der dritte zeigte mir, wie der gediegene, geistvolle Mensch, trotz äußeren Druckes sich durcharbeiten könne. Er hatte nicht die Resignation des Herrn v. Pinheiro Ferreira. Er wollte erstreben, wirken und gelten.

Mein Mann hob jene Männer selbst in meiner Achtung hoch empor und freute sich, wenn die Menschen mir werth waren, die er ausgezeichnet fand. Ja, mein Urtheil hinsichtlich der Menschen galt ihm viel, wenn ich nicht durch Umstände verleitet, z. B. durch Dankbarkeit, glaubte, es beugen zu müssen.

Am 1. September 1810 reiste mein Mann mit dem alten Herrn v. Treskow auf Owinsk bei Posen nach Paris, um womöglich Napoleon zu bewegen, für einen Theil oder die ganze rückständige, beim Tilsiter Frieden stipulirte Con-

[1]) Vergleiche Seite 13.

tribution, Holz und dergleichen ſtatt barem Gelde von Preußen anzunehmen. Die Zahlungen wurden trotzig begehrt, und aus dem erſchöpften Lande konnten die ungeheuren Summen nicht geſchafft werden. Das damalige Miniſterium begünſtigte die Sache und bewilligte, wie ich glaube, Beguelin unbeſtimmten Urlaub. Wenn ich nicht irre, war damals Altenſtein Finanzminiſter, und ſein Schwager, der jetzige Generalpoſtmeiſter Nagler, ſtand ihm rathend zur Seite. Dieſer fand den Plan gut, doch die Ausführung ſehr unwahrſcheinlich[1]).

Man hatte beim Tilſiter Frieden 1807, freilich nur erzwungen, verſprochen, was zu halten unmöglich war, und blieb ſtets lange im Rückſtande mit den Zahlungen der ungeheuren Summen, ſo drückend auch die demüthigenden und drohenden Mahnungen von ſeiten Frankreichs waren.

So leicht und glänzend der Anfang des Geſchäftes Beguelin in Paris auch ſchien, da man durch höfliche Formen dort oft den Uneingeweihten täuſcht und Beguelin's feine Welt(gewandtheit) und angenehme Beredtſamkeit dem Geſchäfte ſehr förderlich ſchienen, ſo wurde doch bald klar, daß man ohne ſonderliche Hoffnungen arbeite, und daß die Franzoſen noch weniger als andere, ſich in Geſchäften zu etwas bereden laſſen, was ihnen nicht entſchieden Vortheil bringt. Nicht ganz niedere Unterbeamte erwarteten große Geſchenke und gaben es deutlich zu verſtehen. Ja, ein Herr ſagte, die Gemahlin Champagny's, des Herzogs von Cadore, welcher Miniſter des Auswärtigen war, würde nächſtens ein Collier zu einer Fête bedürfen und,

[1]) Zur Zeit der Ausführung der Reiſe ſtand Hardenberg ſchon an der Spitze des Miniſteriums, deſſen Leitung er am 7. Juni, an Altenſtein's Stelle, übernommen hatte.

wenn man dies beachte, die Attention hoch aufnehmen. Die Frau des Bureauchefs konnte einen echten Shawl gebrauchen u. s. w. Indessen hatte man theils taube Ohren, theils auch kein Geld zur Disposition, und einige Zeit darauf bekam Maret, Herzog von Bassano, den Posten von Champagny, wo man denn jener Dame und des Colliers nicht mehr gedachte.

Treskow hatte früher mit der französischen Republik zur Zeit Carnot's bedeutende Geldgeschäfte dort gemacht und gewähnt, ebenso wie mit dem damaligen Direktorium, nun mit Napoleon günstig abzuschließen. Er hatte bei den Holzlieferungen gewünscht, seine Wälder zu Gelde zu machen, auch wohl auf einen Orden gerechnet. Die Sache nahm eine andere Wendung, Treskow trat in den Hintergrund, alle Hoffnungen auf private Vortheile wurden ihm von Beguelin als unpassend ausgeredet. Beguelin machte, daß die Angelegenheit reine Sache des Staates wurde und betrieb sie endlich ganz allein, beauftragt vom Staatskanzler (Hardenberg).

Beguelin und Treskow überreichten zwar noch gemeinschaftlich ihre Memoiren, die Beguelin machte, da Treskow nicht geläufig französisch sprach, und wenn auch voll natürlichen Verstandes, doch ohne Kenntniß des Geschäftsganges war; jeder wußte, daß nur Beguelin noch die Geschäfte allein leite und betrieb.

Als Treskow einsah, wie die Verhältnisse alles anders gestaltet hatten und jetzt für ihn die Zeit nur verschwendet sei, kehrte er gern zurück.

Beguelin, vor dieser Reise sehr an meinen Umgang und daran gewöhnt, über alles, was ihn interessirte, mit mir zu sprechen, äußerte seine Sehnsucht nach mir auf die

zärtlichste und wehmüthigste Art. Er lud mich dringend ein, nach Paris zu kommen. Ich folgte dieser Aufforderung am 3. Januar 1811, doch waren die Verhältnisse auch in pecuniärer Beziehung zu schwierig, um lange dort weilen zu können, und ich mußte bald wieder nach Berlin zurückgehen, was Gneisenau sehr bedauerte.

Beguelin kam einige Monate nachher, im Sommer 1811, zurück, theils um sich über die Verhältnisse zu besprechen, theils um neue Instruktionen mitzunehmen, da er wohl einsah, daß sich die Gestalt der Dinge bald ändern müsse.

Als ich im Februar 1811 Paris verließ, bat mich der General v. Krusemarck, preußischer Gesandter daselbst, einen Brief an den Staatskanzler v. Hardenberg mitzunehmen, an dem ihm besonders gelegen sei, in welchem er die bestehenden Verhältnisse klar dargelegt habe, und welchen ich direkt in des Kanzlers Hände geben möchte. Beguelin dagegen sagte, ich werde Dir alles mündlich mittheilen, wie es hier steht, danach berichte ihm alles, das halte ich für sicherer.

Bei meinem guten Gedächtniß, und da ich alles um mich her genau prüfend beobachtet hatte, konnte ich den ernsten Auftrag wohl übernehmen. Als ich zurückkam übergab ich dem Kanzler den Brief, den er zu meiner Verwunderung, ohne ihn zu lesen, zu sich steckte. Meinen Bericht von Beguelin hörte er dagegen mit großer Aufmerksamkeit an, und sprach darüber sehr ausführlich in einer Art, als wenn ihm viel Neues und Wichtiges klar werde

Napoleon genoß schon damals in seinem Reiche nicht der Liebe und des Vertrauens, wie man im Auslande es vielleicht glaubte.

Er verstand seine Armee durch Ehrgeiz zu spornen, seine Umgebungen zu belohnen, durch Furcht zu zügeln. Stets wachsam und thätig, übersah er keinen, der ihm schaden oder nutzen konnte, — war es auch nur eine Frau. Mit Hülfe seiner Spione war er gut unterrichtet, aber es fehlten ihm wahre Liebe und Vertrauen seiner Unterthanen. Man wagte nicht laut sich zu äußern, höchstens gegen Ausländer, aber man fürchtete schon damals das Vergeltungsrecht für Eroberungen, von denen das Volk keinen Nutzen hatte, für welche man Brüder und Söhne opfern mußte. Ja man wußte, daß sein Ehrgeiz nie ruhen würde, so lange ihm Leben oder Macht verbliebe.

Bis dahin hatte ich den Staatskanzler nur sehr selten in Gesellschaften und nach Zwischenräumen von einigen Jahren gesehen; jetzt besuchte er mich und gab mir Aufträge für Beguelin, und dieser wieder sandte mir die Antwort für den Staatskanzler.

So lernten wir uns näher kennen und er fing an zu glauben, daß er mit mir über die wichtigsten politischen Angelegenheiten sprechen könne, nachdem ich ihm versprochen hatte, darin verschwiegen zu sein.

Zu jener Zeit kam Gneisenau nach Berlin.

Durchdrungen von der trostlosen Lage Preußens und voll heißer Sehnsucht nach Befreiung vom französischen Joch, nahm Gneisenau sich die große Sache viel mehr zu Herzen, als der Staatskanzler, dem immer noch vor dem möglichen, unglücklichen Ausgange eines zu beginnenden Krieges bangte.

In meinem Zimmer verhandelten beide Männer, wie einst Beguelin und Herr v. Stein, oft die wichtigsten Gegenstände, und es war vielleicht nicht weise, einer ein-

sachen Frau so viel einzuräumen. Sie bildeten sich und auch wohl mir ein, daß ich Beurtheilung und politische Combinationsgabe besäße. Meine Worte wurden gehört und meine Ansichten geprüft.

Gneisenau drängte unaufhörlich auf mich ein; ihm schien es die höchste Zeit, wenn unsere Freunde nicht erkalten, wenn Napoleon nicht, wie früher, sein Spiel dadurch gewinnen sollte, daß sich seine Gegner ihm einzeln gegenüberstellten. Gneisenau's und Beguelin's Vorstellungen und meine eigenen Beobachtungen in Paris hatten die Ueberzeugung in mir festgestellt, daß es sich um die Rettung des Vaterlandes handelte. Sie hatten mich überzeugt, daß die Kühnheit mehr Sicherheit gäbe, als zu weit getriebene Vorsicht, da wir so immer ein ohnmächtiges Spielzeug in Napoleon's ehrgeizigen Händen blieben und nicht leben und nicht sterben konnten. Ich hatte Glauben, Hoffnung und Muth.

Einst, als ich dem Kanzler in höchster Begeisterung alles vorstellte, wie das Gefühl der gerechten Sache Muth einflößen und was ein glücklicher Krieg gegen Napoleon bewirken würde, wie wenig selbst kriegerische Nachtheile unsere trostlose Lage verschlimmern könnten, da schien es mir, als gäbe Gott selbst mir die Worte ein und als spräche ich klüger, als ich je zu denken fähig gewesen wäre.

Hardenberg, zuerst zweifelnd, widerlegend, die Gründe der Zaghafteren darlegend, im Kampfe mit sich und den Umständen, sagte endlich:

„Und wenn wir untergehen, wenn ich stürze, was wird mir bleiben?"

— „Nun das eigene Bewußtsein und die Hochachtung aller Edlen!" —

Mit Thränen in den Augen und voll Enthusiasmus erwiderte der Kanzler:

„Nun wohl, ich will stehen oder fallen, aber Ihrer Achtung werth sein. Von nun an gehe ich dreist drauf los, und die Sache soll auch durch mich kräftig gefördert werden."

Als ich kurz darauf Gneisenau den Erfolg mittheilte, war er außer sich und sah schon im Geiste den herrlichsten Erfolg. Er hatte ausgebreitete Verbindungen, theilte mir mit, was er wußte, und war voll rastloser Thätigkeit, verbunden mit klarer Besonnenheit. —

Minister Beyme spannte 1811, obwohl vergeblich alles an, wieder ans Ruder zu kommen[1]). Sonderbarer Ehrgeiz, wenn man reich und unabhängig ist, wieder abhängig werden zu wollen, um gefürchtet oder beneidet zu werden. Damals sagte der König zur Gräfin Voß[2]), er danke Gott, Herrn v. Hardenberg zu haben, er wäre für ihn und für das Land vortrefflich. —

Wie die Begebenheiten der nächsten Jahre sich schon damals lange vorher ankündigten, wie alles im Stillen vorbereitet, nichts versäumt wurde, um die Befreiung des Vaterlandes herbeizuführen, wie schwach auch Preußens Kräfte gegenüber Napoleon's in jener Zeit noch ungebrochener, auf dem höchsten Gipfel stehender Macht waren, kann nur der wissen, der mitten in allen den verschiedenartigen und doch zusammengreifenden Anstrengungen lebte, die nach allen Seiten hin gemacht wurden.

---

[1]) Der früher erwähnte Justizminister unter Altenstein.
[2]) Oberhofmeisterin, bekannt durch ihre Memoiren.

Wenn man fast immer auf Schwierigkeiten und auf Gegner stieß, die fast unüberwindlich schienen, wenn der Mangel an Geld, der sehr zweifelhafte Erfolg mächtige Waffen der Opposition in die Hand gaben, so gehörten seltene Geduld und seltener Muth dazu, nicht zu weichen.

Es liegt in der menschlichen Natur, Gesundheit, Ruhe, Frieden, Wohlhabenheit und Glück nur dann erst zu würdigen, wenn uns das Gegentheil stark gedrückt hat. Die meisten von denen, welche die Sklaverei Napoleon's und deren traurige Folgen trugen, sind zu Grabe gegangen. Die jetzige Generation genießt das Glück der Befreiung vom schmählichen Joch, ohne der Hebel zu gedenken — oder höchstens flüchtig bei einer Gedächtnißfeier, — welche mein damals so unglückliches Vaterland wieder erhoben.

Dieser scheinbare Undank und die Ungerechtigkeit gehören zur Weltordnung. Lohn und Strafe müssen äußerlich oft fehlen, soll das Gute nicht durch Eigennutz erzeugt, das Böse bloß durch Furcht verhindert werden. Der innere Lohn und die Strafe bleiben nie aus.

Ruhet Ihr tapferen, edlen, großherzigen Menschen in Frieden, oder duldet ungewürdigt in Vergessenheit versunken. Das innere Bewußtsein und das freie Emporsteigen Eures Vaterlandes ist Euer Lohn!

Sehr übel, ja entwürdigend fand ich es, daß man, wenn auch nicht so stark wie Napoleon, doch ihm darin bei uns nachahmte, das Briefgeheimniß zu verletzen und bedeutende Menschen mit Spionen zu umgeben, ein Verfahren des damaligen Polizei-Präsidenten Gruner, der es vorgeschlagen hatte und mit traurigem Erfolge zur Aus-

führung brachte. Auf meine bitteren Vorwürfe entschuldigte man die Maßregel als durch die Nothwendigkeit, die Lage des Staates und durch Napoleon's Machinationen nothwendig gemachte Selbsthülfe, die mit der Gefahr gleich wieder aufhören sollte, endlich damit, daß man wissen müsse, wie weit man den Gesandten der größeren Mächte trauen dürfe. Ein Glück ist es, daß diese gräßliche Schule der Ehrlichkeitsverderbniß nicht zu lange währte. —

Gneisenau hat es hoffentlich nie erfahren, daß man ihn anfangs beim Staatskanzler verdächtigen wollte. Dieser fragte mich, schwankend geworden, denn die Mittheilung kam von glaubwürdiger Seite, um meine Meinung, und ich erwiderte ihm, wie ich von meinem Leben überzeugt sei, ebenso gewiß sei ich es von seinem (Gneisenau's) edlen Charakter. Damit schwand der Verdacht. Er hatte früher in einer Art von Uebermuth zum Scherz Aeußerungen gethan, die Böswillige oder Unverständige schief deuten konnten. Daher vielleicht der ungerechte Verdacht gegen diesen Ehrenmann.

So war auch der junge Major von Boltenstern[1]) in den schlimmen Argwohn gerathen, mit den Franzosen in geheimer Verbindung zu stehen. Sein eigener Diener, den er für treu hielt, ließ sich als Spion gebrauchen. Der edle Mann wurde in seinen Schriften, ohne den

---

[1]) Boltenstern wird auch später noch mehrmals erwähnt, und Amalie berichtet an anderer Stelle, daß er, sofern sie sich richtig erinnere, 1814 bei dem mißglückten Versuch, Cöln durch einen Handstreich zu nehmen, den Tod gefunden habe. Hiernach ist jedenfalls der erst 1813 zum Major beförderte Boltenstern gemeint, welcher 1813/14 als kühner Parteigänger unter dem nachmaligen Generalgouverneur Gruner im Großherzogthum Berg den Landsturm organisierte. Vergl. Pertz, Gneisenau III. S. 602 und IV. S. 142 u. 143.

Verdacht zu erfahren, völlig rein erfunden. Ich hätte ihm nie die Augen darüber öffnen mögen, doch führte ich das Gespräch auf treue Dienstleute, und da erzählte er mir, wie er hierin glücklich sei, wie er seinen Diener im gefährlichen Augenblicke mit seinen Papieren zu Fuß habe nach Potsdam gehen lassen, um sie der Aufmerksamkeit französischer Spione zu entziehen und in Sicherheit zu bringen. Ich warf so hin, daß auch der treueste Mensch schwache Stunden habe und mäßige Vorsicht nie zu tadeln sei. Boltenstern, der mir außerordentlich ergeben war, hatte großes Vertrauen zu mir und mein Rath galt ihm viel.

Gruner bestach unter anderen den Sekretär des österreichischen Gesandten, Grafen Zichy, und erhielt Abschrift von dessen Depeschen nach Wien, die freilich die redlichsten Gesinnungen bewiesen. Der Sekretär hatte, während er das Geld empfing, so gezittert, daß er die Hand nicht still halten konnte, ein Beweis, daß er noch kein verhärteter Böswicht war. An Reue fehlte es ihm gewiß nicht.

Einer der Bestochenen wagte es, den Schreibtischschlüssel von des Herrn Bett wegzuholen, als dieser schlief, da der Herr aus Vorsicht nie den Schlüssel von sich ließ.

Merkwürdig war es, daß soviel Mühe auch Gruner und seine Agenten sich gaben, aus der Umgebung des französischen Gesandten keiner bestechlich war, obgleich man hier den Hauptpunkt sah und folglich alle Minen springen ließ, um Seelen zu erkaufen.

Die so erschlichenen Depeschen der übrigen Gesandten gaben zum Theil sehr magere Ausbeute. Man irrt sehr, wenn man sich einbildet, die Gesandten würden immer so gewählt, wie sie für den Ort paßten, wohin man sie bestimmt. Unbegreiflich ist es, wie seichte Köpfe oft auf

recht wichtige Posten gestellt werden; gewöhnlich sind wohl bloß Protektion, Reichthum oder ein vornehmer Name schuld an solchen Mißgriffen. Manche Depeschen enthielten nichts, als einen Mischmasch von aufgeschnappten, lügenhaften Gerüchten, denen selbst alle Wahrscheinlichkeit fehlte, wenn man unseren König und unseren Hof genauer kannte.

Im August 1811 befragte der französische Gesandte, Graf St. Marsan, den Staatskanzler über die stillen Zurüstungen, welche Preußen mache, worauf der Kanzler erwiderte: „Wenn alles Anstalten trifft, müssen doch auch wir etwas thun." — „Im Falle nun Napoleon losbricht?" fragte St. Marsan. — „So werden wir," antwortete der Staatskanzler, „mourir l'épée à la main et pas succomber sans honneur."[1]). — Darauf sandte St. Marsan einen Courier nach Paris.

Schon am 20. September 1811, als der Staatskanzler auf seinem Gute[2]) angekommen war, erhielt er von dem französischen Gesandten eine Stafette. Der Gesandte bat ihn dringend, eilig zurückzukommen, weil die Stunden gezählt wären. Den 21. kam der Kanzler zurück und erhielt zur Nachricht, daß Napoleon eine Alliance mit Preußen schließen wolle. Hinterher aber stand mit einer Insolenz, die schwer zu ertragen war: „daß, wenn Preußen nicht seine Armee verringere, die Arbeiten in den Festungen

---

[1]) Vergl. S. 40 und Lehmann, Scharnhorst II. S. 400 u. f.

[2]) Tempelberg. Die Uebereinstimmung dieser Angabe mit Tagebuchaufzeichnungen von Hardenberg ergiebt sich aus Lehmann, Scharnhorst II. S. 417 Fußnote 1.

einstelle und einen Courier nach Rußland schicke, um Rußland zu beweisen, daß es ruhig sei, so hätte der Kaiser Napoleon dem Fürsten von Eckmühl[1]) die nöthigen Befehle ertheilt. Binnen drei Tagen müsse man sich entscheiden[2])."

Wer kann die dadurch erzeugten bitteren Empfindungen sich lebhaft genug denken! Beguelin hatte schon wiederholt geschrieben, daß Napoleon damit umgehe, Davoust zum König von Preußen zu machen, aber bis zum 20. September 1811 hatte man es wohl für Uebertreibung gehalten.

Damals konnte man sich nur durch gewandtes Hinhalten helfen; man konnte noch nicht mit Gewißheit auf Rußland zählen, welches immer schwankende Antworten auf unsere Anfragen gab. Es ist kaum anzunehmen, daß Kaiser Alexander ohne die höchste Noth je losgeschlagen hätte, denn wäre Rußland damals schon entschieden gewesen, mit Napoleon den Krieg zu beginnen, so mußte ihm daran gelegen sein, uns auch zum Kriege mit Napoleon bereit zu sehen[3]). Oesterreich, voll Mißtrauen gegen Rußland, blieb unbestimmt und war, wie dies auch bei uns der Fall war, in Parteien getheilt und unentschieden. —

---

[1]) Marschall Davoust.

[2]) Ueber die ersten von Hardenberg selbst angeregten Bündnißverhandlungen mit Frankreich im Frühjahr 1811 siehe: Lehmann, Scharnhorst II. S. 362 u. f. Amalie hat hinter ihren eigenen Mittheilungen die Worte hinzugefügt: „Dies Obige könnte ich beschwören", wohl ein Beweis, daß Hardenberg ihrer erprobten Verschwiegenheit so weitgehendes Vertrauen schenkte, daß er ihr Einblick in diplomatische Akten gewährte.

[3]) Der Zar hatte schon am 26. Mai 1811 dem Könige die Versicherung gegeben, daß ein Angriff Napoleon's auf Preußen die Kriegserklärung für Rußland sein werde; die Unterhandlungen mit Rußland wurden aber von Hardenberg mehr im Sinne eines friedlichen Ausgleichs der drohenden Gefahr, als in dem entschlossenen Widerstandes geführt. Lehmann, Scharnhorst II. S. 397 u. f.

Napoleon sah Preußen in jener Zeit hauptsächlich nur noch als Mittel an, um einem größeren Feinde dadurch gefährlicher zu werden, weshalb er Preußen auch ganz als Sache in Händen behalten wollte, schon um sich zu sichern, daß es Rußland nicht auf seine Seite ziehe.

Als einst St. Marsan alles aufbot, um den Kanzler zu bewegen, sich Napoleon ganz zu fügen, und als dieser mit Höflichkeit, aber fest und mit Würde dem widerstand, sagte er: „Jetzt habe ich als Gesandter meine Pflicht gethan, als Mensch pflichte ich Ihnen ganz bei und kann Sie nur achten."

St. Marsan stammte aus Turin, aus einer altadligen Familie und war vielleicht im Herzen kein blinder Verehrer Napoleon's; wenigstens gab er sich alle Mühe, den gehässigen und ihm gewiß sehr unangenehmen Aufträgen seines Hofes das Bittere zu nehmen oder es doch zu umhüllen.

Der Kanzler glaubte, nur Nothwendigkeit habe ihn in Napoleon's Dienste gebracht, und nur die geheime Furcht vor Lefebvre, seinem Legationssekretär, dem er selbst nicht traute, zwinge ihn, äußerlich streng zu erscheinen. Lefebvre war auf Napoleon's Befehl incognito herumgereist und hatte erspäht, daß man in den Festungen, soviel unsere beschränkten Mittel erlaubten, mit großer Thätigkeit arbeite. —

Die Exaltation ist bei den Deutschen wohl weniger zu finden, als bei den Franzosen und Italienern. Dennoch gab es auch bei uns eine Partei, die sorgsam gezügelt werden mußte, um nicht voreilig unbesonnen zu handeln und zu schaden.

Der König dagegen, dem es nie an persönlicher Courage

fehlte — ich spreche hier nur mit dem Munde einiger ausgezeichneter Männer, die ihn genau kannten, General v. Phull[1]), der Staatskanzler, Gneisenau — der sich selbst der größten Gefahr aussetzte, hatte sich so sehr ins Unglück eingewöhnt, daß er den Glauben ans Glück aufgegeben hatte und kaum mehr an die Möglichkeit des Wechsels und an den glücklichen Erfolg eines zu beginnenden Krieges dachte. —

Ancillon hatte dem Könige ein Memoire voller Beredsamkeit überreicht, um die Vortheile und Nachtheile auseinander zu setzen, welche durch die Feindschaft oder Freundschaft mit Napoleon entstehen könnten. Der edle und geistreiche Mann wollte ganz unparteiisch sein, aber doch leuchtete Besorgniß hervor, noch unglücklicher zu werden, wagten wir den Krieg gegen Napoleon.

Ein Memoire von Beguelin war blühend und fortreißend, doch vielleicht gerade deshalb nicht für den König passend, vollends da es zum Kriege stimmte.

Das Memoire des Staatskanzlers, welches dieser dem Könige überreichte, war sehr gut. Er führte alles an, was aus der einen oder der anderen Alliance mit Napoleon oder mit dem russischen Kaiser entspringen konnte und würde.

Während sich alles zu dem großen Drama vorbereitete, welches bald auf der Bühne des Lebens erscheinen sollte, hatte Napoleon eine lange Unterredung mit unserem Gesandten in Paris, wobei General v. Krusemarck mit größter

---

[1]) General von Phull war mit einer Schwester Beguelin's verheirathet. Nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges 1807 trat er in russische Dienste und wurde der militärische Rathgeber des Zaren. Er ist nicht zu verwechseln mit dem General v. Pfuel.

Genauigkeit jede Frage und Antwort notirt hatte, aber wie der Kanzler fand, die Gelegenheit nicht gehörig benutzte, weil ihn die Gegenwart gefesselt und ihm imponirt habe.

Wenn der General Krusemarck meinem Manne auch nie als Genie erschien, so verdarb er doch auch nichts und benahm sich, wie Beguelin sagte, stets würdevoll. Uebrigens glaube ich, daß er mir nicht wohl wollte und sich gekränkt fühlte, als bald darauf Beguelin bewirken sollte, was ihm nicht gelungen war, indem er vielleicht meinem Antriebe zuschrieb, woran ich sehr unschuldig war.

Als der Kanzler sah, wie von allen Seiten die Ereignisse drängten, wurden die nöthigen Aufträge zur Abschließung des bewußten Alliance-Vertrages mit Napoleon ertheilt. Die Arbeiten in den Festungen wurden scheinbar eingestellt, der Courier nach Rußland geschickt — mit gehörigen Instruktionen.

Damals wiederholte Gneisenau sein Zureden, daß ich mit (Beguelin) nach Paris gehen solle, ja auch der Staatskanzler hielt es für gut und vereinigte sein Zureden mit jenem[1]).

Am 30. Januar 1812 verließen wir Berlin, wo mir die Trennung von geliebten Kindern, von denen mir eins in jener Zeit (während meiner Abwesenheit) starb, sehr schwer wurde.

Ob diese Reise von Gott angeordnet war, weiß ich nicht, aber so viel, daß sie für mich eine Quelle der herbsten Leiden wurde. Ich konnte mir zum Trost nur

[1]) Nach einer eigenhändigen Notiz Amalien's an anderer Stelle, hatte Gneisenau auch schon bei der ersten Reise nach Paris, auf den Entschluß, ihrem Gatten dorthin zu folgen, eingewirkt.

ſagen, daß ich ſie aus höheren Rückſichten und auf Wunſch und Bitten verſtändiger Freunde unternommen hatte.

Napoleon hatte (im Auguſt 1811) im geheimen Conſeil eine Rede gehalten, worin er unter anderem darauf hingewieſen hatte, daß Preußen ihm gefährlich werden könne und daß eine Armee ſich eher beſiegen laſſe, als eine Provinz, die für ihre Ideen kämpft[1]). Beguelin erhielt dieſe Rede durch den Senateur Semonville mitgetheilt und brachte ſie mit nach Berlin, als er zurückkam, um ſich neue Inſtruktionen zu holen und genaue Beſprechungen zu halten. Gneiſenau und Hardenberg aßen bei uns in Beguelin's Schreibſtube. Das Geſpräch kam auf dieſe Rede und Gneiſenau erbat ſich eine Abſchrift davon. Nahe am Schreibtiſch erbot ich mich leider, ſie mit Beguelin's Zuſtimmung zu copiren. Unbeſonnener Weiſe ſandte Gneiſenau die Rede ſeinem Freunde, dem Engländer Gibſon nach Danzig, wo ſie in Rapp's[2]) Hände kam, der ſogleich Abſchriften nach Paris ſchickte. Fielen ſie in Rovigo's[3]) Hände, ſo konnte er dadurch die ihm feindliche Partei, Semonville, Baſſano u. ſ. f. (welche Preußen nicht ungünſtig geſinnt war) ſtürzen. Letztere, die zum Glück ſogleich Wind davon bekamen, mußten ſuchen, alle jene Abſchriften aufzukaufen.

Die Sache ſah ſehr gefährlich aus und war im vollen Gange, als wir am 11. Februar 1812 in Paris ankamen, wo ſie uns ſchon beim Eintreten ins Zimmer durch den

---

[1]) Der Wortlaut der Rede findet ſich in Hormayr, Lebensbilder aus den Befreiungskriegen II. S. 81 u. Pertz, Gneiſenau II. S. 173.

[2]) Franzöſiſcher Gouverneur von Danzig.

[3]) Savary, Herzog von Rovigo, damals Polizeiminiſter in Paris.

legitimistischen Grafen de La Rivallière mit langem und verstörtem Gesicht mitgetheilt wurde[1]).

Geld und Spione wurden angewendet, um jede Verbreitung des Blattes zu verhindern, und es gelang, aber einige Tage war ich in der allergrößten Besorgniß und die anhaltende Spannung griff meinen Körper sehr an. Ich warf alles in den Kamin, was in politischer Beziehung irgend bedeutend werden konnte, dann nahm ich mir vor, mich ruhig und fest zu halten, es komme, was da wolle.

Beguelin glaubte, man könne kommen, um unsere Effekten zu durchsuchen, ja er fürchtete, vielleicht zu ängstlich, noch viel Schlimmeres.

Beguelin's Mission trug jetzt einen anderen Charakter. Die Verhältnisse zwischen Rußland und Frankreich und die allgemeine innere Erbitterung gegen Napoleon wirkten auf diesen schon ein, wenn er es auch äußerlich nicht merken lassen wollte. Wäre der Krieg zwischen Rußland und Frankreich nicht so gut wie erklärt gewesen, so hätte man uns kälter behandelt. So lag Napoleon daran, dem russischen Gesandten zu zeigen, wie gut er mit Preußen stehe, und es wurden auch an mich Artigkeiten verschwendet, welche mich weder erfreuten, noch glücklich machten, da mir zu viel davon fehlte, dessen ich bedurfte.

Wir mußten in den Gesellschaften des Herzogs von Bassano erscheinen, aber trotzdem hatte Beguelin viel Aerger und Widerwärtigkeiten mit den französischen Agenten auszustehen.

Jeden Dienstag gab der Herzog von Bassano ein

[1]) Diese Angelegenheit erwähnt auch Hardenberg in einem Briefe an Gneisenau Anfang November 1812. Vergl. M. Lehmann, Historische Zeitschrift N. F. Band XXVI. S. 501.

diplomatiſches Diner und es wurde als eine große Auszeichnung angeſehen, dazu eingeladen zu werden. Nach dem Diner, das nur etwa aus 17 Perſonen beſtand, verſammelte ſich eine große Geſellſchaft in den anderen Salons. In dem Vorzimmer ſaß ein Sekretär, welcher alle Ankommenden aufſchrieb, deren Namen immer laut ins Zimmer gerufen wurden. Man ſagte, dies geſchehe nicht ſowohl, um die Anweſenden zu wiſſen, ſondern um die Wegbleibenden zu bemerken, die nicht kommen wollten.

Alle Sonnabend war Ball, zu dem ich immer ſchriftlich als „Madame la Comtesse“ eingeladen wurde, obgleich man wohl wußte, und ich es auch geſagt hatte, daß mir dieſer Titel nicht zukomme. —

den 14. Februar.

Ich fuhr zu Mounier's[1]), Bohm's[2]) und Schlabrendorf[3]). Alle empfingen mich mit großer Freude.

Schlabrendorf ließ mich gar nicht zu Worte kommen und ſprach zwei Stunden anhaltend und höchſt geiſtreich von den Verhältniſſen der Staaten zu ihren Regenten und der Staaten zu einander u. ſ. f. Warum ſuchte ich nicht ſeine Rede ſogleich aufzuſchreiben! Man glaubt nur zu leicht, das, was uns wichtig erſcheint, behalten zu können.

Dieſer alte würdige Schlabrendorf! Nie lernte ich einen geiſtreicheren Menſchen kennen — übrigens ſind ſie

[1]) Mounier ſtand 1807—1808 an der Spitze der franzöſiſchen Verwaltung von Niederſchleſien und hatte ſich, vermuthlich in dieſer Zeit, mit einer Glogauerin verheirathet, die Frau v. B. von früher kannte. Im Jahre 1809 wurde Mounier Cabinetsſekretär bei Napoleon und befand ſich auch noch 1812 in dieſer Stellung.

[2]) Der Begleiter von Frau v. B. auf der erſten Reiſe nach Paris. Vergl. S. 29. Seine Gattin war eine geborene Grafin Girardin und gehörte zur Partei der Bourbonen.

[3]) Vergl. S. 30.

in der Welt nicht zu reichlich ausgestreut — den ich tiefer und umfassender gefunden, den ich über ihn hätte stellen mögen. Er war ein Diktionair des Lebens; wo man es aufschlug, war es reich und großartig.

Daß seine Sonderbarkeiten ihn bei schulgerechten Formenmenschen, die ihm das Wasser nicht reichten, oft lächerlich machten, war ihm gleich. Er wollte nicht Sonderling sein. Die lange Gefangenschaft während der ersten Revolution, die Verhältnisse, der momentane Mangel, Noth und Lebensgefahr hatten ihn dazu gemacht. Andere Zeiten und Verhältnisse und er hätte nicht scheinbar unnütz gelebt. —

Vergleiche zwischen ausgezeichneten Geistern lassen sich eigentlich nicht ziehen, denn jeder hat seine eigene Art und hat ganz verschiedene Größen. Die Allmacht Gottes hat auch hier ihre Reichhaltigkeit und ihre Pracht geoffenbart.

Ich stelle mir geistvolle Menschen nur dann gern nebeneinander, wenn ich mit Hülfe einer Parallele mir ihre Eigenschaften klar machen will, weil ich auf diese Art am leichtesten dazu gelange. Die Abweichungen, die Widersprüche helfen mir zur Wahrheit.

Der Minister v. Stein, dessen gediegener Charakter, dessen außergewöhnlich thätiger Geist genügend bekannt sind, hätte mit Schlabrendorf früher gewiß Außerordentliches leisten können, hätten die Verhältnisse sie nahe zusammengestellt, obgleich sie äußerlich sehr verschieden waren.

Beide achteten sich gegenseitig sehr hoch und strebten immer nach dem Erhabenen. Beide waren nie mißgünstig auf die Verdienste anderer Menschen, nur habsüchtig nach dem Erringen inneren Werthes. — Ich könnte noch viel sagen, wollte ich die Aehnlichkeiten ihrer herrlichen Eigenschaften aufzählen.

Herr v. Stein war oft schroff, wohl hart, oft ohne Geduld und Nachsicht. Mittelmäßigkeit oder Anmaßung schonte er nicht und er ging leicht über das Ziel hinaus. Schlabrendorf war viel bequemer, nachsichtig, ruhig. Sein Feuer, seine Kraft, die ihm nicht fehlten, hatten nichts Verletzendes.

Wenn Stein streng, oft zu streng andere beurtheilte, so kannte er doch noch weniger Nachsicht gegen sich selbst. Gelang es, ihm zu zeigen, daß er zu weit gegangen war, so wollte er stets sein Unrecht wieder gut machen, was leider oft nicht geht.

Mit Schlabrendorf's äußerer Ruhe wäre Stein vielleicht vollkommen gewesen bei seiner Thatkraft.

Einst sagte Schlabrendorf, als Stein hitzig aufbrauste: „Wir wollen ein andermal über diese Sache reden. Sie sind jetzt zu sehr aufgeregt und also nicht geeignet, sie aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten". Das half so plötzlich, daß Stein sich sogleich bezwang und sagte: „Lassen Sie uns in dem Gespräche fortfahren, ich werde ruhig sein" [1]). —

Der als Vermittler zwischen Preußen und Frankreich bekannte Graf de La Rivallière (der uns, wie erwähnt, gleich bei unserer Ankunft in Paris empfing) nützte Preußen bedeutend. Ob er es ganz so liebte, wie er vorgab, konnten wir nicht ergründen, da noch andere Ursachen vorhanden waren, welche diese Dienste allenfalls

[1]) Schlabrendorf hatte, bevor er dauernd nach Paris übersiedelte, Stein in England getroffen und war dort längere Zeit mit ihm zusammen gereist, während Stein im dienstlichen Auftrage sich über das englische Bergwerks- und Hüttenwesen unterrichtete. Vgl. Varnhagen, Vermischte Schriften I. 341.

motivirten. Er und seine Mutter gehörten zu den Anhängern der Bourbons und hatten bei deren Sturz, wie ich glaube, viel verloren. Er blieb dabei, sein Vaterland zu lieben, aber Napoleon zu hassen; dessen ehrgeizige Pläne zu hintertreiben, heiße nicht Frankreich schaden. Frankreich selbst könne nicht wahrhaft dabei gewinnen, wenn Napoleon fortwährend die anderen Nationen bekriege und quäle.

Sein Verstand und seine Beurtheilung waren scharf, gewöhnlich voll Mißtrauen, doch oft sehr richtig. Er war zum Rathgeben und Warnen vorzüglich geeignet, weil er aber das Schlechte stets eher erkannte, als das Gute, so konnte ich ihm anfangs noch nicht glauben.

Der Staatskanzler suchte als Diplomat genaue Auskunft über Rivallière zu erhalten und erfuhr zum Theil durch unseren Gesandten in Paris, daß Rivallière durch Gott weiß welche Mittel und Wege einflußreich und bedeutend sei und alles erfahre, was er wissen wolle[1]). Beguelin und der Staatskanzler empfahlen mir, ihn nicht zu verletzen, Zutrauen zu zeigen, doch vorsichtig zu sein und ihn unbemerkt zu prüfen, wo es sich thun lasse.

Es gehört für mich zu den unangenehmsten Dingen, mich nicht nach meinem Charakter zeigen zu dürfen. Wenn ich mich nicht frei herausgab und vieles verschwieg, so war ich doch nie unwahr und falsch und habe auch ihn

[1]) Unter Amalien's hinterlassenen Handschriften findet sich auf einem kleinen Briefausschnitt von Hardenberg's Hand die Bemerkung: „(Im Laufe) unserer Geschäfte kam ganz von ungefähr die Rede auf Rivallière und er machte sehr bedeutende Aeußerungen über ihn, die ich Ihnen mündlich näher mittheilen werde, die aber die Wichtigkeit dieses Mannes bestätigen und mich überzeugen, daß er mit dem D. de Bassano unter der Hand in genauer Verbindung ist und gewiß sehr gebraucht wird."

nie falsch erfunden, obwohl die Grundsätze und Meinungen, die er mich sehen ließ, mit den meinigen gar nicht stimmten. Großartige Ansichten fehlten ihm, aber er prophezeite mir Napoleon's Verderben in Rußland, ehe noch die Armee marschirte und gab die Gründe mit vielem Scharfsinn an.

Aus Vorsicht that ich, als falle es mir schwer, daran zu glauben. Damals theilte mir auch Rivallière mit, man habe von Berlin geschrieben, der Staatskanzler sähe bei uns Männer von der russischen Partei, Blücher u. s. f.

Die anderen Namen wußte er nicht herauszubringen, und ich half auch nicht, ahnte aber wohl, wen er meinte. Ich versicherte ihm, Blücher nie bei mir gesehen zu haben. „Nun, so ist es ein anderer von derselben Partei", erwiderte er.

Rivallière's Umgang hatte etwas Drückendes, weil er sich nie einer ruhigen Unterhaltung hingeben konnte. Tadel, bitterer Witz, Klagen über erlittene Ungerechtigkeiten oder Pläne zum eigenen Vortheil derer, deren Freund zu sein er vorgab, waren später der Inhalt seiner Gespräche. Achtete man auf letztere nicht, oder verwarf sie aus höheren Gründen, so betrachtete er es als eine edle Träumerei oder als eine romanhafte Schwachheit. Er war eitel und hochmüthig, empfänglich für bewiesenes Vertrauen, vorzüglich von vornehmen Personen, weil seine Stellung schwankend war, konnte aber auch leicht beleidigt werden.

Rivallière liebte das Geld, um viel ausgeben zu können; übrigens habe ich ihn auch gegen Unglückliche freigebig gefunden. Aus sicherer Quelle erfuhr ich, daß er 1807, zur Zeit, als er die rechte Hand von Champagny's Schwiegersohn war, in Schlesien die Lasten des Landes zu erleichtern suchte, so viel er konnte und sich

Dank erwarb. Ich glaube, es war in ihm ein Gemisch von Selbstsucht und edlen Gesinnungen, verbunden mit vielem Verstand, Schlauheit und Combinationsgabe. Er war zu künstlich, um wohl ganz richtig beurtheilt werden zu können. Das weibliche Geschlecht war für ihn, wie ich glaube, ein Neutrum, und jung oder alt galt ihm gleich.

Beguelin glaubte, von Natur sei er edel und großmüthig, nur Noth und aufgedrungene Verhältnisse hätten ihn von Menschen abhängig gemacht und zu Schritten geführt, die er selbst nicht liebe, und durch Zusammentreffen mehrfacher Umstände sei die Neigung zur Intrigue in ihm genährt worden. Preußen hatte nie Ursache, ihn für zweideutig zu halten, obgleich man stets sehr vorsichtig war.

Von den preußischen Beamten, die er kannte, schien er nur den Staatskanzler und Beguelin für edel und aufrichtig zu halten[1]).

[1]) Zwei Briefe von Rivallière an Frau v. Beguelin aus dem Jahre 1814 geben seiner Bewunderung für Hardenberg Ausdruck. Er hatte bereits im Jahre 1812 den Bildhauer Simony in Berlin mit der Ausführung einer Kolossalbüste Hardenberg's beauftragt. Diese Büste war 1814 vollendet und ist nach einer Randbemerkung von Amalien's Hand auf einem der Briefe, in welchem Rivallière Frau v. Beguelin um ihre Fürsorge und ihr Urtheil in der Angelegenheit bittet, später in der Dorotheen-Kirche zu Berlin aufgestellt. Rivallière hatte ursprünglich die Absicht, sie der Akademie zu schenken. Daß er auch bei den finanziellen Geschäftsabwicklungen zwischen Frankreich und Preußen betheiligt war, geht aus den früher mitgetheilten Briefen und Urkunden hervor. — Vergl. S. 65 u. 80. — Von den Spionen Napoleon's scharf beobachtet, entzog er sich 1813 der Gefahr der Verhaftung, indem er Paris zur Zeit des Prager Congresses unter dem Vorwande einer Badecur verließ. — Nach dem Pariser Frieden belohnte Friedrich Wilhelm III. die Dienste, die de La Rivallière Preußen geleistet hatte, durch Schenkung der Herrschaft Frauendorf auf der rechten Oderseite zwischen Frankfurt und Sonnenburg und verlieh ihm den preußischen Adel. Die oben erwähnten Briefe datiren aus Paris, sind aber bereits

Ich glaube Rivallière liebte wirklich Beguelin, obgleich er ihn weder ganz verstand, noch als Staatsmann zu würdigen wußte, und dessen Geringschätzung aller pecuniären Vortheile ihm als Kurzsichtigkeit und Unkenntniß des Lebens erschien.

Wenn die mündlichen Mittheilungen und Rathschläge Rivallière's uns von bedeutendem Nutzen gewesen sind, so waren es das Jahr später die schriftlichen nicht minder und erwiesen sich stets als wahr. Uebrigens war er höchst vorsichtig. Einst sandte er mir den Dante als interessantes Werk zum Geschenk, und alle kleinen Punkte über Buchstaben, wo keiner hingehörte, waren bedeutend. Ich mußte sie (die Buchstaben) aufzeichnen und dann in Worte theilen. Ein anderesmal sandte er komische Heirathsgesuche, dann Modejournale, worin auf besondere Art Nachrichten verborgen lagen. Ich wußte immer den Schlüssel, aber nie behielt er dieselbe Art bei.

Den 17. (Februar).

Gestern Abend ging ich zu Mounier's. Er ist ein Parvenu mit Kenntniß einiger Sprachen und savoir vivre. Ein Herr v. Verdier machte Visite mit seiner Frau, die

---

mit der neuen Namensunterschrift „Frauendorf" versehen. Später wurde Rivallière in Preußen in einen langwierigen Proceß verwickelt. Durch die Ungeschicklichkeit eines Referendars, dem die Angelegenheit als Probe-Instruktion zum großen Examen übergeben war, wurde die Sache übermäßig verschleppt. Der Zorn über die verzögerte Entscheidung und die damit verbundenen Widerwärtigkeiten veranlaßten Rivallière zur Herausgabe eines großes Aufsehen erregenden Schriftstückes, unter der Bezeichnung „Lettre au roi de Prusse" worin er die Weitschweifigkeit des preußischen Proceßverfahrens aufs bitterste angriff. (Die letzten Angaben entstammen handschriftlichen Aufzeichnungen des verstorbenen Geheimrath Raimund von Beguelin, des ältesten Sohnes der Memoirenverfasser.)

besonders Schlesien an Leinwand geplündert haben. Er ist ein Schaf, sie eine Intrigantin. Die Mounier zeigte ihr absichtlich Kälte, was mir gefiel.

Ich sah Napoleon in der Kapelle neben Marie Louise. Sie schien andächtig, er aber schien die Menschen zu mustern und drehte dabei seine Hände in scheinbarer Ungeduld. Nichts verbot mir, ihn anzusehen, und mir kam es vor, als ruhe sein Blick auch lange auf mir. In den Augenwinkeln lag etwas Böses, was furchtbar sein mußte, wenn er zornig wurde, um den Mund aber Lieblichkeit, da er freundlich, fast lächelnd aussah. Könnte ich Dich wohl fürchten? dachte ich. Nein, sagte mein Geist, und ich mußte wohl heiter und kühn aussehen, denn so war mir zu Muthe.

Nur die durften in die Kapelle kommen, welche Einladungskarten hatten. Man machte große Toilette dazu.

Für die Wahrheit der nachfolgenden Begebenheiten kann ich nicht stehen, doch hörte ich sie aus glaubwürdiger Quelle.

Als Napoleon noch der äußeren Zeichen der Gunst des Papstes bedurfte, lud er ihn ein, nach Paris zu kommen, wo Napoleon's Mutter, als eifrige Katholikin, beglückt und ehrfurchtsvoll den Papst bei sich empfing und seinen Segen erhielt.

Der Papst konnte sich der Einladung des Gewalthabers nicht entziehen, ahnte jedoch eine Falle und gab seinen Cardinälen kurz vor seiner Abreise ein versiegeltes

Dokument mit dem Befehle, es nach seiner Abreise zu eröffnen und streng zu befolgen. Hier fand sich nun die gemessenste Ordre, keinem Befehle Folge zu leisten, welchen der Papst während dieser Reise nach Frankreich erlassen würde, da er sich dort nicht als völlig frei und unabhängig ansehen könne. Man erzählte, der schlaue Streich habe Napoleon's Pläne sehr durchkreuzt.

Ein anderes Mal forderte Napoleon eine große Contribution vom päpstlichen Staat durch einen französischen General, dessen Namen ich vergessen habe. Der Papst hörte die Forderung ruhig an und erwiderte dem General, er möge den nächsten Tag wieder kommen, um sich die Antwort zu holen. Der General erschien und fand auf einem Tische eine verdeckte Erhöhung. Der Papst sagte, meine Unterthanen würden die geforderte Summe nicht schaffen können, so wenig wie ich, allein Se. Majestät waren so huldvoll, mir diese Krone mit Edelsteinen zu schenken — hier zog er die Decke fort — ich gebe sie mit Freuden und hoffe dadurch den größten Theil der Forderung zu decken und meinem Lande viel Noth zu ersparen.

Der General, über diese unerwartete Wendung verlegen, erwiderte, er dürfe ohne des Kaisers ausdrücklichen Befehl diese Krone nicht annehmen und bäte deshalb, zögern zu dürfen, bis die Antwort des Kaisers erfolge. Napoleon mochte wohl das Unpassende fühlen, sein Geschenk zurückzunehmen, und somit unterblieb die Sache.

Den 24. Februar.

Vorgestern auf dem Ball bei dem Herzog von Bassano, wurde ich, wie mir vorher gesagt war, ausgezeichnet empfangen. —

Nachts um 5 Uhr kam Beguelin vom Herzog von Bassano, wo er die Convention zwischen Frankreich und Preußen unterschrieben, nachdem er noch manches abgerungen hatte. Der Herzog war selbst noch zum Kaiser gefahren, weil Beguelin erklärt hatte, er würde sich nicht wundern, wenn er auf Festung käme, falls er zu viel bewillige.

Die Forderungen waren ungeheuer und es hieß hier, Zeit gewonnen, alles gewonnen. Ich saß die Nacht in großer Angst und fürchtete sehr, daß man es mit Beguelin, wie mit dem Könige von Dänemark machen könnte, den man durch Uebermüdung dahin brachte, Struensee's Todesurtheil zu unterschreiben[1]).

Es gab in Paris eine Partei, die für Preußen günstig gestimmt war; zu ihr gehörte der Herzog von Bassano, Semonville[2]) und andere. Sie fühlten wohl Napoleon's Härte gegen Preußen, ja, sie sahen das zukünftige Vergeltungsrecht im voraus und wollten uns nicht zu viel gerechte Ursache zu Klagen geben, aber ich muß doch sagen, daß nicht bei allen das Wohlwollen aus gleicher Quelle entsprang, und keiner, selbst der Beste von ihnen würde es wohl gewagt haben, für Preußen zu sprechen, wenn Napoleon dabei die Augenbrauen zusammengezogen hätte.

Einige haßten Napoleon und hingen als Legitimisten den legitimen Königen an, theils versteckt, theils ziemlich laut und offen, nicht selten zu ihrem großen Schaden. Uebrigens that Napoleon viel, um Personen aus alten

---

[1]) Struensee, Minister König Christian VII. von Dänemark, fiel der Reaktion gegen seine politischen Reformpläne zum Opfer. Er wurde 1772 von der Gegenpartei verhaftet und hingerichtet.

[2]) Mitglied des sénat conservateur.

Familien um sich zu versammeln, was ihm auch häufig gelang, aber er fand eben auch solche, die sich nicht durch Geld und Ehrenstellen gewinnen ließen.

St. Jean d'Angely[1]) und der Herzog von Rovigo, vor denen der Herzog von Bassano nicht ohne Furcht war, waren entschiedene Gegner Preußens. Zu ihnen gehörte auch Davoust, welcher sehnlichst wünschte, Preußen besetzen zu können. Diesen war Napoleon noch viel zu milde gegen Preußen und die Convention, so hart sie an sich klang, ein Dorn im Auge. Sie hatten als Franzosen wohl nicht Unrecht, denn die Convention ließ Preußen Zeit — und Geld — um zum ernsten, großen Kampfe sich zu bereiten.

Des Herzogs und der Herzogin von Bassano werde ich mich immer mit Achtung und Wohlwollen erinnern. So sehr sie den Schein annahm, als hielte sie Napoleon's Macht für unerschütterlich, ließ sie doch ihren Kindern eine Erziehung geben, welche dieselben für veränderte Umstände befähigen mußte, sich in jeden Wechsel des Glücks leicht finden zu lernen und sich selbst eine Stellung zu geben. Ich hörte, daß sie in sehr vertrauten Gesprächen diesen Wechsel nicht allein möglich, ja vielleicht wahrscheinlich fand, eine Klugheit, die nicht zu vielen, sonst gescheidten Leuten eigen ist. Unser Gesandter, der General v. Krusemarck hielt dagegen Napoleon's Existenz und sein Glück für zu fest begründet und nur durch den Tod zerstörbar. Als ich einst meine Meinung äußerte, daß ich, nach meinen Beobachtungen, seinen Sturz für möglich, ja für nicht sehr entfernt hielte, rief er lachend aus: „Da sieht man recht das Urtheil einer Frau. Napoleon steht viel zu fest, um erschüttert werden zu können."

[1]) Minister des Innern.

Wenn Kruſemarck ſo dachte, iſt es wohl zu verwundern, daß Frau v. Baſſano oder wohl gar ihr Gemahl zur Zeit des höchſten Glanzes ihres Gebieters an die Möglichkeit unglücklicher Kriſen dachten.

Der Herzog hat mir wiederholt Beweiſe uneigennütziger Freundſchaft gegeben. Eines Tages, als wir zu dem kleinen diplomatiſchen Diner eingeladen waren, welches der Herzog jede Woche gab, ſagte er mir, als er mich von der Tafel zurückführte: „Es thut uns unendlich leid, daß Sie trotz aller unſerer Bemühungen, Ihnen den Aufenthalt hier ſo angenehm wie möglich zu machen, ſich ſo ſehr von Paris wegſehnen," und deutete mir dabei mehreres an, was ich dort nie geäußert hatte.

Wenige Tage vorher hatte unſere Geſandtſchaft einen preußiſchen Courier, ich glaube einen Feldjäger, abgeſandt und ich mit dieſem einen Brief befördert, in welchem ich mich äußerte, wie ſehr ich mich wegſehnte aus den Verhältniſſen des Zwanges u. ſ. f. Ich erkannte alsbald eine wohlwollende Erinnerung, dem Briefgeheimniß ſelbſt bei Benutzung unſerer Couriere nicht zu viel zu trauen, denn ich ſah deutlich, daß er den Inhalt meines letzten Briefes kannte. Ich erwiderte dem Herzoge, daß eine Mutter, die ſo weit entfernt von geliebten Kindern ſei, wohl Verzeihung verdiene, wenn ſie die Sehnſucht nach ihnen weniger dankbar erſcheinen laſſe, als es unter anderen Verhältniſſen der Fall ſein würde. Obwohl ich mit dem höchſten Anerkennen und Dank nie die Auszeichnung vergeſſen würde, welche ich die Ehre hätte, hier zu empfangen, hätte doch vielleicht jenes ſtarke Muttergefühl das viele Gute verdunkelt, was mir in Paris zu theil werde.

Ich weiß nicht, wodurch ich es verdient habe, aber

noch ſpäter hat mir der Herzog Beweiſe von Wohlwollen und Hochachtung gegeben und Dienſte geleiſtet. Ich erhielt eine andere zarte Warnung von ihm aus Wilna (im Herbſt 1812). Trotz der größten Auflöſung aller geſelligen Verhältniſſe mußte er dort noch diplomatiſche Diners geben. Bei einem derſelben erzählte er Beguelin ſcheinbar leichthin, der Prinz von Oranien habe ſeinen Söhnen durch Herrn v. Herdt Gelder nach England geſandt und dieſer auf der Rückreiſe Briefe übernommen, welche franzöſiſche Douaniers entdeckt und nach Paris geſchickt hätten. „Unter dieſen Schriften", ſetzte er hinzu, „befanden ſich drei Briefe an Damen; ich habe dafür geſorgt, daß ſie nicht erſt zur Kenntniß des Kaiſers kommen konnten, es hätte vielleicht Unannehmlichkeiten verurſacht". Als ich dieſe Nachricht erhielt, wußte ich ſchon, daß ein Verräther den Douaniers angezeigt hatte, Herdt habe in dem Futter der Rücklehne ſeines Wagens wichtige Papiere verborgen; ſowie er ankam, wurde der Wagen aufgebrochen und die Briefe weggenommen. Bald nachher erhielt ich einen chiffrirten Brief von Gneiſenau, worin er ſchrieb: „Heute nur weniges; durch Herdt erhalten Sie einen langen, detaillirten Brief über die hieſigen Verhältniſſe. Er iſt ganz ſicher, und ich habe mich unumwunden darin ausſprechen können." —

Eines Sonnabends hatte ich mich (zum Ball bei der Herzogin v. Baſſano) ſehr verſpätet, da ich ein neues Kleid erwartete — Tüll mit Silber geſtickt, wie es damals Mode war, dazu eine Toque mit Silber geſtickt, mit herabhängenden großen Federn. Als ich in den Tanzſaal trat, war er ſo voll, daß ſchon zwei Damen dicht an der Thür ſtanden. Ganz zufrieden und ruhig nahm ich, um mich nicht vorzudrängen, den allerletzten Platz ein. Plötzlich erſchien die

Herzogin, ohne meine Nachbarin zu beachten, welche ganz erstaunt schien, und ergriff mich bei der Hand, indem sie viele Entschuldigungen äußerte, mich nicht gleich bemerkt zu haben und führte mich zum oberen Ende des Saales unter die Säulen neben die Generalin Marboeuf, welche mich wie eine alte Bekannte empfing. Nie kam ich mehr rechts oder links zu sitzen. — Schade, daß nicht eine Frau von mehr Empfänglichkeit für solche Befriedigung der Eitelkeit und des Hochmuthes hier an meiner Stelle saß!

Die Herren in reichen Uniformen oder gestickten Sammetkleidern mit Jabots von prächtigen Spitzen erinnerten mich an die Beschreibungen des Hofes von Ludwig XIV, denn wenn auch Napoleon selbst höchst einfach in seinem Anzuge war, so wollte er doch, daß seine Umgebungen glänzten und blendeten. Die Damen waren geschmackvoll und prächtig gekleidet, denn darin gebührt den Französinnen der Vorzug vor den deutschen (Frauen), die, wenn etwas Mode ist, es tragen, ohne gehörig zu prüfen, ob es ihnen kleidet.

Um die Lyoner Seidenfabriken, welche just sehr litten, zu heben, befahl Napoleon, daß die Herren nicht anders als in Seide bei Hofe erscheinen durften. „On ne sera admis qu'en habit de soie", stand auf den Einladungskarten. — General v. Krusemarck bat um Entschädigung, wegen dieser Mehrausgaben. Man antwortete, in preußischer Generalsuniform könne man überall erscheinen. Er lächelte und sagte: „Wie wenig weiß man in Berlin, wie es hier ist. Komme ich in meiner Uniform, so werde ich an der Thür zurückgewiesen, ohne weiteres." —

Am 26. Februar benachrichtigte man mich, daß die Generalin v. Marboeuf, Wittwe eines früheren Wohl-

thäters Napoleon's, der sich dessen in seiner Kindheit angenommen hatte, vom Kaiser für mich zum Spion bestellt sei und ihm täglich schreibe. Als Beweis wurde mir jedes Wort mitgetheilt, was in unseren Gesprächen vorgekommen war. Sie war äußerst artig gegen mich, that als fände sie mich höchst interessant und unterhielt mich angenehm und geistvoll. Es fiel mir auf, daß die Herzogin (v. Bassano) mir nie die Wahl des Platzes überließ und selbst wenn ich (wie kürzlich) ganz spät kam und der Tanzsaal gedrängt voll war, mich gleich beim Eintreten bemerkte und mich an das oberste Ende des Saales führte, wo ich einen Platz unter den Säulen stets zur Seite der Frau v. Marboeuf erhielt. Mit vieler Gewandtheit wußte sie die Fragen, deren Beantwortung ihr wichtig sein konnte, in andere interessante Dinge einzuflechten. Sie that, als gefiele ihr meine Natürlichkeit ungemein, und wußte sehr geschickt das Thema anzugeben, worüber ich reden sollte. Gewarnt, war ich auf meiner Hut.

Wie schwer wurde es mir, meinen offenen Charakter zu umhüllen. Ich wurde von so vielen Seiten gewarnt, daß ich mich nie frei und lebendig gehen ließ, so viel es mir möglich war. Nie nahm ich einen Tropfen Wein, so gern ich Champagner trank, um ja nicht durch Aufregung mir zu entlaufen und mich ausfragen zu lassen. Ach, wie wenig konnte mir dort wohl sein, trotz des äußeren Schimmers! Für mich war es eine moralische Hungersnoth.

Ich gestehe, daß ich mich keineswegs für bedeutend hielt, aber ich verbrannte alle meine Briefe von Gneisenau u. s. f., die irgend auf Politik Bezug hatten, wie alles, was sonst bedeutend sein konnte. Bei Napoleon's Verfahren, der sich jedes Mittels bediente, mußte ich mich

in Paris auf alles gefaßt machen. Auch Beguelin wurde gewarnt, weil sich in den ersten Gesellschaften stets Personen befanden, die als Spione Napoleon's dienten.

Oft war ich bei der legitimistischen Gräfin Bohm, geborene Gräfin Girardin. Eines Morgens, als ich sie besuchte und abends zum Souper wieder dort sein sollte, sagte sie mir: „Hüten Sie sich heute ja, denn es giebt Spione bei mir". — Und die laden Sie ein, wenn Sie dies wissen? — „Ich kann es nicht ändern", (erwiderte sie). „Ich bin klug geworden. Mein vorschneller Mund hat mir viel Schaden gebracht, daher warne ich jetzt andere und handle selbst vorsichtiger".

Jeder hielt es für klug, heimlich oder gar nicht von Napoleon zu sprechen, denn selbst das Loben war verdächtig. Selbst gewisse Theatergespräche, Erkundigungen nach Napoleon's Befinden u. s. f. mußte man vermeiden. Eines Tages hörend, daß Napoleon krank sei, fragte ich nachher unbefangen in der Gesellschaft, wie derselbe sich befinde, ohne eine bestimmte Antwort zu erhalten. Nachher erfuhr ich, daß dergleichen Fragen nicht gern gehört würden, weil man gleich einen bösen Wunsch unterschöbe.

Wollten oder könnten die Menschen nur glauben, daß die größten Vortheile, welche wir der Härte oder Ungerechtigkeit verdanken, wie fest begründet sie auch erscheinen, immer den Keim der nahen Zerstörung in sich tragen. Wie eisenfest auch Napoleon alles zu fesseln glaubte, wie schlau er auch lange Zeit verstand, seine Gegner abzuhalten, sich ganz zu verständigen und zu einigen, so fehlte ihm doch der Scharfblick, die fressende Krankheit zu erkennen, die im Geiste seiner Nation ihm feindlich schon reifte. Dadurch, daß er jede unbefangene Aeußerung über ihn zu

hemmen wußte, drängte er zwar das Unheil zusammen, vernichtete es aber nicht. Wen Gott verderben will, dem verwirrt er den Geist.

Wie die politischen Meinungen Familien trennten, erfuhr ich bei Frau von Bohm. Sie hatte zwei Brüder, der eine Legitimist, der andere Republikaner, welche sich nie trafen, ohne Haß und Grimm zu äußern. Mit dem einen bei ihr (zusammentreffend), bat sie mich, als ich gehen wollte, heimlich, bei ihr zu bleiben, damit sie mit dem Bruder nicht allein sei.

In der Revolution sollte sie guillotinirt werden. Damals rettete sie der sonst nicht verstandesreiche Bohm dadurch, daß er sie als seine Braut und als preußische Unterthanin reklamirte, aus dem Gefängniß, und sie reichte ihm aus Dankbarkeit ihre Hand.

Den 28. Februar.

Mir war unwohl, aber ich mußte gestern Abend um 8 Uhr zur Herzogin von Bassano fahren, wo sehr viel Leute waren. Es kamen, wie man sagte, wohl 300 Wagen. Die Herzogin, welche bei den Soireen immer rechts vom Kamin saß, stand auf und kam, als ich noch nicht lange dort war, mit großer Freundlichkeit zu mir, um mich zu erinnern, nicht die schöne Oper zu versäumen, so angenehm ihr meine Nähe sonst sei — von der sie wahrlich nichts hatte. — Sie hatte mir den Morgen geschrieben und ihre Loge in der großen Oper angeboten. Aus Artigkeit glaubte ich noch zögern zu müssen, allein sie erinnerte abermals und bat mich, nun zu gehen, um nicht zu viel zu versäumen, und ich merkte wohl, ich sollte mich dort

zeigen. Am liebsten wäre ich zu Bett gegangen, aber es half nichts, ich mußte rasch zu Hause und das weiß atlassene Schleppkleid mit einem anderen Staatskleide vertauschen, denn die ersten Plätze der Oper fordern so gut ihren Luxus, wie die Gesellschaften. Gern hätte ich die acht schönen, theuren Plätze mit Freunden besetzt, allein es durfte nicht sein, die hohe Gunst mußte von mir und Beguelin allein genossen werden. Rivallière sagte mir, alle Welt wisse, daß der Herzog ohne des Kaisers Erlaubniß, d. h. ohne seinen Befehl keinem die Loge geben dürfe. — Alle Blicke wandten sich nach uns hin, wahrscheinlich um zu sehen, welche bedeutende Erscheinung sich da zeige.

Die Feindschaft mit Rußland war so gut wie ausgesprochen und dem russischen Gesandten Kurakin, der nicht weit von uns saß, sollte weiß gemacht werden, daß Napoleon mit Preußen in bester Freundschaft lebe. —

Ich genieße hier sehr viel Ehre aber kein Vergnügen. Was ist am Ende diese Ehre? Gar nichts, nur gut für die Dummen und Eitlen. Man spielt Schach, und ich bin eine von den vielen Figuren.

Am 4. März war ich zum Diner bei Herrn v. Haller[1]),

---

[1]) Emmanuel von Haller, der Sohn des als Anatom, Physiolog, Botaniker, Arzt und als Dichter berühmten Albert von Haller in Bern, war jung nach Paris gekommen, gründete dort mit Glück ein Bankhaus und erwarb schon während der Revolution durch Lieferungsgeschäfte ein sehr großes Vermögen. Im Jahre 1796 zum Generalschatzmeister der französischen Armee in Italien ernannt, übernahm er später dort im Auftrage des Direktoriums der französischen Republik das Eintreiben der Kriegskontributionen und kehrte erst 1799 nach Paris zurück, um hier in das Schatzamt einzutreten. Als seine Geschäftsführung, wie mehrfach schon früher, so auch damals wieder heftig angegriffen wurde, verließ er den Staatsdienst, betheiligte sich aber weiter an großen Speculationsgeschäften, bis 1816 der Bankrott über sein Vermögen ausbrach. Vergl. Nouvelle biographie générale. Paris 1855.

dem Sohne des berühmten Haller, der damals einen ans Wunderbare grenzenden Einfluß hatte, den die bedeutendsten Männer, der Herzog von Bassano, Generale und Präfekten mit ehrfurchtsvoller Auszeichnung behandelten. Sein Einfluß war entschieden, sein Reichthum galt für ungeheuer.

Es war hier alles vereint, was Eleganz, Reichthum, Geist und Geschmack schaffen konnten. Die Gesellschaft war klein aber ausgewählt, angenehm und geistreich. Alle bewegten sich frei, obgleich man merken konnte, welche wichtige Person der titellose Wirth sei. Er ist gescheidt, bestimmt und gewiß oft rauh und gleicht dem Minister Struensee. Die Frau ist bescheiden, klug und zuvorkommend. Sie war einfach, aber in echtem Cachemire gekleidet.

Es schien mir, als wolle der Herr durch Pracht und Reichthum, welcher überall zu sehen war, imponiren. Das Schlafzimmer der Dame, in Paris immer ein Staatszimmer, war mit den prächtigsten Teppichen belegt. Schöne Säulen trugen schwere seidene Gardinen, welche das Bett umgaben.

Herr v. Haller führte mich durch einen langen Saal voll seltener Oelgemälde, wie er rühmend bemerkte, zu Tisch, wo der feinste und größte Luxus in Speisen und allen Dingen uns umgab. Als ich etwas darüber äußerte, bemerkte mein Wirth: „Ja, ich habe gern aus allen Ländern vereint, was ich dort am besten fand, und auch mein Koch muß sich danach richten und nicht blos französisch kochen, sondern französisch, deutsch, kurz das Beste bereiten, was es überall giebt".

Bei Tisch sagte mir Herr v. Haller in seiner unum-

wundenen Art zu reden: „Ich habe Sie gehaßt, weil ich wußte, wie Sie gegen uns gesonnen sind, nun ich Sie aber kenne, kann ich es nicht mehr. Sie lieben Ihr Vaterland über alles und würden uns alle donner au diable, um es glücklich zu machen. Lieben Sie immer Ihren König, aber seien Sie deswegen keine Feindin Napoleon's. Beides läßt sich vereinigen" u. s. f.

Beim Kaffee schlug er mir in seiner kecken Freimüthigkeit ziemlich imperatorisch vor, mich der Kaiserin Marie Louise präsentiren zu lassen. Ich sah das Absichtliche darin und erwiderte, ich wisse die hohe Ehre zu würdigen, müsse aber erst (Beguelin) darüber sprechen und seine Erlaubniß haben. Ohne weiteres drehte er sich zu Beguelin um, der von dem Gespräche nichts wußte, und fragte ihn, ob es ihm angenehm sei, wenn ich der Kaiserin vorgestellt würde. Natürlich bejahte es Beguelin und setzte hinzu, er würde die nöthigen Schritte thun. Sogleich rief Haller den Präfekten, Grafen d'Harville, heran und sagte ihm kurz: „Graf d'Harville, nehmen Sie sogleich meine Equipage, fahren Sie zur Oberhofmeisterin und besprechen Sie mit ihr das Nöthige, damit Frau v. Beguelin kommenden Sonntag vorgestellt werde." Erschrocken erwiderte ich: „Mir fehlen die nöthigen Hofkleider, und es ist mir unmöglich, sie in so kurzer Zeit anzuschaffen." „Das hat nichts zu sagen" fiel mein deus ex machina ein, „Sie haben ungefähr die Taille meiner Frau. In deren Garderobe finden Sie alles, was Sie bedürfen, und sie wird Ihnen mit Vergnügen leihen, was Sie brauchen, und Sie werden es doch nicht verschmähen, für einen Tag ihre Garderobe zu benutzen".

Beguelin, der Herr v. Haller nicht verletzen durfte,

ſchwieg und wußte auch wohl, daß es noch Auskunftsmittel gab, die Sache zu hintertreiben.

Graf d'Harville kam bald wieder und zeigte an, daß die Oberhofmeiſterin ſehr gern einwillige, mich vorzuſtellen, daß aber der Gemahl immer acht Tage vor ſeiner Gattin präſentirt werden müſſe, folglich Herr v. Beguelin kommenden Sonntag dieſe Ehre haben werde und ich den Sonntag darauf.

Beguelin hatte noch gar nicht daran gedacht, auch keine geſtickten Kleider, wie ſie erforderlich waren, und mußte ſich nolens volens einen fertigen Anzug kaufen, der ihm ſo ſchlecht ſaß, daß er wie ein Hofſchneidermeiſter darin ausſah.

Den 10. März.

Vorgeſtern wurde Beguelin präſentirt. Wir erwarten mit Sehnſucht den Courier aus Berlin, der die Ratification der Convention bringen ſoll. Sie ſind in Berlin ſo ſaumſelig. Vielleicht zögern ſie auch, weil dem Könige die eingegangenen Bedingungen zu drückend erſcheinen. Beguelin glaubt unter ſo ungünſtigen Umſtänden ſchon viel erlangt zu haben, daß man die großen Summen der Contribution ſo lange ſtundet. Die Naturallieferungen ſind freilich für das Land ſehr drückend; würde es aber erleichtert werden, wenn der Herzog von Dalmatien Preußen beſetzte, wie er ſehr wünſcht[1])? Viele glauben ſogar, daß Napoleon einen großen Mißgriff that, die Convention abzuſchließen.

[1]) Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien befand ſich damals in Spanien und wurde von dort zur Theilnahme am Kriege gegen Preußen erſt 1813 zurückberufen. Wahrſcheinlich liegt hier eine Verwechſelung mit Marſchall Davouſt vor, dem Frau v. B. ſelbſt an einer früheren Stelle die in Rede ſtehende Abſicht zuſchreibt.

Beguelin meint, in Berlin thun sie, als könnten wir wie zwei gleich starke Mächte unterhandeln und bedenken nicht, daß uns Zeitgewinn von der höchsten Wichtigkeit ist, und daß wir gleich zerschmettert sind, wollten wir uns vor der Zeit und einzeln zur Wehre setzen. —

Heute besuchte mich Haller und blieb zwei Stunden bei mir und bot alles auf, mich für Napoleon's Interesse zu gewinnen oder wenigstens zur Neutralität zu bewegen. Er wußte, daß sich in meinem Hause bedeutende Männer von der englischen Partei — wie man sie damals nannte — einfanden, und daß ich auf ihre Ansichten und Meinungen großen Einfluß übte. Er suchte alle möglichen Tonarten anzustimmen.

Mir war, als säße ein großer Handelsmann bei mir, der um mein Gewissen handelte, ja minutenweise war mir, sans comparaison, als sei ich mit dem Versucher auf der Zinne des Tempels. Das Gespräch griff mich an, da es nur über ein Thema handelte, und ich den gefährlichen Mann weder beleidigen, noch seiner Absicht auch nur die entfernteste Hoffnung lassen durfte. Da in meinem Innern kein Zwiespalt war, bestand der Kampf nur in der Gewandtheit der Rede.

Zuerst suchte er durch Schmeicheleien meine Eitelkeit zu erregen. Als dies nicht wirkte, sagte er wie hingeworfen: „Ihr Mann hätte sich eine Million machen können und Ihnen indische Schlafröcke geben, statt dieses hier" — er warf dabei einen Blick auf meinen weißen Ueberrock. „Er wird nicht der Erste sein, den es reut, für sich nicht gesorgt zu haben, denn nach seiner Handlungsweise wird man ihn nicht belohnen. Nur mit Geld ist man etwas — und frei! Sie werden sehen, vous serez attrapée".

Ich erwiderte mit Nachdruck: „Wer, wie ich darauf rechnet attrapirt zu werden, kann es nicht mehr werden.“ Die Antwort fiel ihm auf, und er fragte mich mit erhobenem Haupte, wie ich das meine. Schnell bedachte ich, daß er als mißtrauischer Mensch mir andere Gedanken unterlegen könne und sagte also, ich erwarte vom Glück keine Schätze, könne also wenigstens hierin nicht getäuscht werden.

Den Kopf etwas auf die Seite und vorn herüber gebeugt, ließ er mich nicht aus den Augen. Er machte immer Pausen und betrachtete mich scharf, um zu sehen und zu hören, was ich erwidern würde. Eine Art Gemüthsbewegung konnte ich bei ihm nur daran bemerken, daß er manchmal plötzlich seine goldene Tabatière rasch einige Male in den Händen umdrehte.

Mir war wie einem Schachspieler, der einen geschickten Gegner hat, aber fest entschlossen ist, ihm die Spitze zu bieten.

Er wollte mir beweisen, daß ich ja nicht feindlich gegen mein Vaterland handle, wenn ich auch freundlich gegen Napoleon gesinnt würde, und wenn ich als Zeichen seiner Achtung einen Schmuck von Brillanten von ihm annähme, so flösse dies ja aus Napoleon's und nicht aus Preußens Tasche. Napoleon sei reich genug, um die Menschen auszuzeichnen, die er ungewöhnlich und großartig finde. Ein Schmuck von einer halben Million an Werth sichere aber mich und besonders meine Kinder gegen alle Wechselfälle des Glückes. Er fuhr fort: „Wenn Sie den Druck der Verhältnisse mit Leichtigkeit ertragen, wenn Ihnen die Armuth gleichgültig ist, werden Sie auch gleichgültig sein bei der vielleicht hülflosen Lage ihrer Kinder? Rechnen Sie nicht auf Ihr Vaterland, votre patrie ingrate

vous abandonnera, — nicht auf Ihren König, der weder zu bestrafen noch zu belohnen versteht. — Sie werden vergessen und verlassen sein, und Ihr Vaterland wird nicht einmal wissen, wie Sie es geliebt, was Sie für dasselbe gethan haben! — Sie sollen es ja nicht verrathen, nicht uns überliefern, nur nicht feindlich uns gegenüberstehen, das ist ja alles, was wir wünschen."

Seine Worte blieben mir mehr im Gedächtniß, als die meinigen. Er griff an, ich vertheidigte mich. Ich hätte ihn schnell abweisen können, aber ich durfte wegen der nachtheiligen Folgen für die gute Sache ihn nicht beleidigen, ich hätte aber nicht Ich sein müssen, um mit dem Raubvogel meines armen Vaterlandes einen solchen Bund schließen zu können. Mit innerer Freudigkeit sah ich auf meinen einfachen Ueberrock und freute mich von ganzer Seele, meinem Vaterlande unwandelbar anzugehören.

Endlich mochte er sich überzeugen, daß seine Zeit verschwendet sei, und er fing an einzulenken. Gegen Ende des Gespräches äußerte Haller: „Sie sind eine ganz ungewöhnliche Frau, o wären Sie doch Französin! Wie froh könnten wir dann sein. Hätte Ihr König lauter so treue Unterthanen wie Sie, so wäre er wahrhaft zu beneiden." — Ich that, als wenn ich in den höheren Stellen nicht daran zweifelte. „O!", sagte er, „wir haben in den nächsten Umgebungen des Königs unsere guten Freunde".

Ich suchte ihn zu stacheln, um mehr zu erfahren. „Denken Sie", erwiderte er, „daß wir unseren Vortheil so leicht aus den Händen geben? Ihr König würde manchen mit einem Fußtritt aus dem Zimmer stoßen, gegen den er freundlich ist." — Ich dachte: „Sie wollen also Beguelin und mich zu diesen Unwürdigen gesellen!"

Ich wollte rathen. „Rathen Sie nicht erst, ich würde keinen von denen nennen, die wir in der Tasche haben.“ Bei einem Namen sagte er auffahrend: „Der ist die Ehrlichkeit selbst und unverführbar.“

Endlich erhob sich Herr v. Haller mit den Worten: „Mit Hoffnungen bin ich gekommen und gehe ohne Hoffnungen fort. Ich fühle es ganz, welches Glück es wäre, wenn Sie unsere Freundin wären, und wie Sie uns als Gegnerin schaden können; aber ich scheide von Ihnen mit der tiefsten Hochachtung, und selbst wenn Sie uns schaden, könnte ich Sie doch nicht hassen, nachdem ich ihre Motive kenne.“ Dabei verbeugte sich der sonst starre und stolze Mann tief.

Haller war ohne äußeren Rang und wurde doch von bedeutenden Männern respektvoll behandelt. Es schien daher wohl glaubwürdig, daß er beim ersten Steigen Napoleon's dessen Freund und Rathgeber gewesen sei, wie man uns sagte.

Haller erzählte, eines Tages, als Napoleon in Italien eine sehr starke Contribution ausgeschrieben habe und man darüber trostlos gewesen sei, habe er zu Napoleon gesagt: „Mildere doch die Forderung, Du bringst sonst die Menschen aufs äußerste, und man muß doch auch menschliches Mitleiden haben.“ Napoleon habe ihn darauf auf die Schulter geklopft und erwidert: „Du bist doch ein gutmüthiger Mensch, ich will auch etwas von der Forderung erlassen“.

Beguelin meinte nachher, wenn Napoleon Haller'n noch weich nennt, dann zeigt er, wie hart er sein kann.

Wie wenig es Herrn v. Haller einfiel, Rücksichten zu nehmen, und wie sehr ihm alles durchgegangen sein mußte, beweist folgender Zug.

Herr v. Treskow ging eines Morgens zu ihm, um mit ihm über Geschäfte zu sprechen, wurde angenommen und fand ihn unter den Händen eines Chirurgen, der ihm eben die Elsteraugen ausschnitt. Treskow wollte diesen Empfang übelnehmen, doch sein Erstaunen, zwei hohe Staatsmänner neben Haller stehend zu finden, machte, daß er seinen Aerger vergaß, um so mehr, als das Gespräch der drei Herren so geführt wurde, als sei Haller der Gebieter.

Man sagte, daß es nur von Haller abgehangen habe, einen hohen Posten zu bekleiden, daß er es aber stets abgelehnt habe, weil ihm seine Freiheit zu lieb sei, und weil er eine mystische Gewalt besaß, die ohne Rang und Titel anerkannt wurde.

Wie schnell verändern die Verhältnisse unsere äußere Gestaltung! Das Jahr vorher war ich in Paris unbeachtet, unbedeutend. Keiner suchte mein Wohlwollen zu gewinnen oder gar zu erkaufen, und ich war dieselbe, aber damals war Preußen als Feind oder Freund unwichtig, der Krieg mit Rußland noch nicht vor der Thür, und noch keiner wußte oder dachte, daß meine Meinungen und Urtheile gehört und beachtet wurden, und daß Gneisenau mir ausführliche Briefe schrieb über alles, was für das Vaterland nützlich werden konnte.

Ich wurde gedrängt meine Anstalten zu machen, der Ehre und des Glückes (der Vorstellung bei Hofe) theilhaftig zu werden. Beguelin und ich machten einige leere Com-

plimente und Entſchuldigungen und thaten, als wenn wichtige Urſachen unſere Abreiſe erforderten. So erſparte ich mir die Laſt und die Unkoſten und nahm nur die gnädige Aeußerung mit auf den Weg, mich der Kaiſerin Marie Louiſe überall ſogleich vorſtellen laſſen zu können, wo ich das Glück hätte, mit ihr zuſammenzutreffen.

Als wir im März 1812 Paris verließen und über Amſterdam, wo Beguelin für den Staat Geldgeſchäfte ordnen ſollte, nach Berlin zurückkehrten, war ich außerordentlich froh. Jede eitle, genußſüchtige Frau hätte an meinem Platze dort reiche Genüſſe gehabt — mir fehlte alles, was zu meiner Lebensluft gehörte, dagegen hatte ich im Uebermaß, was mir drückend und zuwider war.

Die Arbeiten der letzten Conferenzen und das Leben in Paris waren Beguelin, der an reizbaren Nerven litt, ſehr ſchädlich geweſen. Seine krankhafte Unruhe ließ ihm kaum Zeit zum Mittageſſen, und ſo ſchadete er ſich noch mehr. Schon auf dem Wege nach Holland, wo wir Brüſſel und Antwerpen, die ich gern genauer beſichtigt hätte, nur durcheilten, zeigte ſich bei Beguelin die Krankheit, welche in Amſterdam ſo heftig ausbrach, daß wohl alle glaubten, er könne ſie nicht überleben. Ja, mit holländiſcher Gravität erbaten ſich daſelbſt zwei Herren, darunter der preußiſche Conſul, ein Geſpräch bei mir allein und erboten ſich, falls es Gott gefallen ſolle, Beguelin zu ſich zu nehmen, für ein ſtandesgemäßes Begräbniß zu ſorgen. Nach mehrwöchentlichen fürchterlichen Leiden war Beguelin endlich ſo weit, daß er, mit Kiſſen umlegt, abreiſen konnte, was er und der Arzt ſehnlichſt wünſchten, weil dieſer das Klima für ſehr nachtheilig erklärte.

Die Reiſe war für mich faſt ebenſo drückend, wie für

ihn, da er vor Kopfschmerz laut aufschrie, wenn man über einen Stein fuhr. Auf jeder Station richtete ich an den Postillon dieselben oft vergeblichen Bitten, sachte und recht behutsam zu fahren. Endlich in Hannover stellte sich ruhiger Schlaf und Besserung ein.

In Potsdam fand ich einen Brief, welcher mir den Tod meines lieben (Kindes) Edmund anzeigte, den man mir bis dahin, meiner Ruhe wegen, verschwiegen hatte.

Kaum in Berlin angekommen (Anfang Mai 1812), fand ich ein weites Feld für meine Thätigkeit und Sorgen in anderer Art. Beguelin war wegen seiner in Paris geschlossenen Convention angefeindet, verleumdet und gehaßt. Nur wenige glaubten, er habe nicht anders handeln können. Von den heterogensten Parteien einigten sie sich in dem Punkte, ihn hart zu tadeln, ja zu verdammen. Man sah nur die harten Opfer und nicht die harte Nothwendigkeit. Wie der König dachte, weiß ich nicht, glaube aber, daß er wenig gehofft hatte, folglich sich nicht enttäuscht sah.

Was wir liefern mußten, war augenblicklich hart, wäre aber doch genommen worden, und noch mehr, hätte Napoleon unser Land wieder feindlich durchzogen. Man sagte wohl, die Nation hätte es nicht geduldet, aber sie mußte erst Beistand und die Möglichkeit des Gelingens sehen.

Beguelin erhielt den Rothen Adler-Orden dritter Klasse und die ihm einst schon vom Minister Stein versprochene freie Wohnung in der Seehandlung. Dieses Versprechen wurde früher durch Stein's Rücktritt vernichtet, und, wie es oft geschieht, jetzt nicht zur guten Stunde in Ausführung gebracht.

Die Gnadenbezeugung erregte heftigen Neid, und Beguelin's Feinde und Neider fanden in der Convention

gleichsam ihren Stützpunkt. Man hatte von jeher großes Vertrauen zu seinen geistigen Fähigkeiten gehabt, aber leider hatte er früher durch ungebundenen, scharfen Witz sich viele Feinde und Mißtrauen gegen sein Herz erzeugt. Er verlachte die Warnungen echter Freunde darüber und hielt sich für zu mächtig. Wer aber kann dem Feinde die Spitze bieten, der nicht gerade auf ihn losgeht. Beguelin nannte die Beschuldigungen seines Herzens die Waffen der Dummen, die weiter nichts könnten.

Seine Verstandesspiele, wie ich es nennen möchte, führten ihn oft dahin, Dinge zu sagen, die er im Ernst nicht so meinte, wohl nicht dachte. Er ließ sich gern in Sophismen gehen — ein gefährliches Spiel — und suchte wider seine Ueberzeugung oft Meinungen zu behaupten und durchzuführen, bloß um zu hören, wie man sie bekämpfen werde, vielleicht auch, um die Gewandtheit seiner Rede zu zeigen und durch den Glanz seines Geistes die anderen zu besiegen. Opposition war ihm mit einem Wort ein geistiges Nahrungsmittel.

Besser für sich und andere hätte er oft durch Schweigen genügt, wo er unumwunden sarkastisch seine Meinung herausgab.

Wenn Beguelin im gewöhnlichen Leben sich oft von seiner Phantasie hinreißen ließ, so war er dagegen in Geschäften ruhig und besonnen. So sah ich ihn in Paris.

Er wurde innerlich wohl ungeduldig, wie es sicher jedem Manne ergangen wäre, wenn er sah, wie man ihn absichtlich hinhielt und er seine Zeit nutzlos verschwendete. Ich habe in Paris seine Anstrengungen, seinen Schmerz gesehen, als er die entsetzlichen Forderungen hörte, die man an unser armes, gedrücktes Vaterland stellte.

Ich glaube hier von Beguelin, wie von einem Fremden reden zu müssen, wenn meine Worte glaubwürdig sein sollen.

Ich habe in meinem Zimmer seine Kämpfe mit Napoleon's Agenten gesehen und wie er da mit Würde widerstand. Diese Kämpfe waren (in den Waffen) ungleich und nicht leicht, denn erst wollten die Franzosen im Bewußtsein ihrer Stärke immer abbrechen, da wir, nicht sie die Bittenden und Suchenden waren.

Das eine Mal war ich so empört über die ungeheuerste Herzlosigkeit dieser Menschen, die es nicht verhehlten, daß ihnen das Verderben meines Vaterlandes ganz gleich sei, daß ich meine zitternden Hände faltete und meine thränenden Augen zum Himmel hob und schweigend aber innig zu Gott betete, meines Vaterlandes sich zu erbarmen, es zu retten und diese Grausamen zu bestrafen.

Wenn auch kein Wort meinem Munde entfuhr, so mochten doch wohl meine Züge meine Gefühle ausdrücken. — Ein plötzliches Schweigen trat im lebhaftesten Gespräch ein, und ihre Augen hafteten auf mir. Ich kam dadurch wieder zu mir und faßte mich.

Wenn Beguelin trotz der verschiedenartigsten Angriffe immer mit Würde und edel widerstand, so kann man sagen, viele hätten das nämliche gethan, viele aber auch nicht, schon weil ihnen, bei allem guten Willen, vielleicht die Gewandtheit der Redegabe gefehlt hätte.

Anders ist es mit Deutschen, anders mit Franzosen unterhandeln und wie schwierig, wenn der Schwache mit dem Stärkeren, Mächtigeren und Böswilligen zu thun hat.

Uebrigens sah Beguelin die schiefen, blinden, ungerechten Urtheile alle voraus, die ihm werden würden und

müßten von denen, die in der Ferne und unbekannt mit den großen Schwierigkeiten, darüber urtheilen würden. „Ich selbst", sagte er, „würde in Berlin vielleicht ebenso urtheilen. In meinem Vaterlande, für dessen Wohl ich gleich mein Leben hingeben wollte, wird man mich vielleicht beschuldigen, daß ich mich bestechen ließ, nur hier hat man die feste Ueberzeugung, daß ich meine Pflicht that". —

Wie es in außerordentlichen Zeiten wohl stets der Fall ist, gab es mehrere Parteien. Die Leidenschaften waren stark aufgeregt, jeder schlug sich zu der Partei, die in der Hauptsache seiner Meinung war, gleichviel ob sie sonst zusammenpaßten.

Die Zeit, vielleicht auch nähere, richtigere Kenntniß der Verhältnisse besänftigten den Unmuth der Guten, und die bald eintretenden günstigen politischen Veränderungen brachten die Schlimmen zum Schweigen.

Als unser König in Dresden die Zusammenkunft mit Napoleon und dem Kaiser Franz von Oesterreich hatte, folgte Beguelin dem Kanzler dorthin[1]) und wünschte, ich möchte mitreisen; allein mehrere Vernunftgründe hielten mich zurück, so interessant die Reise auch für mich hätte sein können. Beguelin nahm nun, da er nicht allein fahren wollte, die Geheimräthin Klaatsch mit, der ich diese Freude recht von Herzen gönnte.

[1]) Diese Mittheilung enthält in der Zeitfolge eine kleine Ungenauigkeit, da der König mit Hardenberg erst am 26. Mai 1812 nach Dresden kam, während Beguelin zur Unterhandlung mit den französischen General-Intendanten schon früher, spätestens Mitte Mai, dort eingetroffen war. Vergl. den früher mitgetheilten Brief Hardenberg's an Beguelin nach Dresden S. 64 und Ompteda, Politischer Nachlaß II. S. 265.

Den 4. Juni 1812.

Der Staatskanzler iſt von Dresden zurückgekehrt. Er hat, wie er berichtet, anderthalb Stunden mit Napoleon ſehr freimüthig und ohne ſich etwas zu vergeben geſprochen. Napoleon war mit ihm ſehr zufrieden und hat ihm ſchöne Sachen geſagt. Das alles rührt ihn nicht ſehr. Napoleon wünſcht jetzt Preußens Freundſchaft oder will vielmehr ſeine Feindſchaft und deren Folgen vermeiden.

Beguelin erzählte mir, wie die Kaiſerin Beatrix von Oeſterreich in Dresden alles aufgeboten habe, um Napoleon mit Stolz entgegenzutreten, ohne im geringſten gegen die feine Lebensart zu verſtoßen. Napoleon ſuchte ſie zu gewinnen, doch vergebens. Seine Gemahlin, ihre Stieftochter, dachte durch prachtvolle Toilette und durch Uebermaß von Juwelen zu blenden, was jedoch bei der noch jungen Stiefmutter keinen günſtigen Eindruck hervorbrachte, ja vielleicht ſogar ein gewiſſes Mißfallen erregte.

Der König von Preußen und Napoleon konnten ſich einer in des anderen Nähe nicht behaglich fühlen, und beiden war die Gezwungenheit deutlich anzumerken.

Den 22. Juni.

Das Schauſpiel wird ſich nun bald in ein Trauerſpiel verwandeln, verzweifelte Uebel müſſen mit verzweifelten Mitteln vertrieben werden.

Fürſt Hatzfeld will Staatskanzler werden, thut aber en attendant, als wäre er deſſen beſter Freund.

Die Gährung nimmt zu, die Parteien wachſen[1]).

---

[1]) Einen Beitrag zu Hardenberg's damaliger Denkweiſe und zu ſeinem wechſelnden Handeln liefert folgender Briefſchluß aus jener Zeit, der ſich auf einem Briefausſchnitt vorfindet: . . . „melden Sie nur Ihren Entſchluß und ſeine Folgen. Gott kann füglich alle Dinge beſſer,

Den 25. Juli.

Der Staatskanzler glaubt an Hatzfeld's aufrichtige Freundschaft, weil er ihn da, wo er just leidet, zu trösten und zu fassen weiß; ich bin nicht der Meinung und würde ihm nicht blind vertrauen.

Oesterreich, das durch frühere unglückliche Kriege, wo wir ihm aus zu großer Behutsamkeit nicht beistanden, mehr als vorsichtig war, flößte Gneisenau nicht viel Vertrauen ein, wohl aber dem Staatskanzler. Dieser hoffte durch Zeit und Vorstellungen, wie es auch später geschah, seinen Zweck zu erreichen. Er correspondirte vertraulich mit Metternich und gab sich, was wohl noch mehr wirkte, später heimlich mit ihm Rendezvous in Böhmen, wenn ich nicht irre, in Nachod. Gneisenau hoffte mehr auf England und war hingesandt, um dort zu wirken und zu unterhandeln. Er schrieb mir über Kopenhagen und Colberg, von wo mir ein Kaufmann Schröder Gneisenau's Briefe sandte.

---

als wir denken, lenken, aber er will nicht, daß wir die Hände in den Schoß legen, wir sollen und müssen handeln. Wer da hat, dem wird gegeben, wer nichts hat, dem wird auch genommen, was er hat.

H(ardenberg). T(empelberg) d. 4. Juli 1812."

Wahrscheinlich gehört derselben Zeit auch der folgende Briefausschnitt, ebenfalls von Hardenberg's Hand, an: „Ich bitte Sie, verlieren Sie keine Zeit. Jeder Augenblick kann von der höchsten Wichtigkeit sein. Sie können und müssen nichts halb thun. Ich will Ihnen mündlich meine Pläne dann noch mehr entwickeln. Morgen werde ich um 1 Uhr bei Ihnen sein. Vorher um 10 Uhr habe ich Geschäfte und Session des Finanz-Collegii, dazu B(eguelin) auch kommt. Widmen Sie morgen früh unserem Geschäft einige Zeit, damit Sie mir dessen Fortschritte mündlich sagen können, wenn ich komme."

Den 23. September.

Gestern erhielt ich durch den Grafen Dohna[1]) einen langen chiffrirten Brief von Gneisenau aus England über Kopenhagen in vier Sprachen unter meiner Adresse. Gneisenau will, alles soll aufbrechen. Er hat große Hoffnungen, vermuthlich soll er ein Corps in Spanien commandiren[2]). Leider sah ich, daß er mir einen langen Brief durch Herdt gesandt hat, dessen Wagen man in Hamburg festhielt. Gneisenau in seiner Geradheit lernt noch immer nicht die Spione Napoleon's kennen. Die Engländer, theilt Gneisenau mit, wollen jetzt Seeland nehmen, Landungen an mehreren Orten machen u. s. f.[2]).

Heute sprach Beguelin den König. Der hofft nicht viel von Beguelin's Sendung (nach Wilna), hat ihm aber doch angenehme Dinge gesagt. Wenn einer es könne, wäre er es mit seinem savoir faire u. s. w. Conventionen hülfen aber nichts, weil die Franzosen sie nicht hielten, alles verlangten und nichts leisteten.

In der letzten Hälfte des Jahres 1812 war nichts versäumt und alles aufgeboten worden, um den Krieg mit Kraft beginnen zu können. Das endliche Ineinandergreifen der Räder wäre aber trotz Gneisenau's Wachsamkeit und Ausdauer nicht gelungen, wäre Gott nicht sichtlich der guten Sache gnädig gewesen.

---

[1]) Preußischer Gesandter in Kopenhagen.

[2]) Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden. Vergl. M. Lehmann, Hist. Zeitschr. N. F. Bd. XXVI. S. 485. An anderer Stelle erwähnt Frau v. Beguelin, daß sie noch im Besitze eines chiffrirten Briefes von Gneisenau sei, den sie nicht mehr lesen könne, da ihr der Schlüssel dazu abhanden gekommen sei. Das Original ist daher vermuthlich beim Uebergange des Nachlasses aus einer Hand in die andere, infolge seines unverständlichen Inhalts, als werthlos unbeachtet verloren gegangen.

Die erste Nachricht von dem furchtbaren Brande Moskau's erhielt ich durch einen Brief, den ein polnischer General seiner Frau im Angesicht des Feuers auf dem Knie schrieb, natürlich nur wenige Worte voll schmerzlichen Ausdrucks. Beguelin hatte mir längst unter anderen Benennungen Napoleon's hülflose Lage geschildert, soviel auch die Bulletins das Gegentheil ausstreuten. Wir hatten jeder eine Liste von Worten mit Bedeutungen, die wir in den Briefen gebrauchten, da wir auf das Oeffnen derselben stets rechnen mußten.

Als Napoleon's Sache so schlecht stand, wollten einige heiße Köpfe bei uns, man solle nun der ermatteten französischen Armee den Rückzug abschneiden, Napoleon auffassen und gefangen nehmen. Doch dazu verstand sich der edelgesinnte König nicht. Er verwarf fest und bestimmt den Vorschlag, den fast wehrlosen Feind zu überfallen, als ehrlos.

Man stellte ihm vor, daß falls man Napoleon Zeit lasse, um wieder Kräfte zu sammeln, es uns im Kriege viel mehr Menschen kosten werde, als so, und daß diese Unschuldigen weniger ihr Unglück verdienten, als er. Allein der König blieb fest und meinte, es müsse kein Schatten von Unrecht auf einem Kriege lasten, wolle man Gott und Menschen für sich haben.

Aus einer Rede, die Napoleon bei seiner Rückkehr aus Rußland in Warschau hielt, ist folgende Stelle merkwürdig, da sie wohl zeigt, daß er den Untergang seines Glücksternes erkannte: „Jusqu'au six j'ai gouverné le monde" — ich glaube er sprach vom 6. September — je l'ai cessé[1]).

[1]) Gemeint ist „November". De Pradt, Histoire de l'ambassade dans le grand-duché de Varsovie en 1812. Paris 1815 S. 211 u. f.

In einer Nacht langte er mit Caulaincourt[1]) und seinem Mamelucken in demselben elenden Posthause an, ich glaube der Ort hieß Zempertany, in welchem Beguelin logirte. Porte à porte hörte dieser nur wenige dumpfe Worte, und erst am anderen Morgen erfuhr er, wer sein Nachbar gewesen sei.

Die entsetzliche Noth der französischen Armee ist so genügend beschrieben, daß ich aus Beguelin's Briefen nichts anzuführen brauche, was sie in den schwärzesten Farben schildert[2]).

Menschen, durch anhaltendes Glück verwöhnt, können selten begreifen, daß es auch wieder wechsele. Anfangs war Napoleon vorsichtig und dachte bei seinen Kriegen immer an die Möglichkeit des Mißlingens. Bedeutende Militärs sagten, er habe immer gesorgt, im schlimmsten Falle sich den Rückzug zu decken. Nur gegen Ende, durch die lange Dauer des großen Glückes verwöhnt, vergaß er, auf die Möglichkeit des Unglücks zu rechnen. Vielleicht machte ihn ganz zuletzt die Verzweiflung blind.

Sobald Napoleon aus Rußland nach Paris zurückgekehrt war, versammelte er seinen Staatsrath und bemühte sich darzulegen, wie hauptsächlich sein Unglück daraus entstanden sei, daß der preußische General von York mit

---

[1]) Großstallmeister, von 1807—1811 französischer Gesandter in Petersburg, später im November 1813 Minister des Auswärtigen. In der Zwischenzeit vorübergehend mit einem Commando in Spanien betraut, befand er sich während des russischen Feldzuges und beim Ausbruch des Freiheitskrieges in der unmittelbaren Umgebung Napoleon's.

[2]) Lehmann erwähnt in Scharnhorst II. 471 daß die Regierung durch vortreffliche Berichte ihrer Beamten, Beguelin's aus Wilna, Krusemarck's aus Warschau, u. a. m., rechtzeitig über den vollen Umfang der Katastrophe in Rußland unterrichtet war.

seinem Corps zu den Russen übergegangen sei[1]). Er benutzte (York's That), um mehr Enthusiasmus zu erregen und Beistand für die nächste Zeit zu erlangen. Die Exaltirten (bei uns) erhoben sie in den Himmel, ja viele hielten sie für Ausführung geheimer Befehle. Sehr wahrscheinlich ist, daß York sich gedrückt und empört fühlte, unter der französischen Herrschaft zu stehen und wohl glaubte, wenn er die That auf eigene Rechnung nehme, dem Vaterlande zu nützen und dem Könige nicht zu mißfallen. Wohl wissend, daß derselbe ihm nicht die Erlaubniß zu dem Schritte geben würde, fragte er auch deshalb nicht an.

Nicht um unter Alexander zu dienen, sondern um nicht mehr unter Napoleon gegen Rußland zu kämpfen, that York diesen Schritt, den übrigens weder der König noch der Kanzler billigte. Der König, streng sein Wort haltend, hatte nie hinterlistig diese geheime Ordre gegeben, und der Kanzler fürchtete selbst aus dieser höchst eigenmächtigen Handlung York's schlimme Folgen für die Zukunft. Der Staatskanzler wankte nicht mehr, wenngleich er nicht so rasch vorwärts schreiten wollte und als Diplomat behutsamer war.

So sehr der König des Landes Lage und Unglück fühlte und schmerzlich trug, konnte er sich doch nur schwer

---

[1]) Die Ereignisse sind hier etwas mehr zusammengedrängt, als sie sich thatsächlich vollzogen. Napoleon traf am 18. Dezember 1812 in Paris ein. Die Nachricht von der Convention, welche General York zu Tauroggen mit den Russen abschloß, langte erst in der Nacht vom 9. zum 10. Januar 1813 in den Tuilerien an und wurde dann allerdings sofort ausgebeutet, um am 10. Januar im Senat die Forderung einer schon vorher beabsichtigten kolossalen Waffenrüstung zu begründen. Oncken, Oesterreich und Preußen 1813 I. S. 54 u. 84.

zum Kriege 1813 entschließen. Er war mehr zum Dulden, als zum Handeln geneigt. Er dachte sich die Schwierigkeiten riesengroß und die geringen Hoffnungen auf glücklichen Erfolg höchst unwahrscheinlich und suchte alles hervor, um die Kühnen matt zu machen.

Die ganz verschiedenen Parteien mit entgegengesetzten Ansichten zu einem Ziele zu führen, war nicht leicht, und es gehörte nicht wenig dazu, hier alles im Auge zu behalten und das rechte Maß zu halten, um jeder Schwäche, wie jeder Exaltation zu begegnen. —

Eines Tages (am 17. Januar 1813) kam der Staatsrath Hufeland[1]), mein vieljähriger Freund, eilig zu mir und theilte mir mit, ein Adjutant des Marschalls Augereau, der damals in Berlin stand, habe, schwer erkrankt und gerührt durch die sorgfältige Pflege, die man ihm widmete, endlich ein Geheimniß offenbart, das ihn sehr drückte, unter der Bedingung, ihn nicht zu verrathen. Der Offizier habe gesagt, er könne den Gedanken nicht ertragen, ein Land verderben zu sehen, in dem er so viele edle und großherzige Menschen kennen gelernt habe. Augereau habe von Napoleon den Befehl erhalten, den König nachts gefangen zu nehmen; er warne deshalb und rathe zur Behutsamkeit. Auf Hufeland's Wunsch theilte ich dies sogleich dem Kanzler mit, der nichts verabsäumte[2]).

[1]) Der bekannte Arzt.

[2]) Ranke berichtet über das Ereigniß in Hardenberg III. 2. Aufl. S. 269, daß Hardenberg damals im Sechsspänner zum König nach Potsdam fuhr. — Der französische Gesandte St. Marsan meldete dagegen über die Beunruhigung in Berlin und Potsdam am 17. Januar, daß nur ein Streit zwischen Soldaten und Bürgern zu übertriebenen Gerüchten Veranlassung gegeben habe. Vergl. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke S. 402.

Er wollte den König bewegen, nach Schlesien zu gehen, allein das gelang ihm nicht (sofort). Der Herr blieb eisenfest und war durchaus furchtlos, wo es seine Person galt.

Auch mit Boltenstern besprach ich die Sache, und er beobachtete und untersuchte alles. Ich hatte an dem Abende eine kleine Gesellschaft von etwa 12 Personen bei mir, denen ich, um jedes Aufsehen zu vermeiden, nicht absagen wollte und konnte, aber gespannt horchte ich auf jedes Geräusch auf der Straße. Boltenstern kam spät, war ernst und schweigsam und blieb bis 2 Uhr, wie ich glaube, um mich und meine Kinder nicht schutzlos zu lassen.

Inzwischen mußte trotz aller Verschwiegenheit, doch etwas bekannt geworden sein, denn es hatten sich sogar unter den Arbeitern bewaffnete Versammlungen zum Schutze des Königs gebildet, und Augereau gab das Projekt auf, als er bemerkte, daß man den Angriff festen Fußes erwarte.

(Am 22. Januar 1813 brach der König von Potsdam nach Breslau auf.)

Breslau, den 15. Februar 1813.

Den 30. Januar kam Beguelin von Wilna zurück.

Alle wichtigen Documente sind heimlich von Berlin fortgeschafft. Der General-Postmeister Seegebarth gab den klugen Rath, nicht auf Umwegen, welche die Franzosen gewiß bewachten, sondern auf gerader Straße einen zuverlässigen Postsekretär ohne Uniform als Passagier mit den Papieren nach Breslau reisen zu lassen. Der Postsekretär packte in seinen Koffer unten die wichtigsten Papiere, oben seine Wäsche. Bis zur Abfahrt mußte der Geh.-Rath Klaatsch im Accise-Departement alles verborgen halten.

Mit Anfang des Jahres 1813 trat die feindselige Stellung zwischen Preußen und Frankreich scharf hervor. Blücher, Gneisenau, Clausewitz[1]), Grolmann[2]), Scharnhorst traten immer näher heran. Scharnhorst war nur vertieft in seine Geschäfte, mit denen sich Blücher gar nicht abgab. Gneisenau (am 10. März nach seiner Rückkehr aus England in Breslau eingetroffen) vervielfältigte seinen Geist und seine Thätigkeit. Er war nun bloß Soldat und selten für uns zu sehen. Alles ging rasch und kräftig vorwärts, weil die Hauptpersonen einig wurden, und weil man die Möglichkeit des Gelingens sah.

Gneisenau soll den Alliance-Vertrag mit England abschließen. Er wird General, und auch Grolmann wird gebraucht werden.

In dieser Zeit kam General Tauentzien zum Staatskanzler nach Breslau, wo sich jetzt alles befand, was zur Ausführung der großen Sache gehörte und nicht anderweitig unerläßlich beschäftigt war. Tauentzien sagte dem Kanzler, wie er bemerkt habe, daß man ihn auf die Seite schieben wolle. Der Kanzler wich mit dem Hinweis aus,

[1]) Clausewitz, der Lieblingsschüler von Scharnhorst, war bei Ausbruch des Krieges 1812 als Oberquartiermeister in russische Dienste getreten und kehrte erst 1815 wieder in preußische Dienste zurück, nachdem er auf Scharnhorst's Vermittlung im Feldzug 1813—1814 als russischer Generalstabsoffizier der Blücher'schen Armee überwiesen war, da der König aus Groll über den Eintritt in die russische Armee seine unmittelbare Anstellung im preußischen Heere verweigerte.

[2]) Grolmann hatte schon 1809 den preußischen Dienst verlassen, war dann erst nach Österreich und später 1810 nach Spanien gegangen, wo er 1812 bei Valencia gefangen genommen wurde. Nach Frankreich transportirt, gelang es ihm, von dort zu entkommen. 1813 trat er als Generalstabsoffizier wieder in preußische Dienste.

daß er darin nichts thun könne, indem es nicht vor sein Forum gehöre, worauf Tauentzien erwiderte: „Ehe ich zurückbleibe, gehe ich als Unteroffizier mit, wenn man mir kein Commando giebt und gebe darauf hier mein Ehrenwort."

Dem Kanzler war die Sache peinlich, weil man in der That nicht daran gedacht hatte, Tauentzien ein Commando zu geben. Er galt in den Augen der damals bedeutendsten militärischen Autoritäten mehr für einen Hofmann, der mit Anstand Schulden machte — deren er auch viele hinterließ — als für einen tüchtigen General. Indessen hatten die eindringlichen Worte den Kanzler doch dahin gebracht, ihm das erbetene Wort zu geben, sich für ihn beim Könige zu verwenden. Sein Wunsch wurde erfüllt, trotzdem bedeutende Gegner ihm nicht günstig waren[1]).

Sonntag, den 15. März.

Gestern Abend wurde das Manifest (von Ancillon) gegen Napoleon vorgelesen. Es war sehr langweilig. Gneisenau meinte, es wäre gut, der Feind würde darüber einschlafen. Scharnhorst schlief wirklich dabei ein, Fürst Wittgenstein und Jacobi-Kloest, ehemaliger Gesandter in England, hörten eifrig zu. Grolmann und die anderen sahen sehr ruhig aus[2]).

Den 20.

Diese Woche war viel Lärm. Bei Alexander's Ankunft (in Breslau am 15. März) wurde mit allen Glocken

[1]) Vor allem Scharnhorst und Gneisenau.

[2]) Der Ancillon'sche Entwurf, von dem Gneisenau äußerte, daß er französischer, nicht deutscher Art sei, daß Phrasen glänzten, wo Gefühle sprechen sollten, wurde verworfen und statt dessen der vom Staatsrath Hippel verfaßte bekannte „Aufruf an mein Volk" vom 17. März erlassen. Pertz, Gneisenau II. S. 521.

geläutet. Ich habe ihn auf den Bällen gesehen. Sein Aeußeres gefällt mir nicht, etwas häßlich und fade.

Heute in der Kirche dachte ich: „Gott gieb Glück für die große Sache; für mich kann und mag ich nichts bitten, aber meinen Kindern will ich stets die alte Mutter bleiben.

Gestern wurde ich gefragt, ob ich beim unglücklichen Ausgang auch (ruhig) sterben könnte, oder ob mir der Tod schwer fallen würde. Ich erwiderte, ich wollte mich bedenken. Ich liebe nicht die großen Aeußerungen, aber ich habe mich geprüft.

St. Marsan hatte seine Pässe erhalten[1]), und unaufhaltsam ging nun die Sache ihrer Entscheidung entgegen. Eine Zwangsanleihe, deren man nicht entbehren konnte, machte nicht so viel Aufsehen, wie ich erwartet hatte, weil alles voll Enthusiasmus und Vaterlandsliebe der Selbstsucht vergaß und mit höchster Spannung den großen Ereignissen, welche kommen mußten, entgegen sah.

In Warmbrunn war ich Zeuge des Looſens der Mannschaften, die zur Landwehr gingen, und begriff nicht, wie mancher trübe oder traurig aussehen konnte, dem das herrliche Loos fiel, nun als Vaterlandsvertheidiger zu fechten, vielleicht zu sterben. Freilich hatte ich damals noch kein Lazareth und Schwerverwundete von nahem gesehen. Uebrigens war der Enthusiasmus doch so allgemein, daß ich die mehrsten mit Ruhe, frohem Muth, ja, mit Freude in dem Blick ihr Loos empfangen sah, welches sie ins Feld rief.

Ich sah die Truppen bei Breslau, ehe sie aufbrachen.

[1]) Am 27. März 1813. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke S. 408.

Gneiſenau hatte mich dazu aufgefordert und kam an unſeren Wagen. Er war innerlich erfreut, aber doch höchſt geſammelt und äußerlich ruhig. Er reichte mir ein kleines Andenken in den Wagen und nahm herzlichen Abſchied für den Fall, daß wir uns nicht wiederſähen.

Ich war herzlich voll Hoffnung und froher Erwartung. Ich theilte den Wunſch der anderen und ſah nur die Befreiung meines Vaterlandes. Mit Freuden hätte ich mein Leben für daſſelbe geopfert.

Graf Chaſot hatte in ſeinem ungeduldigen Feuereifer nicht abgewartet und ſich, wenn ich nicht ſehr irre, ſchon früher den Ruſſen angeſchloſſen. Er ſtarb an einem böſen Fieber[1]). Zu einer Zeit des größten Enthuſiasmus, in der man den Menſchen und alles als unbeſtreitbares Eigenthum des Vaterlandes anſieht, hat die Betrübniß über den Tod von Freunden im Dienſte deſſelben nichts Bitteres. Man gedenkt ihrer mit Wehmuth und Innigkeit, ſieht ſie aber nicht als verloren an.

Grolmann, Clauſewitz, Scharnhorſt, einer der Beſonnenſten, Gneiſenau, Blücher, Krauſeneck[2]), Boltenſtern[3])

---

[1]) Chaſot ſtand 1807 beim Blücher'ſchen Corps in Pommern und ging nach dem unglücklichen Verlauf der Ereigniſſe in Preußen ſpäter nach Rußland, wo ihm 1812 die Bildung der deutſchen Legion übertragen wurde. Dort ſtarb er am 13. Januar 1813 in Pleskow am Nervenfieber.

[2]) Oberſtlieutenant, übernahm 1813 die Vertheidigung der Feſtung Schweidnitz und den Oberbefehl über die Schutztruppen von Schleſien, ſpäter wurde er als Brigadier zum Tauentzien'ſchen Corps verſetzt.

[3]) Boltenſtern hatte als Hauptmann ein Corps freiwilliger Gardejäger gebildet und erhielt auf Gneiſenau's Vorſchlag im Juli 1813 ein größeres Commando, um in Verbindung mit dem Landſturm im ſchleſiſchen Gebirge den Parteigängerkrieg gegen die Franzoſen ins Leben zu rufen. Später fiel ihm, wie ſchon früher erwähnt, eine ähnliche Aufgabe im Herzogthum Berg zu.

gehörten zu den Besten, wenn auch zum Theil zu den Leidenschaftlichen. Wahre Kraft war hier jedenfalls zu finden. Dann gab es auch mehr oder minder Schwache, die denselben guten Zweck hatten, ohne jedoch große Opfer bringen zu wollen oder zu können. Einige schlossen sich hintennach an und haben zum Theil Ehrenstellen und Reichthum von ihrer behutsamen Vaterlandsliebe geerntet.

Nach dem Ausbruch des Krieges lebte ich still in ländlicher Zurückgezogenheit, bis mich Beguelin nöthigte, mit ihm nach Dresden zu gehen, da er dem Kanzler nothwendige Eröffnungen von Frankreich her zu machen hatte und ohne mich nicht gehen wollte. So nützlich meine Gegenwart (auf unserem Gute) in Jarischau war, und so sehr mein damals leidender Körper der stillen Ruhe bedurfte, mußte ich doch fort.

Kaum in Dresden angekommen, hörten wir die ersten ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Doch spornte dies nur zu größerem Eifer an, wenn dies überhaupt noch möglich war. Zurücktreten war unmöglich, und mit diesem Bewußtsein und mit der Anstrengung wuchs die moralische Kraft.

Bald mußten wir Dresden verlassen. Vorher ging Beguelin noch mit mir ins Lazareth, um den schwer blessirten Boltenstern zu retten, der sonst als Gefangener in die Hände der Franzosen fallen mußte.

In der Wilsdrufer-Gasse sahen wir die Züge von Wagen, welche die Verwundeten aus der Schlacht, wenn ich nicht irre vom 2. Mai von Groß-Görschen, heranbrachten, um sie den Lazarethen zu überliefern. Wenn man sieht, wie die Wagen, mit Leidenden überfüllt, über die rauhen

Steine fahren, muß einem das Herz bluten. In Leiterwagen, sparsam mit Stroh versehen, lagen sie fast übereinander.

Als wir Dresden verließen, hörten wir auf dem Wege nach Bautzen, noch nicht weit entfernt, die Brücke sprengen. Um die Franzosen aufzuhalten, wurde dies schöne Bauwerk unbrauchbar gemacht.

In der Nähe einer Mühle fuhr ein russischer Artillerietrain einen Hügel links hinan. Der befehligende Offizier rief unseren Kutschern zu, zu eilen und Platz zu machen, widrigenfalls er unsere Wagen auf der anderen Seite in den Graben werfen müßte. Natürlich blieb die Weisung nicht unbeachtet.

Es war mir höchst unangenehm, in die große Lawine mit eingehüllt zu sein, nicht aus Furcht, aber ich gehörte nicht dahin. Frau von Jordan[1]) war auch dabei, ging aber bloß bis Nieder-Mois bei Görlitz und von da bald weiter nach Schlesien. Nach Berlin wagte sich keiner. Gern wäre ich mitgegangen, allein Beguelin verlangte, daß ich bei ihm bleibe.

Den 11. Mai.

Der König und Alexander kamen nach Bautzen. Abends fand eine wichtige Conferenz zwischen dem Könige, Alexander, Toll[2]), Hardenberg und Knesebeck[3]) statt. Es

---

[1]) Gattin des Staatsrathes v. Jordan, späteren Gesandten in Dresden.

[2]) Generalquartiermeister der russischen Armee.

[3]) General-Adjutant des Königs, vor Ausbruch des Krieges 1812 von Preußen als Vermittler zwischen Frankreich und Rußland nach Petersburg entsendet, führte er im Februar 1813 die Bündnißverhandlungen in Kalisch zwischen Rußland und Preußen, die über seinen Kopf weg von Stein schließlich zum erwünschten Abschluß gebracht wurden. Lehmann, Scharnhorst II. S. 514. Oncken, Oesterreich und Preußen 1813. S. 234.

wurde beschlossen das Terrain bei Bautzen zu befestigen. Man wählte die Defensive, weil man den Vortheil der letzten Schlacht nicht benutzte. Dazu soll die Gegenwart Alexander's beigetragen haben. Wittgenstein[1]) sei hierdurch unentschlossen geworden und habe zu viel bei seinem Herrn angefragt.

Man hatte vorgeschlagen, sich in die Niederlausitz zurückzuziehen, allein man hätte dadurch in der (öffentlichen) Meinung verloren.

Der österreichische Gesandte Graf Lebzeltern, der sehr interessant ist, äußerte gestern, daß der König von Sachsen zu Napoleon übergeht. Er sprach viel über den Beitritt Oesterreichs, das sich nicht lange besinnen sollte. Nur durch gleichzeitiges Handeln kann es gut werden. Auf Bernadotte wartet man stündlich.

Heute Abend ist wieder Conferenz mit Stein[2]). Auch Lefebvre ist hier.

Den 19. Mai.

Gestern fuhren wir nach Herrnhut. Von Berlin kamen Deputirte nach Nieder-Mois, darunter die Kaufleute Baudouin, Humbert u. s. f., um die Ausführung

[1]) Der russische Feldmarschall Graf Sayn Wittgenstein Ludwigsburg, welcher bei Lützen den Oberbefehl über die verbündeten Heere führte und 1834 vom König vom Preußen in den Fürstenstand erhoben wurde. Dieser Zweig der Familie war 1761 durch die Capitulation von Colberg nach Rußland verschlagen.

[2]) Stein hatte 1812 Oesterreich verlassen, wo er nach der Aechtung durch Napoleon eine Zuflucht fand, und war einem Rufe des Kaisers Alexander gefolgt, den er 1813 als vertrauter Rathgeber nach Schlesien begleitete, nachdem er die Erhebung der Bevölkerung in der Provinz Preußen organisirt und wesentlich dazu beigetragen hatte, das Bündniß zwischen Rußland und Friedrich Wilhelm III. abzuschließen.

des Landsturmgesetzes abzuwenden, welches Tausende nutzlos elend gemacht hätte. Sie sahen im Geiste ihre Häuser in Asche verwandelt und waren höchst besorgt wegen dieser fürchterlichen Maßregel. Beguelin war stark gegen das Gesetz und äußerte sich lebhaft; auch der Kanzler hielt es nur für ein letztes desperates Mittel und war keineswegs dazu geneigt, obgleich er es für klug hielt, sich nicht stark darüber zu äußern. Man versprach den Berliner Herren laut, nur in der allerhöchsten Noth die traurige Maßregel anzuwenden, heimlich wurde ihnen aber gesagt, sie möchten sich beruhigen, die Gelassenen würden schon die Hitzköpfe zügeln, und endlich würde auch der so menschlich fühlende König nicht einwilligen[1]).

Den 20. Mai.

Ich habe den Brief des Kronprinzen von Schweden gelesen, der voller Mißtrauen gegen Rußland ist. Er will Norwegen versichert haben, ehe er handelt. Welche Ungerechtigkeit in einem Kriege für Freiheit und Gerechtigkeit!

Stein ist wider die Alliance mit Schweden. Weil er die Franzosen haßt, ist er auch gegen Bernadotte. — Napoleon schlägt einen Congreß vor.

---

[1]) Der erste Entwurf zum Landsturm-Edikt war von Gneisenau bereits im August 1811 mit seinen Plänen zur Vorbereitung eines Volksaufstandes dem Könige vorgelegt. Pertz, Gneisenau II. S. 112 u. f. Nach dem Kriegsausbruch 1813 setzten Gneisenau und Scharnhorst den Erlaß des Gesetzes durch, wonach in allen Gebieten, die unmittelbar vom Feinde bedroht wurden, die bürgerlichen Behörden sich auflösen und das Land verlassen sollten, um dann durch die Bevölkerung unter der Leitung sogenannter Schutz-Deputationen mit allen Mitteln der Zerstörung den kleinen Krieg zu machen. Der allgemeine Widerstand gegen diese Maßregel führte zu einem neuen Erlaß, welcher der Aufhebung gleichkam. Delbrück, Gneisenau S. 300. Vgl. ferner Lehmann, Scharnhorst II. S. 544 u. f.

In Nieder-Mois hörten wir die Schlacht bei Bautzen (den 20. u. 21. Mai), indem wir den Kopf zur Erde legten. Anfangs spielten die Kanonen in größeren Pausen, dann gegen Mittag ging es schneller; ungefähr zwischen 3 und 4 Uhr war der Kampf am hitzigsten. Da ging es ruck — ruck — ruck, bis dann die Dämmerung und Finsterniß das Aufhören der schrecklichen Thätigkeit geboten, und nun blos der Jammer nachdauerte, den wir uns vorstellen konnten.

Den 27.

Die ganze Karawane ist von Nieder-Mois weiter nach Schlesien gerückt. Es hatte für mich etwas Grauenhaftes, die Leute dort zu verlassen, stillschweigend ihnen sagend: „Wir retten uns, seht zu, wie Ihr Euch durchhelft!"

Auf dem Wege begegneten wir schon einigen Abtheilungen Kosaken, die nach ihrer Nomaden-Manier die Wiesen der friedlichen Bauern abgrasen und zertreten ließen. Ich wußte nun, was mir in Jarischau bevorstand. Ich fuhr mit Beguelin allein über Loewenberg, wo schon alles gespannt und dumpf neugierig den Rückkehrenden entgegentrat.

Auf dem Gute eines Herrn von Hochberg, zwischen Loewenberg und Goldberg fand sich die Gesellschaft voll trauriger Gefühle wieder zusammen. Einer Frau von Tippelskirch konnte ich hier einen kleinen Dienst leisten, den sie zu meiner Verwunderung jahrelang nicht vergaß. Sie war krank gewesen und fürchtete den Franzosen in die Hände zu fallen. Ich verschaffte ihr einen Wagen und lieh ihr einen Mantel. In solchen Zeiten sieht man oft kleine Gefälligkeiten als große an, vielleicht weil man den schärfer hervortretenden Egoismus deutlicher erkannt hat.

Endlich konnte ich nach Jariſchau gehen. Gleich nach mir trafen die Koſaken ein und lagerten ſich auf einer Wieſe. Mein Wirthſchafter wollte Umſtände machen; ich rieth ihm zu ſchweigen, gab ihnen die verlangte Kuh und Branntwein und begrüßte ſie. Sie reichten mir die Branntweinflaſche, ich that, als tränke ich daraus und war bald wie Herr Bruder mit ihnen. Dann breiteten ſie ein Stück Teppich aus, auf den ich mich ſetzen mußte. Hier fragte ich einen, der gebrochen Deutſch ſprach, warum die Kalmücken dort, die Kirgiſen da kauerten, und ob ſie nicht gemeinſchaftlich äßen, da ſie doch zu einer Armee gehörten. Mein neuer Freund und Gönner erwiderte mit einem ſtolzen, verächtlichen Blick auf jene Leute, mit ſolchen Kerls würde man nie zuſammeneſſen, die dürften ſich ihnen dabei nicht nahen.

Ich erkannte wirklich keinen merklichen Unterſchied zwiſchen ihnen, und beſonders waren alle gleich ſchmutzig, nur hatten die Kalmücken beinahe geſchloſſene Augen, wie die Chineſen und aufwärts gebogene Augenwinkel.

„Du biſt gut, recht gute Frau“, ſagte der Sprecher, „aber wir ſind nicht alle gut. Es kommen noch viele; bringe beiſeite, was Du Gutes haſt, daß ſie Dir nicht alles nehmen.“

Bei den großen Durchmärſchen und den vielen Einquartierungen der Ruſſen habe ich mir auf beſondere Art geholfen. Ich entdeckte bald, daß dieſe rohen Naturkinder die Muſik und den Tanz ſehr lieben und ließ dazu eine Stube einrichten. Ein Bierfiedler mußte kommen, wenn ich ihn holen ließ, und ihnen aufſpielen, was ſie ſehr ergötzte. Der fröhliche Menſch iſt nie ſo ſchlimm, wie der finſtere.

Die katholische Geistlichkeit benahm sich auch sehr gut, besonders der Probst. Er bat mich, wenn es mir zu schwer werde, ihm die Lästigsten zu schicken, da der eine Caplan polnisch spricht und sich leichter mit ihnen verständigen kann.

Meine Kinder schickte ich unter Leitung (ihrer Erzieherin), Mlle. Böhm, nach Reinerz, um sie in größere Sicherheit zu bringen. Ich gab ihnen Pferde und, da ich die Folgen nicht voraussehen konnte, zum Verkaufe im Nothfalle einige Juwelen mit. Allein traute ich mir mehr Ruhe und Besonnenheit zu, als wenn ich für die Kinder hätte sorgen müssen. —

Der Fürst Wolkonsky[1]) hatte mir, ich weiß nicht auf wessen Fürsprache, Protektionsbriefe geschickt, deren Werth ich nicht kannte. Als aber ein russischer Offizier in seinen Forderungen unersättlich, zuletzt gegen meinen Wirthschafter grob wurde, fielen mir diese Briefe wieder ein, und ich schickte ihm einen derselben. Ganz verwundert kam mein Wirthschafter zurück und fragte mich: „was mag darin stehen?" Der Offizier fing ja an zu zittern und bittet um die Gnade, Ihnen aufwarten zu dürfen.

Zu meinem großen Erstaunen fiel der Mann vor mir auf die Kniee und bat mich aufs rührendste, ihn nicht unglücklich zu machen; er würde unfehlbar nach Sibirien kommen, wenn ich mich über ihn beschwerte. Ich versicherte ihm, daß ich nicht die Frau sei, irgend jemand wissentlich unglücklich zu machen, daß ich aber nicht mehr im stande gewesen wäre, seinen großen Ansprüchen zu genügen. Er verließ mich getröstet, mochte

[1]) Generalstabschef im russischen Hauptquartier.

aber doch wohl dem Frieden nicht trauen, denn eine halbe Stunde nachher war er auf und davon, wahrscheinlich um irgend einen Nachbarn zu beehren.

Ich gab viel, sehr viel. Zuletzt war kein Huhn mehr auf dem Hofe, aber ich kam doch gut weg im Vergleiche zu anderen, weil ich treu ergebene Leute hatte und selbst auf dem Fleck, nicht furchtsam war. Die Gefahren des Krieges jagten mir keine Furcht ein, obgleich ich nicht tollkühn war und gern der Gefahr auswich, wo keine Pflicht mich nöthigte, sie zu bestehen. Mir lag nichts daran, für herzhaft zu gelten, und fast glaube ich sogar von Natur eher furchtsam zu sein, aber der Gedanke, daß mir dies nur schade, statt helfe, gab mir die Courage der Vernunft, wie ich sie vielleicht nennen darf.

Die Armee ging durch Jarischau. Gneisenau nöthigte mich zu eilen. Ich besorgte alles und hatte, um doch etwas zu retten, das Gewölbe zumauern lassen, das Vieh gegen einen Schein ins Hauptquartier und das Jungvieh ins Gebirge geschickt. Als die Arrieregarde hindurchging, schickte mir Blücher einen Offizier, Herrn Neuhauß und einen Jäger, um mich zu begleiten.

Den 29.

Ich bin über Domantze nach Peterswaldau und Langenbielau gefahren. Alles flüchtet, auch die armen Bauern. Das Gut von Gebel[1]) ist abgebrannt. Die Russen machen uns unglücklich. Ihnen ist es gleich, ob unser Land verwüstet wird. Gneisenau will verzweifeln. Die Truppen retiriren, ohne geschlagen zu sein.

---

[1]) Landrath.

Peilau[1]), den 19. Juni.

Die Sache wegen des Landsturmes ist wieder stark in Anregung gekommen. Gneisenau und der Staatsrath Scharnweber[2]) geriethen darüber so in Streit und waren für ihre Ansichten so exaltirt, daß sie sich forderten. Einige sahen der Sache zu, andere versuchten schwaches Zureden. Des Kanzlers Zuspruch, der gleich eine vollkommene Versöhnung wollte, blieb ganz fruchtlos. Keiner hörte mehr auf den anderen. Ich beobachtete nur den Gang des Streites, da schien es mir, als wenn Scharnweber sich würde zuerst handhaben lassen. Ich bat deshalb den Kanzler leise, bei Gneisenau nichts mehr zu versuchen, sondern Scharnweber zu bearbeiten. Dies gelang, und er bot Gneisenau die Hand; doch dieser nahm sie nicht an und sah finster vor sich hin. Hier mißfiel er mir sehr, und ich nahm mir vor, es ihn später merken zu lassen.

Um nun zum Guten zu wirken, trat ich zu ihm heran und sagte: „Ich finde es ganz natürlich, daß Sie sich mit Scharnweber schießen, aber jedenfalls werden Sie doch warten, bis der Krieg beendet ist. Jetzt sind Sie dem Vaterlande Ihre Dienste und Ihr Leben schuldig und pflichtwidrig wäre es, sich dem aus Privatinteressen zu entziehen". Er wollte kalt bleiben, aber es gelang ihm nur halb, es zu scheinen. Ich setzte noch hinzu, weder Heinrich IV., noch irgend ein anderer Held würde in solchem Falle die Hand zur Versöhnung ausgeschlagen

[1]) Zwischen Reichenbach und Nimptsch. Hier befanden sich Gneisenau und Hardenberg im Juni, während der König in der Nähe, in Neudorf sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

[2]) Scharnweber hatte in Hardenberg's Auftrag ein ausführliches Gutachten über das Landsturmedikt ausgearbeitet, das vom Staatskanzler Gneisenau zugesandt war. Pertz, Gneisenau III. 137.

haben, auch der Staatskanzler nicht — auf den Gneiſenau große Stücke hielt. — „Ja", erwiderte Gneiſenau, „der Staatskanzler iſt auch beſſer als ich. Ich würde falſch ſein, wenn ich die Verſöhnung verſpräche".

Ich bin überzeugt, beide hatten Unrecht; beide waren hitzig, aber die Sache wird ſich geben[1]).

Den 3. Juli.

Barclay de Tolly[2]) war vorgeſtern hier und hat viel mit mir geſprochen. Heute fuhr der Staatskanzler nach Ratibor, um mit Metternich zu conferiren, der mit Napoleon in Dresden unterhandelt hat.

Der Kanzler bot alles auf, um Oeſterreich zu bewegen, ſchleunig beizutreten, welches immer noch zögerte.

Den 8. Juli.

Geſtern Abend waren Gneiſenau, Grolmann, Clauſewitz, Gebel und Scharnweber zum Thee in Peilau. Eine ſonderbare Miſchung! Ich hatte Angſt, daß man das beabſichtigte Duell merken würde, aber es ging ruhig ab.

---

[1]) Gneiſenau's zornige Stimmung machte ſich in jener Zeit auch gegen einzelne andere Räthe Hardenberg's, Jordan und Beguelin, in herausfordernden Bemerkungen Luft, denen der Staatskanzler, indem er den Spieß umdrehte, mit feiner Gewandtheit die Spitze nahm. Pertz, Gneiſenau III. 137. Wie heftig Gneiſenau werden konnte, wenn er Widerſtand gegen die Organiſationen fand, die er zur Rettung des Vaterlandes ins Leben gerufen hatte, oder auch nur falſch unterrichtet, ſolchen Widerſtand zu finden glaubte, beweiſt der leidenſchaftlich ſchroffe Brief vom November 1813 an Niebuhr, der ihm irrthümlich als Gegner der Landwehr bezeichnet war. Pertz, Gneiſenau III. S. 560. Aber freilich darf man hierbei nie vergeſſen, wie viel gerechte Urſache Gneiſenau gehabt hatte, offene und verſteckte Gegner ſchroff zurückzuweiſen, und wie zweifelhaft ſich Preußens Geſchick ohne ſeine rückſichtsloſe Thatkraft bei der vorſichtig zögernden Hardenberg'ſchen Partei geſtaltet hätte. Vergl. M. Lehmann, Hiſt. Zeitſchr. N. F. Bd. XXVI. S. 474.

[2]) General und ruſſiſcher Kriegsminiſter.

Als Scharnweber fort war, sprach Grolmann, der übrigens von Herzen vielleicht der beste ist, viel über den Landsturm. Gebel schwieg; ich warf bescheiden manches hin, als wenn ich Belehrung wünsche, ohne zu zeigen, daß ich es in einer Provinz wie Schlesien für Thorheit halte. Ich sagte, ich würde es nützlich finden, wenn man 50 Meilen in einem schlecht bebauten Lande hätte verwüsten können, daß aber 3 bis 6 Meilen den Feind mehr als einige Tage aufhalten würden, hätte ich nicht zu beurtheilen verstanden.

Beguelin benahm sich sehr gut mit den verstandreichen Tollen.

Gneisenau sah aus wie ein Truthahn.

Clausewitz hat einen entschiedenen Einfluß auf ihn und scheint mir der Chef der Partei, ehrgeizig und gescheidt. Mir kommt es vor, als trachte er auch nach seinem Glück, verberge es aber unter dem Mantel des allgemeinen. Grolmann ist wohl der gemüthlichste von den dreien.

Wäre der Vernichtungsplan durchgegangen, so möchten die Urheber schwerlich Ursache haben, sich dessen zu freuen, und wann hätte man die entsetzliche Wunde des Landes heilen können!

Der Minister (Wilhelm) v. Humboldt, welcher dazu kam, scheint mir einen besonderen Zweck zu haben und sich seinem Zwecke ziemlich nahe zu dünken; ich traue ihm mehr praktische Klugheit zu, als den anderen.

Den 12. Juli.

Am 9. fuhren wir nach Breslau. Beguelin, der Staatskanzler und ich sprachen viel über die unruhigen

Köpfe. Eine Revolution schien jenen nicht unmöglich. Die Scene war letzt erschütternd[1]).

Unter den Unruhigen sind einige, die es wahrhaft gut meinen, aber als Maschinen gebraucht werden; sie wähnen, man könne sagen, bis hierhin und nicht weiter. Das glauben auch die Chefs der Partei. Andere wollen nur im Trüben fischen und nur Eigennutz und Ehrgeiz leitet sie. Die Entgegengesetzten dürfen auch nicht die Oberhand haben, sondern die Gemäßigten, die ruhigen, kräftigen, vernünftigen Menschen, welche zu keiner Partei gehören.

Den 19. Juli.

Mit dem Staatskanzler habe ich über das Elend des Landes gesprochen, meine Worte bedacht, (ihn) mit Ruhe angehört, mit Vernunft widerlegt.

Die Lieferungen des Landes sind ungeheuer. Die Bauern, denen ich heute begegnete, waren bis Neiße beordert, müssen bis Reichenbach fahren und haben kein Futter, als was sie von anderen Armen erbetteln. Ich schenkte ihnen etwas, worüber sich alle freuten.

Die glänzende Nachricht vom Siege bei Vittoria[2]) wird viel Neid erregen, denn die Männer verzeihen sich ebenso wenig Verdienste, wie die Frauen.

Ich habe viel über Gneisenau gesprochen. Ginge es

[1]) Neben den berechtigten Einwänden gegen das Landsturm-Edikt, waren von einzelnen einflußreichen Gegnern desselben auch ganz übertriebene Befürchtungen ausgesprochen. So hatten vor allem der Oberkammerherr Fürst Wittgenstein, der Polizeipräsident Lecoq und der Staatsrath Bülow bei Hardenberg die Anschauung geltend gemacht, das Edikt sei revolutionär, führe zum Umsturz des Thrones und zur völligen Anarchie. Pertz, Gneisenau III. 137.

[2]) Sieg der englischen Armee unter Wellington in Spanien über die französische am 21. Juni.

ihm wie Napoleon, würde er in 20 Jahren viel besser sein? Ich sagte dem Staatskanzler: „Seitdem ich diese Erfahrung gemacht habe, stehe ich für keinen mehr, wenn ihn schnelles Glück trifft", doch entschuldigte ihn der Kanzler noch, weil er ihn liebt, obgleich er auch über seine Schwäche betrübt ist[1]).

Den 30. fuhren wir, Hippels[2]), Jordans u. a. erst nach Fürstenstein, dann nach Altwasser (bei Waldenburg), nachher bei Erleuchtung in die Fuchsgrube, wo wir eine hübsche Collation fanden. In Altwasser brachte uns die Knappschaft eine Musik.

Am 31. früh ging es nach Charlottenbrunn. Boltenstern gab uns ein Dejeuner, abends gingen wir in Altwasser auf den Ball, den der Graf Wittgenstein veranstaltete.

Der Graf Wittgenstein war sehr artig, herzlich, offen und voll gesellschaftlichen Verstandes. Ob er Feldherrntalent hat, weiß ich nicht. Wir sprachen über die politischen Verhältnisse viel zusammen. Ich tanzte mit ihm die erste Polonaise, nachher mit einer Menge Offiziere. Der Graf Wittgenstein führte mich zu Tische und tanzte nach Tisch wieder zuerst mit mir. Die Gräfin unterhielt mich sehr artig und gemüthlich und wich nicht von meiner Seite. Sie scheint eine zärtliche Frau und Mutter zu sein, hat 12 Kinder gehabt und ist noch hübsch. Es muß sich angenehm mit ihr leben lassen.

---

[1]) Vergl. die Charakteristik Gneisenau's in Delbrück-Pertz, Gneisenau V. S. 9.

[2]) Der Geheime Staatsrath Hippel, der auch Gneisenau und Scharnhorst ganz besonders nahe stand, hat bis zum Jahre 1841 mit Frau von Beguelin Briefe gewechselt. Seine Gattin war ebenfalls mit ihr eng befreundet.

Den 9. Auguſt.

In Diersdorf (bei Nimptſch) haben wir Beguelin's Geburtstag gefeiert. Wir wollten erſt auf den Zobten gehen, aber das macht zu viel Aufſehen und paßt nicht für die jetzige Zeit.

Ich las in Friedrich's II. Anekdoten. Wir ſind jetzt nicht ſo ſchlimm daran, wie er oft geweſen iſt. Der Brief an den Marquis d'Argens enthält Stellen, die dem Könige gut ſein würden, nachzuleſen. Wie verſtand er, den Menſchen Muth zu machen und auf ſie einzuwirken!

Freitag, den 13. Auguſt.

Vorgeſtern traf ich in Peilau mit Gneiſenau zuſammen. Anfangs wollte er böſe auf mich ſein — mein Schreiben war auch kein Balſam geweſen — wir trennten uns aber doch als Freunde und ſehr herzlich.

Wem ich ſo über ſeine Fehler meine Meinung ſage, wie ihm, von dem muß ich einen ſehr hohen Begriff haben. Mittelmäßigen Geiſtern thue ich das nicht leicht.

Geſtern kam die officielle Nachricht von Oeſterreichs Kriegserklärung gegen Napoleon. Ich wußte es ſchon, als ſie abgegangen war. Die Menſchen hatten noch immer daran gezweifelt, ja ſogar geglaubt, Oeſterreich würde gegen Preußen gehen. Beguelin war geſtern in Ekſtaſe über die Klugheit des Staatskanzlers, die Sache dahin gebracht zu haben. Wie viel wurde aber auch im vorigen Winter daran gearbeitet — und mit welchem Geheimniß — die Tugendbündler im Zaume zu halten, ihre ſchwachen Gegner zu ſtärken, alles zu verbinden und zu halten bis zum richtigen Zeitpunkte!

Die harten Urtheile der Welt ſtill über ſich ergehen

zu lassen, ohne sich schuldlos ans Licht zu stellen, mit stets unveränderter Geduld und Thätigkeit fortzuarbeiten, dazu gehört ein nicht gewöhnlicher Geist. Wir waren jetzt entweder in der gräßlichsten Revolution oder die verächtlichsten Sklaven Napoleon's, wenn nicht politisch so gehandelt wurde, wie es geschah.

Gott gebe nun Generale!

Gneiſenau und Hardenberg.

Nur nach unſerer Empfänglichkeit für die Eigenſchaften anderer können wir dieſe beurtheilen, wenn wir es noch ſo ehrlich meinen. Von der Unvollkommenheit meiner Charakterſchilderungen bin ich daher überzeugt, und ſchreibe ſie nur als meine unmaßgeblichen Anſichten nieder.

Ueber Gneiſenau's Jugendjahre gebe ich nur das, was er mir unaufgefordert mittheilte. Ich fühlte, daß ihm manche Erinnerungen unangenehm ſein mußten, und erlaubte mir deshalb keine Fragen über die näheren Verhältniſſe.

Gneiſenau's Mutter war die Tochter eines Generals in Würzburg[1]). Wider den Willen ihrer Eltern heirathete ſie ſeinen Vater, einen Lieutenant, der Proteſtant und arm war, und wurde deshalb verſtoßen. Der Haß der Eltern, vielleicht auch die Noth mochten wohl Urſache ſein, daß Gneiſenau's Mutter frühzeitig ſtarb. Der Vater gab ihn in Penſion, doch ſo groß war die äußere Dürftigkeit, daß Gneiſenau bis zu ſeinem zehnten Jahre barfuß gehen mußte. Da erfuhr ſeine Großmutter ſein Elend und ließ ihn nach Würzburg kommen. Er ſagte mir, kein

[1]) Der Großvater Gneiſenau's von mütterlicher Seite war der Oberſtlieutenant Andreas Müller in Würzburg. Pertz, Gneiſenau I. S. 3.

Mensch könne sich einen Begriff von seinen damaligen Empfindungen machen. Als er ankam, fand er hell erleuchtete Zimmer und mehrere Offiziere in glänzenden Uniformen, welche wohl nicht ahnen konnten, daß der arme Knabe einst so hoch verdient und mit Ehren überhäuft dastehen würde. Nie hatte er einen Schatten von Pracht gesehen. Es kam ihm alles wie Zauberei vor und als sei er, der dürftig Gekleidete und bis jetzt überall Zurückgesetzte kaum werth, diesen Fußboden zu betreten.

Die Großmutter eilte, ihn in der katholischen Religion unterrichten zu lassen. Im höchsten Grade unwissend, wurde er in die Schule geschickt, doch war dies der Großmutter nur Nebensache. Eine Syntax und ein Gebetbuch waren seine einzigen Bücher.

Zufällig wohnte oben im Hause ein wegen seiner Meinungen, wenn ich nicht irre, aus Tübingen vertriebener Professor, dessen Namen ich vergessen habe[1]). Zu diesem kam einst Gneisenau und freute sich über die Menge Bücher, die er dort sah. Mit Furcht wagte er die Bitte, ihm eines zu leihen; es wurde gewährt, und bald bat er um ein anderes.

Anfangs achtete der Professor nicht auf Gneisenau, endlich sagte er: „Erzähle mir, was Du in dem Buche fandest", und nun stattete der Knabe ausführlichen Bericht ab. „Komm täglich zu mir", ermunterte ihn darauf der Professor, „ich will Dir Unterricht geben; in Dir steckt mehr."

Diesem großmüthigen Unterricht verdankte Gneisenau das Erschließen seines Geistes und die Neigung und Kraft,

[1]) Der in Würzburg zur katholischen Kirche übergetretene, frühere protestantische Pfarrer Herwig.

noch in späteren Jahren immerfort an seiner Ausbildung thätig zu arbeiten.

Wahrscheinlich starb seine Großmutter bald — der Großvater mußte wohl schon tot sein, da Gneisenau ihn nicht mehr erwähnte. Wieder war seine Jugend von Dürftigkeit umgeben. Sein französischer Unterricht kostete ihm nicht mehr als 22 Groschen, das übrige that sein Fleiß.

Als die Engländer deutsche Truppen nach Amerika schickten, ging er (1782) mit, später nahm er Dienste in der preußischen Armee und stand in Schlesien bei den sogenannten Sechsgröschlern. Hier nannten seine Kameraden ihn und noch einen Offizier spottweise die Gelehrten, weil sich beide sehr fleißig mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigten. Wegen seiner geringen Geldmittel mußte er sich sehr mühsam durchwinden.

Als er in Jauer als Kapitän stand, sandte ihm einst seine Schwägerin einen Glückwunsch, weil sie gehört habe, er sei Major geworden. Er antwortete, dem sei nicht so, und fügte hinzu, bei mir wird es auch wohl heißen: „Herr Hauptmann, Dir lebe ich, Herr Hauptmann, Dir sterbe ich.“ Ohne die großen Gelegenheiten wäre er auch vielleicht in der kleinen Stadt langsam vertrocknet.

Während der Zeit seines späteren geheimen Einflusses war Gneisenau dem großen Publicum noch nicht bekannt, und er ging einige Zeit als Amtmann Knoth, selbst unter den Augen der Franzosen, in Berlin unbemerkt und unbeachtet umher.

Obgleich sehr verschieden von Beguelin, standen doch beide früher in sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Mißverständnisse und, wie es oft geht, Mangel an Zeit und

Gelegenheit zu Erklärungen ließen die äußere Erkaltung bestehen. Uebrigens ließ Beguelin Gneisenau stets Gerechtigkeit widerfahren und liebte ihn fortdauernd im Herzen, da er ein scharfes Auge für seinen Geist und seine Verdienste hatte. Gneisenau kannte auch Beguelin's schöne Eigenschaften, aber er fühlte sich vielleicht mehr im Unrecht, um sich soweit demüthigen zu können, dies einzugestehen. Gewiß wird die Ewigkeit bald versöhnen, was sich liebte und bloß mißverstand.

Gneisenau war ein schwerer, gediegener Charakter. Er hatte den Einfluß auf mich, den ein starker, mächtiger Geist, vereint mit einem kräftigen Charakter und festem Willen immer über den Schwächeren ausübt, sobald er diesen überzeugt hat, daß seine Absichten stets edel sind.

Sein Aeußeres war stattlich und imposant, in allen Zügen Ausdruck des Geistes und der Kraft. Seine Bewegungen waren nicht gewandt und leicht, sprachen aber stets Würde und Vornehmheit des Geistes aus.

Ich sah ihn natürlich nicht im Schlachtgewühl, konnte mir aber seine Umsicht, Festigkeit, Bestimmtheit, Ruhe und Kraft dabei denken. Ich sah ihn im moralischen Kampfe, der sich immer wieder erneuerte, gegen allmächtig scheinende Hindernisse, gegen Anfeindung, Neid, Verleumdung, geistige Beschränktheit und Verzagtheit kämpfen und das mit sehr ungewissen Aussichten auf Erfolg.

Von Kindheit an hatte er mit den größten Hindernissen gekämpft, wodurch seine Streitkraft so gediehen war, daß er im Kampfe ganz in seinem Elemente war. Doch war er nicht im geringsten Zänker oder Händelmacher. Große Ideen beseelten ihn, aber der Ehrgeiz umhüllte diese später manchmal, wie überhaupt die Keime der Leiden-

schaften am mehrsten wachsen, wenn der Sonnenglanz des äußeren Glückes sie wärmt.

Einige Male sah ich ihn verletzt und gekränkt. Ein anderer sollte die Ehre genießen, wo er die Anstrengungen gehabt und die Opfer gebracht hatte, aber auch in Kränkung und Schmerz war er nie klein, und er besaß die Eigenschaft, anderer Verdienste anzuerkennen und zu vertheidigen. Einst sagte er: „Radetzky arbeitet gleich mir hinter der Gardine und verdient den Lorbeer, den man auf Schwarzenberg's Haupt setzt.

Er beschwerte sich einst, daß ich ihn schriftlich so hart und bitter getadelt habe. Ich erwiderte, es beweise die höchste Achtung vor der Seelengröße eines Mannes, dem von anderer Seite gehuldigt würde, und die reinste Uneigennützigkeit, wenn man es wage, die Freundschaft eines solchen Mannes zu verlieren, um ihn auf Fehler aufmerksam zu machen, wo vielleicht kein anderer es wagen würde. Mit Rührung küßte er mir die Hand und was er sagte, machte ihm und mir Ehre.

Gneisenau rühmte sich nie, noch weniger prahlte er. Alles war ihm, als müßte es so sein. Was er aber leisten und opfern konnte, verlangte er auch von anderen, gleichviel, ob sie ihr Glück zerstörten, wenn es nur dem Staate nützte, und wollten sie es nicht freiwillig thun, so warf er ihnen wohl einen Strick um den Hals und zog sie fort, ohne daß sie sich dessen gleich deutlich bewußt waren. Menschenliebe war in ihm im allgemeinen nicht vorherrschend, und in der Wahl der Mittel war er oft zu wenig schwierig, aber ich sah ihn mit Thränen in den Augen, die ein Gefühl tiefer Verehrung und Rührung ihm entlockten, als er Tugenden fand, die ihm imponirten.

Er liebte, ehe er daran gewöhnt war, den äußeren Glanz, vielleicht weil er ihn in der Jugend so sehr entbehren mußte.

Spät wurde ihm der verdiente Lohn, erst als die Empfänglichkeit dafür durch schwere Leiden getrübt war, aber mit dem äußeren Glück wich das innere, als er großes Herzeleid an ihm nahestehenden Personen erlebte.

Es gehört überhaupt nicht zu den wohlthuenden Erscheinungen, daß eine gewisse Mittelmäßigkeit, vereint mit praktischem Verstande, weit eher zum irdischen Glück führt, als hohe und edle Geistesgaben ohne diesen. Es ist wahrhaft schade, daß gerade die ausgezeichnetsten Menschen weit mehr als die mittelmäßigen ihren Gegnern oft das scheinbar gegründete Recht geben, sie zu tadeln und scharf zu richten, da ihnen die gewöhnlichen Verhältnisse häufig zu unbedeutend sind, um sie nach herkömmlicher Sitte zu behandeln.

So sah ich, daß solche, die ihrem Glück weit mehr als ihren Verdiensten zu verdanken hatten, sich keck erlaubten, jenen genannten Männern den kurzen Maßstab ihrer kleinen Seele anzulegen und bei zum Theil kleinen Schwächen derselben zu verweilen.

Nur wer selbst in sich eine gewisse Größe der Seele fühlt, kann die anderen ertragen. Dies sah ich von Gneisenau. Er erkannte die nach seiner Meinung ihm superioren Geister an. So äußerte er einst: „Clausewitz ist ein Mann, bei dessen Rath ich mich stets wohl befand, dessen Talent ich über das meinige setze u. s. w.

Er wollte überall in seiner Nähe tüchtige Menschen haben und glaubte nur so selbst wahrhaft zu nützen und groß sein zu können. —

Wie liebenswürdig war er im mündlichen Verkehr mit vertrauten Freunden! Mit Fremden fehlte ihm oft Gewandtheit, vielleicht eine Folge seiner bedrängten Jugend.

Hinreißender Geist entzückte seine Freunde am Theetisch. Steife Schmeicheleien wichen (hier) der Herzlichkeit.

Er war nie langweilig. Seine Rede war stets gedrängt und reich[1]), doch durfte er nicht scherzen. Das war nicht sein Terrain und wenn er, was jedoch selten geschah, spaßhaft sein wollte, so zog ich ihn gleich davon ab.

Er war ein solcher geborener Soldat, daß es ihm gleichsam gefiel, warf man ihm eine ganze Ladung Unrecht auf den Hals, aus der er sich künstlich herauswickeln und vertheidigen mußte, was er stets geschickt zu seinem Glanze und mit Wahrheit that. Nie hörte ich etwas Unwahres aus seinem Munde.

Gneisenau's Fehler konnten nie die Liebe oder Freundschaft zu ihm töten. Seine Tugenden überstrahlten weit seine Fehler.

Wenn Gneisenau's Jugendjahre und deren harte Verhältnisse ihn oft ungelenkig und schroff machten, so hatte dagegen dem Staatskanzler die feine, fast weibliche Erziehung, verbunden mit angeborener Tournüre eine

---

[1]) Zur Bestätigung dieses Urtheils bedarf es nur des Hinweises auf die unvergeßlichen Worte Gneisenau's, mit denen er, Demosthenes an Redegewalt vergleichbar, Anfang Dezember 1812 England zur Theilnahme an der vollständigen Vernichtung der in Rußland gebrochenen Macht Napoleon's aufforderte: „Der gegenwärtige Augenblick ist kein gewöhnlicher Augenblick. Es handelt sich darum, eine Macht zu zerstören, welche des Friedens Feind, tyrannisch und allen ihren Nachbarn gefährlich ist. Er ist ein aus seinem Käfig entkommener Tiger, den man mit äußerster Anstrengung verfolgen muß. Man muß sie verdoppeln und verdreifachen, weil es die letzten sein werden". Pertz, Gneisenau II. S. 454.

Gewandtheit und Weichheit im Benehmen gegeben, welche in seinen oft schwierigen Verhältnissen ganz geeignet waren, ihm und dem Lande zu nützen.

Ohne es zu wissen oder zu wollen, war er mitunter etwas Comödiant, doch mit ehrlichem Herzen, und er bediente sich dieses Talentes nur, wenn er in der Klemme war, um sich gewandt herauszuhelfen.

Man rügte es als eine seiner Schattenseiten, daß er nicht die rechten Menschen zu wählen verstehe, und dies war ein Tadel, der ihn sehr kränkte, vielleicht gerade, weil er nicht ganz ohne Grund war. Er sagte dann wohl: „Ja, wo finde ich vollkommene?"

Er dachte vielleicht auf diese Weise selbstständiger zu sein, als wenn er sich tüchtigere Instrumente ausgesucht hätte. Er wollte am liebsten alles durchschauen, alles selbst machen, und so thätig er auch war, lag dies doch außerhalb der Grenzen der Möglichkeit und war in den Folgen übler, als wenn er, glücklicher in der Wahl, Menschen ausgesucht hätte, auf die er sich hätte verlassen können, um von ihnen viel zu erwarten und zu fordern. Aus Gerechtigkeitsliebe wollte er alles selbst prüfen.

Seine Absichten waren stets gut, er wollte immer das Beste, ja, weil er immer das Beste wollte, erlangte er oft selbst nicht das Gute. Weil er sich häufig mit Nebendingen die Zeit zersplitterte, blieb ihm trotz seines Fleißes und seiner Gabe, schnell zu arbeiten, nicht immer genug Zeit für das Wichtigste.

Mit einer wahrhaft zähen Ausdauer konnte er seinen Zweck verfolgen, und hierin glich er, wenn auch bei ganz verschiedener Handlungsweise Gneisenau.

Den Kanzler beherrschten die allmächtigen Stunden,

und die Gegenwart galt ihm oft zu viel im Vergleich mit der Zukunft, die er nicht immer scharf ins Auge faßte.

Merkwürdig war, daß er glaubte als Finanzminister mehr an seinem Platze zu sein, wie als Minister des Auswärtigen — eine Ansicht, die andere nicht theilten — ja, daß er meinte, mehr noch zum Feldherrn geschaffen zu sein, wobei er sich auf einen Rath berief, den er dem Commandanten irgend einer Festung ertheilt habe, und der von bestem Erfolg begleitet gewesen sei. Ich nahm mir die Erlaubniß, darüber zu lächeln, wohl wissend, daß wir uns oft Gaben zutrauen, welche uns die Welt nicht einräumt. —

Es lebt vielleicht kein Mensch auf der Erde, der ganz richtig beurtheilt würde; was Wunder, wenn solche, denen das Schicksal eine glänzende Laufbahn bestimmte, oft falsch beurtheilt werden, da es in ihrer Stellung liegt, zu viel oder zu wenig gekannt zu sein, um dem Neide, der Ungerechtigkeit, oder der blinden Vergötterung anheim zu fallen.

Der Staatskanzler gehörte zu den Menschen, von denen man wähnte, daß sie sich von ihren Lieblingen sehr leicht leiten ließen, allein dies fand in bedeutenden Weltangelegenheiten nicht statt. Er folgte darin nur seiner Ueberzeugung oder Gründen der Vernunft, wenn man diese vorbringen konnte. Man konnte in großen Dingen auf ihn wirken, wenn man seinen Verstand zu überzeugen vermochte, und wenn man sich bei ihm nicht allein das Vertrauen der Unparteilichkeit, sondern auch der Geistesruhe erworben hatte, was nicht so schnell geschah, als es oft schien.

In seinem Charakter war ein Gemisch von Aristokraten und Liberalen, jenes durch Geburt, dieses durch

seinen gebildeten Sinn und sein Herz. Sein Anstand, sein ganzes Aeußere war vornehm, ohne den geringsten Zwang.

Es giebt viel vornehme Menschen, die kalt und stolz auftreten, ohne echt vornehm auszusehen. Hier war das Gegentheil der Fall. Beguelin behauptete, wenn der Kanzler mit einem Schurzfell und den Abzeichen eines Handwerkers ins Zimmer träte, so würde doch jeder unwillkürlich sich vor ihm verneigen und in ihm den vornehmen Mann erkennen. Er war ohne die geringste Anmaßung zur Repräsentation geschaffen.

Seine Stirn war groß und erhaben, seine Nase schön gebogen und groß, das Gesicht länglich, seine Mienen leutselig und edel, die Augen eher klein, aber wie der Mund freundlich, doch wurden sie erst im Ernste ausdrucksvoll. Seine ganz weißen Haare kleideten ihm wohl; sein einfacher, eleganter aber noch jugendlicher Anzug paßte zum Ganzen.

Ich habe ihn nicht in seiner Jugendzeit gekannt — er war noch acht Tage älter, als mein Vater, am 31. Mai 1750 geboren — aber er war noch im Alter ein hübscher Mann mit wohlklingender Stimme. Manchmal vergaß er sein Alter. — Es that ihm wohl wehe, aber stieß ihn nicht ab, wenn man ihn daran erinnerte.

Er besaß die bei Großen besonders seltene und auch schwere Eigenschaft, aufmerksam und geduldig zuhören zu können, und dann bekamen seine Augen und Gesichtszüge häufig den Ausdruck einer innigen Theilnahme. Schön war die ruhige und edle Haltung im Gespräch, wenn er stand oder ins Zimmer trat, und bei aller Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, wußte er den unbescheidensten Zudringlichen gewiß in Achtung zu halten.

Er konnte sehr heftig und zornig werden, doch paßte es so wenig zu seiner Natur, daß es mir immer spaßhaft vorkam, wenn er mit drei langen Schritten das Zimmer durchmaß. Seine Sprache war dann ernst, gedrängt und kraftvoll, aber er vergaß sich nie so weit, daß sie an das Niedere und Gemeine streifte. Ich sah, wie er anderen dann imponirte und man ihn fürchtete. War er ungerecht gewesen, so that ihm das innerlich sehr weh, doch besaß er nicht die Größe, es dem Verletzten einzugestehen. Ein solcher Fall schmerzte ihn jahrelang, ohne ihn vor ähnlicher Uebereilung zu bewahren.

Seine Taubheit gab ihm nichts Argwöhnisches oder Linkisches, was sonst oft Taube haben, obgleich dadurch der Umgang mit ihm oft beschwerlich wurde, weil sich die feinen Nüancen der Rede verlieren, wenn jedes Wort scharf betont werden muß.

Am interessantesten war er, wenn er von Geschäften, besonders wenn er von politischen Verhältnissen sprach, aber er wurde — was denjenigen, die ihn nicht näher kannten, vielleicht unbegreiflich erscheinen möchte — in der Unterhaltung mitunter langweilig, indem er von einem Gegenstande, der ihn interessirte, nicht wieder loskommen konnte.

Hardenberg war (wie früher hervorgehoben) von Gesinnung durchaus liberal, aber gemäßigt und nannte Beguelin mitunter einen Frondeur. Dagegen tadelte Beguelin an ihm seine stark hervortretende Huld gegen die Juden, die auch mir ungerecht erschien. Wenn man in diesem Sinne mit dem Kanzler sprach, so hob er die bekannten Gründe hervor und verwies auf die Zukunft. Vielleicht bestimmte ihn aber ein anderes Motiv.

Als Jüngling hatte er sich in die Schwester des

Ministers Stein verliebt, und da keine äußeren Gründe entgegenstanden, so sah er diese Verbindung als ziemlich entschieden an. Als er aber zu seinen Eltern zurückkehrte, erfuhr er, daß sie über ihn anders disponirt hätten. Nach dem Zeugniß aller, die ihn früher gekannt hatten, war er ein sehr guter Sohn und gab wohl zu beiderseitigem großen Nachtheile nach.

Durch die spätere Trennung von seiner ersten Gemahlin war er in große Geldnoth versetzt worden, da er ihr Vermögen ihrem Großvater zurückgab und viel Geld in ihre Güter auf der Insel Aaland gesteckt hatte, das erst später Früchte tragen konnte. In dieser Verlegenheit kam ungebeten ein Jude zu ihm und bot ihm eine große Summe zu sehr mäßigen Zinsen an. Diese Hülfe in der Noth vergaß der Kanzler später nicht und vergalt sie dem Geschlecht durch die in Preußen bewilligten Freiheiten. —

Gneisenau und der Staatskanzler hatten beide eine große Partei wider sich, nur behandelte sie jeder nach seinem Charakter anders. Gneisenau wich ihr aus oder wies ihr die Zähne, der Kanzler umging sie mit seinem diplomatischen Talent oder einer gewissen theils wahren, theils falschen Treuherzigkeit. —

Wenn der Staatskanzler den Lasten des Hoflebens sich oft zu entziehen suchte, so war er doch nicht gleichgültig gegen den Verlust des Einflusses und der einmal erlangten Würde. Ich glaube, nur ein sehr philosophischer Geist kann sich leicht darin finden.

Als er das erste Mal auf Napoleon's Einwirken zurücktreten mußte, wurde es ihm vielleicht leichter, als es ihm im Jahre 1812 geworden sein würde, wo er denselben

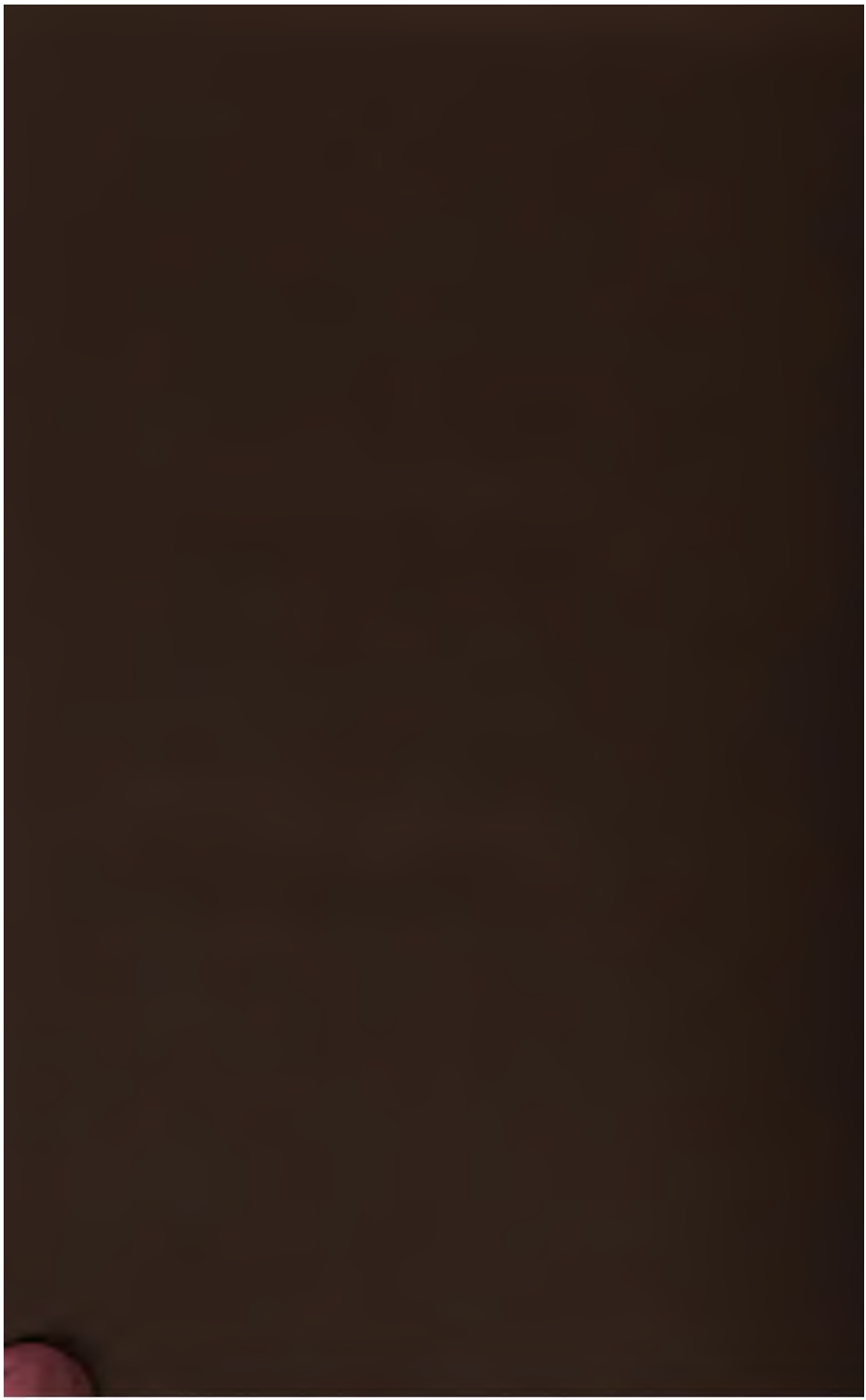
Fall erwartete. Ich habe nie Furcht vor dem Tode bei ihm entdeckt, aber ich habe Ursache zu glauben, daß ihm damals der moralische Muth fehlte, seinem Sturze mit Ruhe entgegenzutreten.

Auch in Gneisenau's Charakter lag, wie häufig, neben den größten Tugenden, neben der Fähigkeit ganz anspruchslos jeder großen Idee die schwersten Opfer zu bringen, neben dem edelsten Willen und der hohen männlichen Kraft, diesem That zu geben, doch die Schwäche, das glänzen sehen zu wollen, was ihm werth war.

Hardenberg und Gneisenau waren, wie es oft geschieht, nicht stolz auf die Größe ihres Charakters, aber vielleicht eitel, wo man es von einem so starken Geiste nicht erwartet hätte und da verwundbar, doch nicht der eine, wo es der andere war.

In ernsten Dingen ertrugen sie oft strenge Rüge und Tadel, ja, man gewann dadurch besonders bei Gneisenau.

So verschieden Hardenberg und Gneisenau waren, so höchst verschieden ihre Erziehung und Jugend gewesen war, der erste aufgewachsen in Glanz, der andere in Dunkelheit, so waren doch beide, trotz ihrer Fehler, die ich einst vielleicht zu stark empfand und zu bitter tadelte, vorzügliche Männer.



DD 422 .B37 A3 C.1
Denkwurdigkeiten von Heinrich
Stanford University Libraries
3 6105 039 000 208

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004